

THEO HARYCH

Hinter den
schwarzen Wäldern

Geschichte einer Kindheit



www.AUTONOMIE-UND-CHAOS.berlin
www.dissoziation-und-trauma.de

Die erstausgabe dieses autobiografischen romans erschien
1951 im Verlag Volk und Welt Berlin, ab 1967 im
Mitteldeutschen Verlag Halle – Leipzig.
Diese erste neuauflage enthält ein biobibliografisches
nachwort von mondrian v. lüttichau.

Achtung:

**Dieses buch kann überlebende von traumatischer gewalt,
vor allem auch familiärer gewalt, triggern!**

Neuausgabe in kooperation mit DISSOZIATION UND TRAUMA
© 2015 VERLAG AUTONOMIE UND CHAOS BERLIN
© der texte von theo harych: Dr. horst harych (berlin)

ISBN 978-3-923211-64-7

Diese online-publikation kann für den eigengebrauch
kostenfrei heruntergeladen werden.

Inhalt

Der rote Teufel	5
Das Pferd	46
Der wilde Wazeck	76
In Senftenberg	98
Kubiak	103
Kinderzeit in Garki (1)	111
Familie Labuda	134
Erwin und sein Vater	141
Kinderzeit in Garki (2)	153
Himmelsbrot und Rosenkranz	159
"Heil dir im Siegerkranz!"	168
Verhandlungen mit dem lieben Gott	178
Martha und der Pfarrer	187
Die Geschichte der Magd Suse	195
Mordversuch	215
Der Kriegsgefangene Iwan	225
Vater Lubin	231
Ein Rehkitz	236
Die alte Beerensammlerin	240
"Der Fluch seines Vaters lastete auf ihm!"	246
Josepha	255
Suse retten	268
Christliche Leute	278
Grenzgänge	289
"Diese Schande, diese Sünde!"	295
Josef	300
In die Fremde	306
<i>Anhang:</i>	
Wie ich ein Schriftsteller wurde	311
Nachwort (2015)	326

Der rote Teufel

Wer das Städtchen Mittwaldau verläßt und seine Schritte nach Osten lenkt, den nimmt bald ein dunkler Tannenwald auf, der sich zu beiden Seiten der Landstraße mehrere Kilometer hin ausdehnt. Nach einer guten Stunde lichtet sich plötzlich der Wald. Umrahmt von dichten, hohen Tannen, eingebettet zwischen Wiesen und Gärten, stehen auf der großen Waldlichtung verstreut mehrere alte Hütten und Bauernhöfe, und auch auf beiden Seiten der Straße reiht sich ein Bauerngehöft an das andere. Nur zwei Gebäude ragen weit hinaus über die Dächer der Häuser und sogar über die Kronen der alten Bäume: die jahrhundertealte Kirche und das neuerbaute Schulhaus.

"Schwarzwald" steht auf einem Schild rechts an der Straße vor dem Dorf. Zwischen den großen Bauernhöfen stehen niedrige Hütten, aus rohen Baumstämmen zusammengefügt. Hier und da sind die Risse in den morschen Wänden mit Lehm verschmiert, und auf den verwitterten Strohdächern wuchert üppig grünes Moos. Manche Hütten sind aus Feldsteinen gebaut und die Mauern mit Kalk getüncht. Fast mitten im Dorf, auf einem mit Buchen und Tannen umrandeten Platz, steht die Kirche und nicht weit davon das Schulhaus. Die lange Dorfstraße zieht sich in vielen Windungen zwischen den Bauernhäusern hindurch und verschwindet im Osten im dunklen Tannenwald.

Fast am Westausgang des Dorfes steht eine armselige Hütte, vor vielen Jahrzehnten aus Feldsteinen erbaut. Die Lücken in den Wänden sind mit Lehm ausgefüllt, und die schiefe Giebelwand hat man mit zwei dicken Baumstämmen abgestützt.

Innerhalb dieser schiefen Mauern sind zwei Räume. In der kleinen Stube stehen zwei wurmstichige Bettgestelle, ein alter Schrank mit schiefen Türen, eine Kommode mit drei Schubfächern, ein wackliger Tisch mit vier Stühlen und eine Holzbank. In dem einen Bett schläft der alte Vater Karwig, während das andere Bett seiner siebzehnjährigen Tochter Julke als Lager dient.

Als die Mutter noch lebte, mußte Julke mit ihr dieses Bett teilen, denn in der Küche, in der noch zwei Betten standen, war kein Platz für sie. Jetzt sind die beiden

Betten schon längst aus der Küche verschwunden, denn Julkes sechs Geschwister sind in alle Welt verstreut, weil für so viele Esser kein Brot und auch kein Platz mehr im Haus war. Julke war die jüngste Tochter und durfte nicht in die Welt hinaus wie alle anderen, denn sie war nach dem Tod der Mutter die einzige Stütze des alten Vaters. Sie führte ihm den Haushalt, half ihm das wenige Vieh versorgen und die vier Morgen Sandboden beackern. Der Vater mußte noch ab und an im Wald als Holzfäller arbeiten, um ein paar Groschen dazuzuverdienen.

Julke hielt auf Ordnung und Sauberkeit in der Wohnung und kümmerte sich auch um all die vielen Dinge, die vordem schon ihrer Mutter Kummer bereiteten. Wenn sie einen guten Rat brauchte, kniete sie vor dem Bild der Mutter Gottes nieder und flehte um Hilfe.

An den weißgetünchten Wänden hingen allerlei Bilder von vielen Heiligen, und jeder Heilige hatte eine besondere Mission zu erfüllen. Der heilige Blasius war Helfer bei allerlei Krankheiten, hauptsächlich bei Halsschmerzen. Der heilige Josef war Schützer und Berater in Familienangelegenheiten und die Mutter Gottes die Trösterin und Beschützerin aller Jungfrauen. Der heilige Antonius dagegen wurde am meisten befragt und um Hilfe gebeten. Wenn Julke den Hausschlüssel verloren hatte, so half ihr der heilige Antonius, ihn wiederzufinden, und wenn sie mit dem Vater auf dem Feld arbeitete, wurde ihm der Schutz des Hauses aufgetragen. Alle diese Heiligen waren nützliche und gute Hausgeister. Daher war es auch verständlich, wenn Julke des öfteren kniend vor ihren Bildern betete.

An den kleinen niedrigen Fenstern hingen Gardinen aus buntem Papier, die Julke selbst angefertigt hatte. Die morschen Fußbodenbretter waren stets sauber gescheuert und mit weißem Sand bestreut, den Julke jeden Sonnabend mühsam aus dem Wald heranschleppte.

Julke war ein dunkelhaariges, schönes Mädchen, gesund und kräftig gebaut und von vielen Burschen im Dorf sehr begehrt. Mancher Bauernsohn war schon bei ihrem Vater gewesen und hatte über die Mitgift verhandelt, die Julke in die Ehe einbringen sollte. Wenn aber diese Burschen hörten, daß Julke nur vier Morgen Land bekommen konnte, gingen sie betrübt wieder fort und suchten unter den Töchtern des Dorf eine reichere Gefährtin. Vier Morgen waren nicht viel, dazu kam noch als Belastung der Vater, den man bis zum seinem Tod ernähren mußte.

Auch kleine Handwerker und arme Waldarbeiter bewarben sich um das Mädchen. Der Vater schüttelte aber jedesmal den Kopf. Diesen Hungerleidern konnte er seine Julke nicht geben. Sollte er vielleicht seine vier Morgen Land an diese armen Schlucker verschenken? Es gab ja genug arme Mädchen im Dorf, dort sollten sie anklopfen. Unter vier Morgen war seine Julke auf keinen Fall zu haben; denn zweimal vier ist acht, rechnete der alte Mann laut vor. Bei acht Morgen

konnte man schon einen Schwiegersohn aufnehmen. – Wer wollte übrigens behaupten, daß Julke nicht noch mehr wert sei?

Julke sah die Freier kommen und gehen. Jedesmal, wenn ein Freier kam, wurde sie hinausgeschickt. In der Küche lehnte sie dann am schiefen Kamin und wartete klopfenden Herzens auf die Entscheidung. Immer bereiteten ihr diese Besuche bangende Minuten; gespannt sahen ihre Augen auf die Tür, hinter der verhandelt wurde. Von all den Burschen des Dorfes, die zum Vater kamen und sie beehrten, mochte sie keinen leiden. Die anderen aber kamen nicht. Die waren eben zu arm, noch ärmer als sie selbst; und so getrauten sie sich nicht, um sie zu werben. Aber darüber hatte sie nicht zu bestimmen. Ihr Schicksal hatte der Vater in seinen Händen. Die reichen Bauernsöhne umwarben sie wohl, denn sie war ja ein gesundes und hübsches Mädchen. Aber heiraten? Nein. Wie konnte ein Reicher ein armes Mädchen heiraten! Nein, das gab es nicht. Arm gehört zu arm und reich zu reich! Außerdem durfte sie nicht daran zweifeln, daß ihr der liebe Gott den rechten Ehegefährten zu gegebener Zeit zuführen werde. Sie bat daher jeden Tag ihren Herrgott, er möge bei der Auswahl an die nötigen Morgen Land denken, die ihr Zukünftiger in die Ehe einbringen müsse. Wenn er auch noch ein stattlicher, gutgewachsener Mann sei, wolle sie ihm dafür besonders danken. Anscheinend hatte sie jedoch zum lieben Gott in dieser Hinsicht kein rechtes Vertrauen; denn ihre Gebete verrichtete sie stets vor dem Bild der Jungfrau Maria.

7

Dann kam der Sonntag, den Julke ihr ganzes Leben lang nicht vergessen konnte. Der Tag, an dem das kaum siebzehnjährige Mädchen verschachert wurde; verschachert um ein paar Morgen Land, die ein Fremdling in einem weit entfernten Dorf sein eigen nannte.

Wer war dieser fremde rotblonde Jüngling, der schon über eine Stunde beim Vater saß und nicht wieder gehen wollte? War er ihretwegen gekommen?

Julke war streng erzogen worden. Der Vater hatte sie mit sorgender Liebe umgeben, aber sie hatte auch ebensoviel Prügel von ihm bekommen. Sie hatte bisher nicht gewagt, mit den Burschen des Dorfes länger zu sprechen. "Das führt zu nichts Gutem", hatte der Vater gesagt. "Wenn die Zeit da ist, wird dir Gott schon den rechten Mann ins Haus schicken. Nur Teufelsweiber treiben sich mit den Burschen auf der Straße herum. Verflucht sei die Stunde, die ein unschuldiges Mädchen mit einem Burschen allein und heimlich verbringt!" Julke hatte niemals gewagt, an der Tür zu lauschen, wenn Besucher beim Vater waren, aber jetzt konnte sie der Versuchung nicht widerstehen. Leise schlich sie zur Tür und hörte mit klopfendem Herzen auf die Worte der beiden Männer in der Stube. Eine unbegreifliche Angst packte sie, als ahnte sie schon jetzt den Leidensweg, auf den

sie in dieser Minute von ihrem Vater gestoßen wurde, von ihrem Vater, den sie so sehr liebte und noch mehr fürchtete. Sie hatte gelernt, sich widerspruchslos allen Anordnungen des Vaters zu fügen und die Gebote Gottes zu achten. Eine Sünde wider das vierte Gebot konnte und wollte sie nicht auf ihr Gewissen laden, mochte kommen, was da wollte. *"Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß es dir wohlergehe und du lange lebest auf Erden."*

Auch der Vater war ein frommer Christ und auf das Wohlergehen seines Kindes bedacht. Das Wohlergehen dieser Menschen aber hing von der Anzahl der Morgen ab, die sie bewirtschaften durften. Wohl hatten manche Bauern im Dorf mehr Land, als sie bearbeiten konnten, gaben aber keine Furche Ackerboden an arme Menschen ab. Huldigten sie doch dem Geizteufel, der sie fest in seinen Klauen hielt. Diesen armen, verirrt Menschen würden schon eines Tages die Augen aufgehen, wenn ihre Seelen von der Majestät Gottes den Richterspruch empfangen: *"Gehet von meinem Angesicht, ihr verfluchten; denn ich war hungrig, und ihr habt mich nicht gespeist!"* Mochten diese geizigen Großbauern nur ihre vielen Morgen behalten. Der Teufel freute sich schon auf ihre Seelen. Aber man mußte sorgen, die nötige Anzahl Morgen auf ehrliche Weise zu erringen, damit man das Brot hatte, Brot und Salz, das allein dem vergänglichen Leib das Leben erhält. Wer sollte es daher dem alten Mann verübeln, wenn er um jeden Morgen Land schacherte? Er tat es ja nur seiner Tochter zuliebe. Freilich hatte der gute Mann auch seinen eigenen Vorteil im Auge. Er war schon alt und hatte trotz der schweren Arbeit nicht so viel zusammenbringen können, um sich nun aufs Altenteil zu setzen. Der andere, der seine Tochter zum Weib begehrte, sollte ihn, den Vater, mit übernehmen. Aber das war keine allzu große Belastung. Bald würden seine Gebeine auf dem Gottesacker ruhen, und seine Seele würde den ewigen Frieden haben.

Wankend entfernte sich Julke von der Tür. Ratlos betrachtete sie die vielen Heiligenbilder, die auch hier an der Küche an den weißgetünchten Wänden hingen und jetzt düster, fast feindselig auf sie herabschauten. Ratlos wandte sie sich ab, hockte sich ängstlich hinter den Kamin und schluchzte leise vor sich hin.

Als die Tür polternd aufgerissen wurde, schreckte sie heftig zusammen und wischte sich die Tränen mit der Schürze aus den Augen. Der Vater rief: "Wo steckst du, Julke!" und zerrte sie an der Hand hinter dem Kamin hervor. "Komm mal rüber in die Stube", sagte er augenzwinkernd. Julke sträubte sich. Der Vater schimpfte: "Verstell dich bloß nicht so. Du bist froh, daß einer gekommen ist, der dich haben will. Ein Weibsbild in deinem Alter sehnt sich schon sündhaft nach einem Mann. Mir kannst du nichts vormachen. Komm schon, Peter Harych aus Laski ist da und will dich sehen."

Der alte Karwig zog das Mädchen in die Stube.

Peter stand lachend von seinem Stuhl auf und reichte Julke die Hand. "Magst mich leiden?" fragte er, das Mädchen wohlgefällig betrachtend. Julke senkte verschämt den Blick, ohne zu antworten.

Der Vater sagte: "Gott hat uns diesen jungen Mann ins Haus geschickt. Es ist Gottes Wille, daß du seine Frau wirst." Julke hörte ihren Vater wie aus weiter Ferne sprechen und blickte immer noch starr zu Boden.

Der Vater fuhr fort: "Du wirst bald eine reiche Bauernsfrau werden. Peter will dich heiraten, und du ziehst mit ihm in sein Heimatdorf, sobald er die Wirtschaft von seinem Vater übernehmen kann. Du wirst ein Pferd, zwei Kühe und achtzehn Morgen Land und Wiese haben. Ich bin schon mit Peter einig, und du kannst dich freuen."

Peter griff nach ihrer Hand. Julke wurde rot, entzog ihm hastig die Hand und verließ fluchtartig das Zimmer. "Das wird sich noch geben", sagte der Vater entschuldigend, "sie hat noch keinen Mann angeguckt. Du kriegst sie so unschuldig, wie sie aus dem Mutterleib gekommen ist." Peter lachte: "Na, sie wird schon munter werden, wenn wir erst verheiratet sind."

Die beiden Männer hatten noch eine lange Unterredung, die sich jedoch nur um Peters Wirtschaft drehte. Peter schrie den alten Mann an: "Dich aufs Altenteil setzen? Wo denkst du hin! Bleib nur schön in dieser Bude; so lange wird sie noch halten, bis du unter der Erde bist. Und solange mein Vater lebt, werde ich hierbleiben und mein Glück als Holzfäller versuchen!" Dann setzte er prahlend hinzu, indem er seine starken Arme hob: "Mit diesen Knochen werde ich wohl in eurem Wald Arbeit bekommen, was?"

Karwig erwiderte: "Damit verdienst du kaum das Salz und nimmst uns noch unser Brot."

"Nu fang nicht gleich an zu flennen," entrüstete sich Peter, "mein Alter wird nicht ewig leben, dann setze ich die Mutter aufs Altenteil, du bist mich los und deine Tochter dazu. Deine baufällige Bude und die vier Morgen Sandacker werde ich dir nicht auf dem Buckel fortschleppen. Die kannst du noch so lange behalten, wie dich der liebe Gott leben läßt."

Peter holte aus seiner Joppe eine Schnapsflasche hervor, reichte sie ihm und sagte: "Da, trink, Vater, und freue dich, daß du deinen unnötigen Fresser bald los wirst."

Der alte Mann trank die Flasche halb leer, wischte sich zufrieden mit dem Handrücken den Mund und schimpfte los: "Du Pschakreff, du Lästernaul! Auf der ganzen heiligen Gotteswelt findest du nicht ein zweites Weib, wie die Julke ist. Du kannst Gott auf den Knien danken, daß er dich in unser Haus geführt hat."

Peter spottete: "Ich hätte auch so hergefunden, Alter."

Karwig schielte nach der halbgeleerten Flsche: "Ich werde das bißchen da noch austrinken; es ist nicht gut, wenn junge Leute so viel Wodka saufen."

Peter lachte: "Sauf schon, Alter. Ich hole mir aus dem Wirtshaus gleich eine neue." Dann drückte er ihm kräftig die Hand, sagte: "Behüt dich Gott, Vater, zum nächsten Sonntag bin ich wieder da."

Er verließ das Haus, ohne sich von seiner Erwählten zu verabschieden.

Das Heiratsgeschäft hatte sich im Dorf schnell herumgesprochen, und die Dorfburschen waren sehr empört, daß es ein Fremdling gewagt hatte, um die schöne Julke zu werben. Schon ein paar Tage später hinterbrachte man Peter, der einige Dörfer weiter östlich zu Hause war, daß er es ja nicht wagen solle, noch einmal nach Schwarzwald zu kommen; die Burschen würden ihn mit blutigem Kopf wieder heimschicken.

Peter lachte über diese Drohung: "Diese Muttersöhnchen werden sich noch wundern, die haben wohl noch mit keinem Burschen aus Laski zu tun gehabt."

Am nächsten Sonntag putzte er seine Schaftstiefel blank, band sich eine rote Krawatte um, kaufte im Wirtshaus eine halbe Flasche fünfundsechzigprozentigen *Starom Maupe* (auf deutsch "Alter Affe"). Er trank sie behaglich aus und steckte noch eine zweite in seine Joppe. Dann machte er sich fröhlich pfeifend auf den Weg nach Schwarzwald.

Im letzten Dorf vor Schwarzwald trank er noch einen halben Liter *Klaren*, fluchte über den schwachen Schnaps und betrat dann den dunklen Tannenwald. Mitten im Wald blieb er vor einem Busch stehen, schnitt mit seinem Messer einen handfesten Knüppel ab und ging vergnügt weiter.

Kurz vor Schwarzwald sah er sich plötzlich von einer Anzahl Burschen umringt. Peter blieb erstaunt stehen und fragte bissig: "Na, ihr kleinen Kinderchen, was treibt euch denn hier so allein im Wald herum? Wenn Mutter zu Hause abzählt, fehlt nachher eines."

Ein großer, knochiger Bursche trat dicht an Peter heran: "Geh mal schnell wieder nach Laski, du Großmaul, sonst kannst du deine Knochen nachher im Wald zusammensuchen."

Er konnte seine Worte nicht ganz beenden; denn er lag schon mit zertrümmerter Nase vor Peters Füßen.

Wie eine Meute stürzten die anderen augenblicks über Peter her und schlugen von allen Seiten auf ihn ein. Als ihn ein wuchtiger Schlag gegen die Schulter traf, flackerten seine Augen böse auf. Wild stürzte er sich auf die Angreifer. Mit der rechten Hand schwang er den Knüppel, und mit der linken Hand schleuderte er die Burschen von sich. Aber die Überzahl war zu groß. Es schien, als sollte Peter seine Erwählte nie wiedersehen. Schon schoß ihm das Blut aus Mund und Nase.

Eine kleine Atempause trat ein. Peter stand mit dem Rücken an einen Baum gelehnt, wischte sich mit der Faust über das Gesicht, sah die blutbesudelte Hand

und stieß einen gräßlichen Fluch aus. Ohne Besinnen stürzte er sich erneut auf die Angreifer. Geschmeidig wie eine Katze sprang er vor und zurück. Vor seinem Mund bildete sich weißer Schaum und mischte sich mit dem Blut, das über sein Gesicht rann. Jetzt glich er einem reißenden Tier, einem wütenden Teufel. Mit einem Wutschrei warf er den Knüppel einem Burschen an den Kopf, packte einen anderen an der Brust, riß ihn hoch und schleuderte ihn auf einen dritten. In seiner Wut hob er einen zerschlagenen Gegner von der Erde auf und warf ihn gegen einen Baum. Entsetzt wichen die anderen zurück. Zwei Angreifer lagen schon besinnungslos am Boden, und ein dritter hockte am Baum und wischte sich das Blut aus den Augen. Die anderen ließen sich nicht mehr sehen.

Peter sah wild um sich. Als er den Burschen am Baum erblickte, trat er drohend auf ihn zu. Der hob abwehrend die Arme. Peter fragte böse: "Hast genug?"

"Ja, es langt, du rasender Teufel."

Peter setzte sich zu ihm auf die Erde, wischte sich das Blut und den Schweiß aus dem Gesicht, blickte auf seine Mütze, die wenige Schritte entfernt zertrampelt und zerfetzt auf dem Weg lag, und knurrte: "Narren, verfluchte!" Dann wies er auf die beiden leblosen Männer und sagte zu seinem Nachbarn: "Wenn diese beiden da der Teufel geholt hat, kannst du dir die Julke nehmen. Mich wird sie dann wohl nicht mehr haben wollen." Er stieß ihm die Faust leicht in die Rippen und fragte: "Kannst allein laufen? Sonst wart, bis sie die andern abholen."

Peter überlegte, ob er Julke in diesem Zustand noch aufsuchen sollte. Aber plötzlich warf er den Kopf hoch und brummte: "Klar geh ich hin, damit sie gleich weiß, mit wem sie es zu tun hat." Er stand auf, suchte seinen Knüppel, kehrte zu dem Verletzten zurück und verabschiedete sich freundlich von ihm: "Mach es gut, Junge, und nimm es dir nicht so sehr zu Herzen, hast eben Pech gehabt." Dann ging er davon, den Kopf trotzig erhoben. Inzwischen kamen die Burschen ins Dorf, und aufgeregt erzählten sie, daß Peter, der Fremdling, wie ein roter Teufel im Wald gehaust und mehrere Burschen erschlagen hätte.

Auf der Dorfstraße bildeten sich Gruppen von Männern, Frauen und Kindern, die erregt aufeinander einsprachen und ratlos hin und her liefen. Ein junger Bursche schilderte den Kampf in den gräßlichsten Farben. "Das ist kein Mensch, das ist ein roter Teufel!" schrie er entrüstet. "Ihr hättet ihn sehen müssen, Leute! Die Augen hat er verdreht wie der Leibhaftige, sie waren blutunterlaufen, und blutiger Schaum kam aus seinem Mund. Seine roten Haare flatterten, als sei sein Kopf in Flammen gehüllt. Es fehlten ihm nur noch ein Paar Hörner an der Stirn. Nein, Leute, ein Christenmensch kann das nicht sein, er steht mit dem Teufel im Bund!"

Mehrere Frauen bekreuzigten sich bei diesen Worten, und die Kinder hielten sich ängstlich an den Rücken ihrer Mütter fest. Die Männer fluchten und ballten die Fäuste.

Mit zerrissenen Kleidern – ein Ärmel seiner Joppe war ganz abgerissen –, das Gesicht mit Dreck verschmiert und die roten Haare vom Blut und Schweiß verklebt, schritt Peter mit stolzerhobenem Haupt durch das Dorf, den Knüppel in seiner Rechten schwingend. Ängstlich wichen ihm alle aus. Die Frauen und Kinder schauten verstohlen hinter den Gardinen hervor.

Inzwischen verließ ein Leiterwagen, mit Stroh ausgepolstert, das Dorf, um die "Toten" aus dem Wald zu holen. Alle Väter und Mütter, die ihre Söhne nicht zu Hause wußten, saßen auf dem Leiterwagen oder liefen erregt nebenher. Aber im Wald fanden sie nur zwei junge Burschen, die zwar nicht tot, aber immerhin schlimm zugerichtet waren. Das ganze Dorf war in Aufruhr, als der Leiterwagen mit den Verletzten heimkehrte.

Der Feldweg mündete in der Nähe des Gasthauses auf die Dorfstraße. Da Peters Schnapsflasche bei der Prügelei in Scherben gegangen war, beschloß er, sich im Gasthaus eine neue zu holen.

In der Schenke saßen vier alte Männer, die sofort die Augen senkten, als Peter eintrat. Der Wirt warf einen ängstlichen Blick auf ihn und beeilte sich, seine Wünsche zu erfüllen. Peter trank einen Viertelliter *Alten Affen*, steckte noch eine Halbliterflasche zu sich und verließ grußlos die Schenke.

Ohne sich umzuschauen, ging er dem Westausgang des Dorfes zu, wo seine Julke wohnte. Als er die Küche betrat, schlug der alte Karwig entsetzt die Hände über dem Kopf zusammen. Julke stieß einen Schrei aus und flüchtete hinter den Kamin. Der Alte staunte: "Junge, Junge, haben die Strolche dich aber verprügelt; hast du dich denn gar nicht gewehrt?"

"N bißchen schon", erwiderte Peter. "Zwei haben sich gleich hingelegt. Wenn sie ohne die Letzte Ölung gestorben sind, bin ich nachher noch schuld, daß sie in der Hölle braten müssen."

"Heiliger Bonifazius! Hast womöglich mit dem Messer gestochen?"

Peter zeigte seine blutigen Pranken: "Nein, nur hiermit zugeschlagen."

"Und wenn die nun tot sind, Peter, was machste dann?"

"Dann kannst du deine Julke an einen anderen verschachern, und ich gehe nach Amerika. Aber vielleicht sind sie noch gar nicht tot. Geh hin und frag mal nach. Solange werde ich noch hier warten."

Dann ging Peter zum Kamin und zerrte Julke hervor, die ihm die Hände abwehrend entgegenstreckte und lamentierte: "Jesus Maria! Wie siehst du bloß aus! Geh, faß mich nicht an, du hast Menschenblut an deinen Händen!"

"Ja," sagte Peter gemächlich, "aber das ist mein eigenes, kein fremdes, und wenn du mich sauber machst, kannst mich womöglich nachher wieder leiden."

Julke wusch ihm das Gesicht und reinigte seine Wunden. Dabei zitterten ihre Hände. "Mußt dich immer schlagen?"

"Nein, Julke, ich tu's nicht wieder, beim nächstenmal halt ich ganz still und lasse mich dir zu Gefallen verprügeln."

Der Vater warnte: "Sieh dich vor, Junge. Sie werden dich nicht in Ruhe lassen; sie werden dich noch umbringen. Solange du mit Julke nicht verheiratet bist, halten sie dich für einen Eindringling. Du mußt damit rechnen, daß sie dich noch eine Stunde vor der Trauung verprügeln."

Peter faßte Julke unter den Arm und sagte gemütlich: "Wenn du deinen Peter am Leben erhalten willst, mußt du ihn so schnell wie möglich heiraten, von einem toten Peter hast du nicht viel."

Julke sah ihn fragend an. Peter gab ihr den ersten Kuß auf die Lippen und brummte: "Meinetwegen kann es in vier Wochen losgehen." Julke wurde rot und nickte. Auch der Vater war einverstanden und sie beschlossen, das Aufgebot beim Pfarrer zu bestellen.

Peter holte die Schnapsflasche aus seiner Tasche und reichte sie seinem Schwiegervater: "Da nimm, Alter, trink und laß noch ein bißchen für mich drin." Als die Flasche leer war, sagte Peter: "Das war unsere Verlobung, den Verlobungskuß hat Julke schon weg."

Nach einer Weile verabschiedete er sich: "Jetzt gehe ich noch ein bißchen ins Wirtshaus und gebe meine Einstandslage; das ist hier doch wohl so üblich?" Ohne eine Antwort abzuwarten, ging er zu Tür hinaus, den Knüppel immer noch in der Hand schwingend.

In der Schenke saßen an mehreren Tischen fünfzehn Männer und junge Burschen in kleinen Gruppen zusammen. Sie diskutierten eifrig über die Ereignisse der letzten Stunden, als die Tür aufgerissen wurde und Peter hereinkam. Ohne die Männer auch nur eines Blickes zu würdigen, steuerte er gradewegs auf den Ausschank los, warf einen harten Taler auf den Tisch und rief dem Wirt zu: "Eine Einstandslage, aber vom Besten, was da ist."

Während Peter gelangweilt mit dem Knüppel an seine Stiefelschäfte klopfte, zählte der Wirt mit ausgestrecktem Arm die Gäste. Bei "fünfzehn" nickte er befriedigt, stellte fünfzehn Gläser auf ein Tablett und schob eins Peter zu. Dann schenkte er ein und stellte jedem Gast das gefüllte Glas vor die Nase.

Jetzt ergriff Peter sein Glas, drehte sich zu den Männern um, hob es in die Höhe und rief mit lauter Stimme: "Ich gehöre von jetzt ab zu euch, ob es euch gefällt oder nicht. Trinkt mit mir auf gute Freundschaft und auf das Gedeihen des Dorfes."

Aber keine Hand rührte sich. Eisiges Schweigen herrschte in der ganzen Schenke. Auf den Gesichtern der Männer malte sich ablehnende Verachtung.

Peter musterte erst erstaunt, dann mit zornigen Blicke die Männer. Seine Stirnadern schwellen an, er duckte sich wie zu Sprung. So verhielt er einige Sekunden.

Ein junger Bursche stand langsam auf und schlich rückwärts zur Tür. Die anderen Männer blieben auf ihren Plätzen sitzen und verfolgen jede Bewegung Peters.

Dieser ging langsam, mit hängenden Armen, den Knüppel fest in der Hand, auf den ersten Tisch zu, ergriff das Glas, das vor dem Burschen stand, und goß den Inhalt hastig hinunter. Ohne auch nur ein Wort zu sagen, ging er zum nächsten Mann und tat das gleiche.

Als er beim achten Glas angelangt war, flüsterte ein junger Mann seinem Freund zu: "Wetten, beim zwölften kippt er um, dieser Teufel!"

Aber Peter kippte nicht um. Nachdem er den Inhalt des letzten Glases hinuntergespült hatte, drückte er es in der Hand zusammen und warf die Scherben mit einem Fluch auf den Tisch. Die Splitter gruben sich tief in seine Hand, und das Blut tropfte herab. Die Männer sprangen entsetzt auf. Peter warf ihnen einen verächtlichen Blick zu und verließ wortlos die Schenke.

Genau vier Wochen später fand die Trauung von Peter und Julke statt. Die Dorfkirche war schon eine Stunde vorher überfüllt. Von weit und breit waren die Bauern und Waldaerbeiter herbeigeeilt, um den *roten Teufel*, von dem man sich die tollsten Geschichten erzählte, bei der Trauung zu sehen. Wenn jemand einen Dorfbewohner fragte, was es denn heute gäbe, bekam er zur Antwort: "Der rote Teufel heiratet einen schwarzen Engel."

Die Kirche konnte nicht alle fassen, und viele mußten draußen bleiben. Plötzlich ging eine Bewegung durch die Menge: "Er kommt, er kommt!" Man reckte die Hälse, um besser sehen zu können. Die Menschen wichen zur Seite, und durch das Spalier schritt Peter neben seiner Julke andächtig in die Kirche.

Enttäuschung malte sich auf den Gesichtern vieler Zuschauer; denn was sie sahen, war kein brutaler Raufbold und kein Teufel, sondern ein großer, breitschultriger rotblonder Jüngling mit blauen Augen und weichen, freundlichen Zügen. Nur der kräftige Bau seines Körpers und die großen, derben Fäuste paßten nicht zu der durchsichtigen Haut seines Gesichts.

Nach der Trauung begab sich das junge Paar, begleitet von den Hochzeitsgästen, zu Fuß in das Haus des Brautvaters, wo die Hochzeitsfeier stattfand.

Peter war – mein Vater. Und die dunkelhaarige schöne Julke war meine Mutter. Acht Jahre später kam ich als ihr fünftes Kind zur Welt.

Das alte, halbverfallene Häuschen am Westausgang des Dorfes war festlich mit Birkenzweigen geschmückt, in die bunte Papiergirlanden eingeflochten waren. Aus der Stube hatte man die wenigen Möbel entfernt und einen langen Tisch aus rohen Brettern aufgebaut. Julke trug einen kurzen Schleier im Haar, den ein geschlossener Myrtenkranz zierte. Peter hatte seinen blauen Sonntagsanzug angezogen und sich einen Strauß aus Feldrosen an den Rockaufschlag stecken lassen. Seine Eltern waren auch gekommen, und seine Mutter bereitete gemeinsam mit Julke das Essen vor. Julke hatte sich eine Schürze umgebunden und hantierte fleißig in der Küche. Hin und wieder lief sie in die Stube und brachte den Gästen Wodka, dem die Frauen ebenso fleißig zusprachen wie die Männer. Julkes Vater hatte zum Hochzeitsschmaus einen Ziegenbock geopfert, von dem die Gäste nur die blanken Knochen übrigließen. Dann begann eine fröhliche Zecherei, die bis zum Abend währte.

Kurz vor der Trauung war Peter beim Schankwirt vorstellig geworden, um den Tanzsaal mit der Dorfkapelle zu mieten. Der Wirt lehnte jedoch mit vielen Entschuldigungen ab. Der Saal sei schon besetzt, die Burschen wollten an diesem Abend ein öffentliches Tanzvergnügen veranstalten. Peter hatte sich entschlossen, mit seinen Gästen daran teilzunehmen.

Am späten Abend erschien daher die ziemlich angetrunkene Hochzeitsgesellschaft, an der Spitze Peter mit seiner jungen Frau, und verlangte am Tisch vor der Saaltür die Eintrittskarten. Der Kassierer – ein junger, kräftiger Bursche – sah Peter ängstlich an und schielte hilfesuchend durch die offene Tür in den Saal. Mehrere Burschen hatten Peters Ankunft schon bemerkt, und als sie den fragenden Blick des Kassierers sahen, schüttelten sie kaum merklich die Köpfe. Peter hatte alles genau beobachtet, und als der Kassierer sich ihm wieder zuwandte, standen die Zornesfalten schon auf seiner Stirn. Mit einem Stoß warf er den Tisch mit dem Geld, das in einer leeren Zigarrenkiste untergebracht war, um und betrat den Saal. Er rief den Burschen zu: "Eure Eintrittskarten brauche ich nicht, es geht auch so!" Julke zögerte erst; aber als Peter ihr zuwinkte, folgte sie mit den anderen Hochzeitsgästen. Während diese sich im Saal verstreuten, zog Peter, seine Frau an der Hand, zum Ausschank. Dort trank er hastig ein paar Schnäpse, drehte sich dann um und blickte wütend in den Saal. Kurz darauf setzte die Kapelle ein, und bald füllte sich die Tanzfläche.

Peter faßte seine junge Frau um die Hüfte und tanzte mit ihr die flotte Polka. Aber er konnte nur eine halbe Runde mit ihr tanzen, denn plötzlich brach die Musik mit einem Mißton ab.

Sofort lösten sich die Paare und eilten auf ihre Plätze. Nur Peter und Julke blieben mitten im Saal stehen und blickten sich erstaunt um. Peter sagte rot vor Zorn:

"Pschakreff!" ließ seine Frau stehen und ging mit vorgebeugtem Körper und geballten Fäusten zu den Musikern. "Was soll das bedeuten?" schrie er die Männer an. "Wollt ihr nicht weiterspielen?"

Die Männer hoben die Schultern und sahen an ihm vorbei auf eine Gruppe Burschen, die abseits standen und Peter beobachteten. Peter wandte sich schnell um. Als er die drohende und ablehnende Haltung dieser Männer bemerkte, wußte er plötzlich alles. "Ach so", sagte er nur, dann sprang er mit einem Satz auf die Bühne und brüllte: "Alle Weiber raus!"

Im Augenblick brach ein unheimlicher Tumult los. Drei Freunde Peters aus seinem Heimatdorf stürzten auf die Bühne und stellten sich neben ihn. Aber auch einige Verwandte von Julke und Peter stellten sich vor die Bühne. Inzwischen versuchten die Frauen und Mädchen das Freie zu gewinnen. An der Tür entstand ein solches Gedränge, daß mehrere zu Boden getreten wurden.

Inzwischen stand Peter ruhig auf der Bühne und verfolgte mit grimmigen Blicken, wie sich der Saal langsam leerte. Zum Schluß verließen noch mehrere ältere Männer den Raum; die jungen Burschen gruppierten sich in der Nähe des Ausschanks. Julke, ihr Vater und andere weibliche Hochzeitsgäste sammelten sich in der Nähe der Tür und schauten gespannt und ängstlich auf Peter. Der schrie: "Will noch jemand raus?" Als sich niemand meldete, sprang er von der Bühne herunter, stellte sich mitten im Saal auf und begann in herausfordernem Ton: "Meine Einstandslage habt ihr abgelehnt, den Saal wollt ihr mir verwehren, und nun wollt ihr mich und meine Gäste am Tanzen hindern. Ich bin bereit, jetzt gleich mit euch einen Tanz aufzuführen, der euch Feiglingen vielleicht noch ganz neu ist. Aber bei uns in Laski kennt ihn jedermann. Wenn es losgeht, lasse ich die Tür bewachen, damit mir keiner von euch fortläuft. Ihr seid in der Mehrzahl, fangt an! Ich habe schon zuviel gesprochen."

Furchtlos ging er an den Burschen vorbei zum Ausschank und trank einen Viertelliter *Alten Affen*. Eine erdrückende Stille herrschte im Raum. Gespannt verfolgten alle die Bewegungen Peters. Einige Burschen gingen langsam zur Tür und verschwanden dann schnell in der Dunkelheit. Bald folgten ihnen andere. Schließlich sahen auch die Mutigsten ein, daß sie gegen den *roten Teufel* nicht ankonnten, und verließen fluchend den Saal. Peter rief ihnen nach: "Wenn ihr euch draußen abgekühlt habt und friedlich seid, könnt ihr auch wieder reinkommen und tanzen!"

Die Musiker hatten schon ihre Instrumente gepackt und wollten ebenfalls den Saal verlassen, als ihnen Peter mit einer Handbewegung bedeutete weiterzuspielen. Zögernd packten sie wieder aus, und bald wiegten sich die Hochzeitsgäste im Walzertakt.

Die meisten jungen Mädchen hatten im Garten auf ihre Freier gewartet. Jetzt überschütteten sie die Burschen mit Vorwürfen. Peter hätte genau dasselbe Recht, in der Schenke zu tanzen, wie alle anderen. Sie sollten ihn endlich in Ruhe lassen, dann gäbe es keinen Streit.

Die Mädchen lauschten den Klängen der Musik und forderten die Burschen auf, mit ihnen in den Saal zurückzugehen. Peter lachte mit seinen Gästen, und als er die Mädchen an der Tür gewahrte, winkte er ihnen einladend. Ein Mädchen zerrte einen Burschen an der Hand hinein, und als er sich sträubte, rief sie ärgerlich: "Komm schon, sei kein Schaf. Der rote Teufel hat ja heute einen Engel geheiratet und ist ganz friedlich, komm schon, der tut dir nichts."

Peter lachte aus vollem Hals, ging zur Tür und rief mit lauter Stimme in die Nacht: "Der rote Teufel lädt alle seine Höllengenossen ein, mit den Engeln des Dorfes zu tanzen!" In diesem Augenblick setzte die Kapelle wieder ein, Peter griff nach dem ersten Mädchen, das gerade an ihm vorbeiwollte, und fegte mit einem Jauchzer durch den Saal.

Als der Tanz zu Ende war, war der Raum schon wieder beängstigend voll. Bis in die späte Nacht hinein hörte man das Lachen der Mädchen und die Jauchzer der Burschen.

Erst in den Morgenstunden leerte sich der Saal, und als letzter ging Peter, nicht mehr ganz sicher auf den Beinen, mit seiner Frau nach Hause.

17

Peters Vater weigerte sich, die Schwiegertochter in sein Haus aufzunehmen. "Vorläufig werden ich und meine Leute mit der Wirtschaft noch allein fertig," sagte er, "und unnötige Fresser kann ich nicht gebrauchen."

Peter und Julke beschlossen, in Schwarzwald zu bleiben, solange der Vater noch lebte. Zwar gehörten zu der Landwirtschaft in Schwarzwald noch acht Morgen Land und Wiese, aber diese waren nur gepachtet, und der hohe Pachtzins fraß bald alles auf, was der Boden trug. Wenn im Sommer viel Regen gefallen war, brachte der Sandboden gerade so viel ein, daß sie ohne Schulden über den Winter kamen, aber nach trockenen Sommern reichte das Brot kaum bis zur neuen Ernte.

Der alte Karwig hatte fast sein ganzes Leben im Wald geschuftet und sich noch nach Feierabend mit dem kargen Sandboden abgemüht, um die sieben Mäuler satt zu kriegen, die, kaum aus der Schule entlassen, in die Welt hinausziehen, um den anderen nicht das Brot zu nehmen.

Jetzt, da der Vater alt geworden ist und die schwere Arbeit nicht mehr verrichten kann, kümmern sich seine Kinder wenig um ihn. Jedes hat wohl mit sich selbst zu tun; mag der Alte sehen, wie er auf seiner Hungerwirtschaft zurechtkommt. Nur seine jüngste Tochter Julke ist ihm geblieben und teilt mit ihm die Arbeit und das Brot. Julke hat er nun, Gott sei gelobt, gut an den Mann gebracht, aber es kann noch

eine geraume Zeit vergehen, bis Peters Vater das Zeitliche segnet und seinem Sohn Platz macht. Außerdem steht Peters Schwester kurz vor der Heirat mit dem Bauern Kubiak in Laski und ist noch auszuzahlen. Bis dahin muß Peter eben sehen, wie er mit seiner Frau und dem alten Karwig fertig wird.

Die Einwohner von Schwarzwald waren strebsame und gottesfürchtige Menschen, die nur ein Laster beherrschte: der Schnaps. Den Schnaps brauchten sie zum Leben wie das tägliche Brot. So war es schon seit langen, langen Jahren und würde es wohl auch bleiben, solange Schnaps gebraut wird. Der Pfarrer hatte es sich schon längst abgewöhnt, von der Kanzel dagegen zu wettern. Er ermahnte auch seit Jahren seine Beichtkinder vergeblich, das lästerliche Fluchen zu lassen. Ohne zu fluchen, können diese Menschen genausowenig leben wie ohne Schnaps und Brot. Die Umgangssprache ist halb Deutsch und halb Polnisch, aber geflucht wird nur polnisch. Auf polnisch flucht sich's nämlich viel leichter. So ein echter polnischer Fluch mit allem Drum und Dran wirkt aufmunternd und erfrischend, aber auch manchmal vernichtend und furchteinjagend. Es kommt nur darauf an, wie er aus dem reichhaltigen Schatz der polnischen Flüche zusammengesetzt ist und wie er ausgesprochen wird. Wenn sich zum Beispiel ein Bauer mit dem Hammer auf den Finger klopft, sagt er je nach der Heftigkeit der Schmerzen "Pschakref" mit einem oder mit zwei f. Bricht ihm aber dabei der Hammerstiel ab, sagt er ärgerlich, bedauernd, den Mund langsam auf- und wieder zumachend: "Pscha – kref." Rutscht sein Weib aus und setzt sich mit dem Hintern in einen frischen Kuhfladen, dann sperrt er den Mund weit auf und stößt den Fluch singend aus der Kehle. Wenn jedoch ein Holzfäller mit einem einzigen Axthieb einen halsdicken Baum umlegt, dann drehen die Zuschauer den Kopf verwundert erst nach links und dann nach rechts. Bei der Linkswendung sagen sie "Pscha –" und bei der Rechtswendung "- kref".

Ein anderes Beispiel. Mehrere Männer sitzen zankend um einen Tisch, werfen sich alle möglichen Flüche an den Kopf. Plötzlich fühlt sich einer durch einen unglücklich zusammengesetzten Fluch gekränkt oder verspottet. Er wird still, schließt das linke Auge ganz, das rechte nur halb, öffnet dafür den Mund auf der Seite, wo das Auge ganz geschlossen ist, schlägt mit der Faust kurz und heftig auf den Tisch und sagt mit der bisher geschlossenen Mundhälfte blitzartig: "Pschakreff" mit drei f. Im Augenblick verstummen alle. Die Schwachen weichen zurück. Die Starken umklammern die Messer in ihren Taschen und verfolgen lauernd alle Bewegungen des Mannes, vermeiden aber jede Herausforderung. Sie wissen ganz genau, daß sie jetzt ein reißendes Tier vor sich haben, das bereit ist, sich auf den stärksten Widersacher zu werfen. In den meisten Fällen öffnen sich bald wieder die Fäuste, und die Unterhaltung geht im alten Stil weiter, als ob

überhaupt nichts vorgefallen sei. Das "Pschakreffff" ist der stärkste Willensausdruck dieses Menschenschlages. – Aber nicht nur die Menschen, auch die Tiere, vor allen Dingen die Pferde lernen diese Flüche unterscheiden und richten ihr ganzes Benehmen danach. Die Pferde und Kühe in Schwarzwald und Umgebung ignorieren jedenfalls die deutsche Sprache völlig und wollen nur polnisch angesprochen werden. Ja sogar bis ins Schlesische hinein ist die Umgangssprache mit den Tieren vorwiegend Polnisch.

Einmal blieb in Schwarzwald ein alter, struppiger Bauer mit seinem Wagen, vor den ein kleines, zottiges Pferdchen gespannt war, im Dreck stecken. Er stieg gemütlich vom Wagen herunter, klopfte seine Pfeife auf dem Rad aus, stopfte sie wieder mit Machorka und paffte genau drei Züge. Dann ließ er sie wieder ausgehen, hob die Peitsche und sagte: "He, Alte!" Das Pferdchen rührte sich nicht. "He, du Satan!" Auch dieser Ausruf machte auf das Pferd nicht den geringsten Eindruck. Es wußte wohl genau, daß es noch Zeit hatte, oder aber es verstand kein Deutsch. "He, du verfluchter Szaton!" (Satan) Nach diesem Zuruf spitzte das Pferdchen die Ohren, rührte sich aber immer noch nicht. Nun wurde der Bauer unruhig. "He, ty staro pieruna" (He, du altes Donnerwetter!) Das Pferd schreckte etwas auf, zog kurz an, blieb sofort wieder stehen, hielt aber vorsichtshalber die Ohren nach hinten gedreht. Der Bauer holte tief Luft, zog ärgerlich an der erloschenen Pfeife und schrie wütend: "He, ty jasno pszeklento holera: Pieruna, ciortsche piekielne – pschakreffff!" (He, du blaue, verfluchte Pest: Donnerwetter, Satanas höllischer – Hundebhut!) Jetzt passierte etwas. Das Pferd fuhr wie von einer Tarantel gestochen mit den Vorderfüßen in die Höhe, riß wild an den Strängen, brach in den Knien zusammen, warf sich mit voller Wucht zur Seite und zerbrach die Deichsel. Es sprang sofort wieder hoch, zerriß die Stränge und jagte, wie vom Teufel gehetzt, wiehernd davon, den Wagen samt Bauern im Dreck stehenlassend.

Der alte Bauer schlug die Hände über dem Kpf zusammen und lamentierte: "Oh, Matka Bosko!" (Oh, Mutter Gottes!) und stolperte seinem Pferd nach, ihm auf gut deutsch zuredend: "Komm, Pferdchen, komm, laß dich von mir einfangen! Warte doch, Alte! Du kannst mich armen, sündigen Menschen doch nicht allein mit dem Wagen im Dreck stehenlassen! Lauf doch nicht so weit weg; ich bin ein alter, schwacher Mann!"

Das Pferd blieb tatsächlich stehen, hob den Schwanz, wandte mißtrauisch den Kopf und ließ sich dann ohne Widerstand einfangen. Kaum hielt er es aber am Halfter fest, sagte er drohend: "Wart, du Pschakreffff!"

Nachdem er die Deichsel mit zwei Holzknüppeln geschient und mit Stricken bandagiert hatte, flickte er notdürftig die Stränge und spannte das Pferd wieder an.

Dann begann das Spiel von neuem, nur mit dem Unterschied, daß er den letzten, langen Fluch bedeutend abkürzte und zugleich helfend in die Speichen griff.

Diesmal klappte die Sache großartig, und Pferd und Bauer zogen in voller Eintracht, allen Kummer vergessend, gemütlich ihres Weges.

Peter war im Dorf nicht gerade beliebt; man kümmerte sich wenig um ihn; jeder hatte genug eigene Sorgen. Fast jeden Sonntag ging Peter in sein Heimatdorf, um nach dem Rechten zu sehen. Julke durfte niemals mit, da sie die Wirtschaft versorgen mußte. Sie äußerte einmal den Wunsch, seine Verwandten und vor allen Dingen seine Schwester kennenzulernen. "Meine Schwester?" fragte Peter verwundert. "Die wirst du noch schneller und besser kennenlernen, als dir lieb ist." Julke sah ihn fragend an. Peter schimpfte: "Ach, laß mich in Frieden mit der ganzen Verwandtschaft; ich will meine Ruhe haben." Seit diesem Tag wagte es Julke nicht mehr, nach den Verwandten zu fragen. Sie mochte gar nicht mehr an den Tag denken, an dem sie ihren Vater verlassen und mit Peter in ein fremdes Dorf ziehen sollte. Von Tag zu Tag steigerte sich die Furcht vor ihrem Mann, und sie flehte jeden Abend den heiligen Josef an, er möchte Peter einen guten Menschen werden lassen und ihr die Angst vom Herzen nehmen.

Peter war jegliche Zärtlichkeit fremd. Seit dem ersten, flüchtigen Verlobungskuß hatte er noch kein Verlangen gezeigt, sie wieder zu küssen. Sie tröstete sich damit, daß ja ihr Vater auch niemals die Mutter geküßt hatte und die Männer wohl alle nichts davon hielten. Und doch tat es ihr weh. Oft genug hatte sie ja beobachtet, wie die Burschen im Dorf die Mädels heimlich küßten. Aber daran wollte sie nicht denken, das war Sünde, und sie bat die Mutter Gottes um Vergebung.

Schon fürchtete sie sich jeden Abend vor dem Zubettgehen. Sie schlief in der Küche mit ihm in einem Bett, das sie wieder vom Boden heruntergeholt hatten. Er kümmerte sich die ganze Nacht nicht um sie, nur wenn die Begierde über ihn kam, mußte sie ihm zu Willen sein.

"Ach, du liebe Mutter Gottes," klagte sie, "du hast dein ganzes Leben lang keinen Mann erkannt und bist doch die heiligste, größte und glücklichste Frau geworden, im Himmel und auf Erden. Aber sei so gut und leg ein Wort bei deinem Sohn für mich ein, und Peter soll sich besinnen und mich besser behandeln." Dann gab sie noch dem heiligen Josef Ratschläge, wie er den Peter erziehen sollte.

Geduldig wartete sie auf die Erfüllung ihrer Wünsche, wurde aber die Angst nicht los.

Kaum war ein Jahr seit der Hochzeit vergangen, wiegte Julke schon ihren ersten Sohn, Erwin, in den Armen. Sie freute sich über das Kind. Erwin war ein strammer Bursche und machte ihr viel zu schaffen. Peter hatte ihr aus rohen Brettern eine Wiege gezimmert, und sie bettete den Jungen jeden Abend warm und trocken. Aber wenn die Wiege zum Stehen kam, schrie er zum Gotterbarmen. Julke befestigte an der Wiege einen Strick und zog vom Bett aus viele Stunden daran. Dadurch bewegte sich auch das Bett. Peter fluchte. Julke wollte das unbenutzte Bett ihrer Mutter aus der Stube in die Küche bringen, damit Peter allein schlafen konnte. Aber der Vater wollte davon nichts wissen. Mehrere Jahrzehnte hatte das Bett seiner Frau in der Stube an der gleichen Stelle gestanden, und er hatte sich daran gewöhnt und mochte keine Veränderung. Peter ließ dem Alten seinen Willen. Er war daran gewöhnt, mit drei Brüdern oder Schwestern in einem Bett zu schlafen. Paarweise hatten sie nebeneinander gelegen, je zwei mit dem Kopf an einem Ende. Mit den Füßen hatten sie sich wütend bearbeitet, bis die Mutter mit einem großen Holzlöffel Ruhe schaffte.

Ihren ersten Sohn wollte Julke auf den Namen Josef rufen lassen, dem heiligen Schutzpatron zu Ehren. Aber Peter widersprach, und Julke gab sich zufrieden, zumal, da sie dem heiligen Josef etwas gram war, weil er ihre Wünsche nicht befriedigte und den Peter nicht besserte. Sie dachte schon daran, ihm ein paar geweihte Kerzen auf dem Altar zu opfern, aber vorläufig hatte sie nicht das Geld dafür.

21

Wieder gab es im Dorf eine Hochzeit, aber dieses Mal heiratete nicht ein armer Häusler, sondern ein reicher Bauernsohn eine noch reichere Bauerntochter. Wenn auch die Braut nicht sonderlich hübsch war, was tat das schon; die vielen Morgen Land, die sie in die Ehe brachte, machten alles wieder wett. Die Hochzeitsfeierlichkeiten mußten dementsprechend ausfallen. Weit und breit sollte man davon sprechen, wer wen geheiratet hatte.

Der kurze Weg zur Kirche sollte in einem offenen Wagen, den zwei feurige Rosse zogen, zurückgelegt werden. Fast alle zehn Schritte standen Kinder mit langen Stangen in den Händen, an deren Enden Girlanden befestigt waren, welche die Dorfstraße überbrückten. Hier hatte der Bräutigam seinen Zoll zu entrichten. Kinder armer Leute hofften, sich dadurch ein paar Groschen zu verdienen. Diese Bauernsöhne ließen sich auch nicht lumpen, und oft genug flog sogar ein Fünfzigpfennigstück den Girlandenhaltern vor die Füße. Je schöner die Girlande war, die oft genug noch mit Spruchbändern und bunten Papierfiguren geschmückt wurden, um so mehr Zoll erwartete man vom Bräutigam. Die Kinder erzählten sich, bei einer Hochzeit vor vielen Jahren sei sogar einmal ein harter Taler geflogen.

Dem Brautvater gehörte der letzte Bauernhof am Ostausgang des Dorfes. Schon seit Tagen war man mit den Vorbereitungen zur Hochzeit beschäftigt. Die Tore und Hauseingänge waren mit grünen Girlanden geschmückt, und Birkenzweige verdeckten die unansehnlichen Bretterzäune, Schuppen und Stallungen. Blüten bedeckten den Boden vom Hauseingang bis zu den wartenden Wagen an der Straße.

Auf beiden Seiten der Straße standen die Dorfbewohner und reckten erwartungsvoll ihre Häse in die Richtung, aus der jeden Augenblick der Hochzeitswagen kommen mußte.

Auf dem Kirchplatz standen kleine Mädchen in weißen Kleidern, Körbchen mit Blumen in den Händen, um den Weg zu bestreuen, auf dem das Brautpaar zur Kirche ging.

Die kleinen Zolleinnehmer umklammerten fest ihre langen Stangen, denn der Wind zerrte an den bunten Papiergirlanden und ließ die Schleifen lustig flattern. Es herrschte große Aufregung, wenn der schwarze Bindfaden riß und die Girlande vom Wind davongetragen wurde. Eilig versuchten dann die Kinder, die gerissene Girlande zu flicken, und sie schauten dabei ängstlich die Dorfstraße entlang, ob der Hochzeitswagen nicht schon sichtbar würde. Plötzlich reckten sie die Häse, schrien und jammerten durcheinander: "Aufgepaßt, sie kommen! Halt doch die Stange fest, sie kippt ja um! Zieh doch nicht so straff, sonst reißt sie und wir kriegen nix!"

Hoch auf dem Bock saß der Kutscher, einen Blumenstrauß an der Brust, und neben ihm der Hochzeitsordner mit einer roten Schärpe um die Schulter, die im Wind flatterte. Hinten in dem geschmückten Wagen saßen lächelnd mit geröteten Gesichtern das Brautpaar und ihm gegenüber zwei kleine Mädchen mit Blumenkränzen in den Haaren und blumengefüllten Körbchen in den Händen. Der Brautkutsche folgten vier weitere Wagen, in denen die Hochzeitsgäste saßen.

Die Braut trug einen geschlossenen Myrtenkranz im Haar und einen langen weißen Schleier.

Der Myrtenkranz erweckte die besondere Aufmerksamkeit der Zuschauer. War er offen oder geschlossen? Nur eine reine, unbescholtene Jungfrau war berechtigt, einen geschlossenen Myrtenkranz zu tragen. Hier gelang in den seltensten Fällen eine Täuschung. Der alte Pfarrer kannte alle seine Beichtkinder, und es konnte geschehen, daß er der Braut vor dem Altar den geschlossenen Kranz vom Kopf riß. Wohl munkelte man, daß der Pfarrer bei den reichen Bauerntöchtern ein oder auch beide Augen zudrückte, wenn bei ihnen mit der reinen Jungfernschaft nicht alles in Ordnung war. Aber das war wohl nur ein gehässiges Gerede aus Neid und Mißgunst. Jedenfalls trug die reiche Bauerntochter heute ihren geschlossenen

Myrtenkranz mit stolz erhobenem Haupt, und es gab nur wenige Zweifler an ihrer jungfräulichen Unschuld. Burschen zwinkerten freilich mit den Augen.

Der Kutscher hielt die Leine straff in den Händen und lenkte die prachtvollen Pferde die Dorfstraße hinauf zur Kirche. In rascher Fahrt näherte sich der Wagen der ersten Zollbrücke. Der Hochzeitsordner musterte die Ausschmückung mit Kennerblicken, griff in den Beutel, der viele Silber- und Kupfermünzen enthielt, und warf, je nachdem, wie ihm die Brücke gefiel, mehr oder weniger Geldstücke den Kindern vor die Füße. Diese stürzten sich mit Geschrei auf die verstreuten Münzen, um sie zu sammeln. Auch aus den nachfolgenden Wagen wurden Münzen geworfen, und das Geschrei verstummte nicht eher, bis der letzte Wagen vorüber war. Dieses lustige Spiel wiederholte sich an der zweiten und dritten Zollbrücke. Kurz vor der vierten wichen die übermütigen Pferde, durch das Geschrei der Kinder erschreckt, scharf nach rechts aus und drohten den kleinen Girlandenhalter zu überrennen. Dieser ließ ängstlich die Stange los und sprang flink zur Seite. Die bunte Girlande legte sich um die Köpfe der Pferde. Sie bäumten sich hoch auf, dann rasten sie die Dorfstraße entlang. Der Kutscher stemmte sich gegen die Fußstütze und riß die Leine zurück. Im nächsten Augenblick wurde er bleich – er hielt ein loses Stück Leine in den Händen. Der Bräutigam sprang auf und beugte sich nach vorn. Erschrocken hielt ihm der Kutscher das abgerissene Stück Leine vor die Augen.

In unvermindertem Tempo rasten die Pferde durch die menschenumsäumte Dorfstraße. Im Wagen ließen die kleinen Mädchen die Blumenkörbe fallen und hielten sich ängstlich umschlungen, während die Braut jämmerlich um Hilfe schrie. Der Bräutigam ließ sich wieder auf den Sitz fallen und hielt sie mit einem Arm fest, während er sich mit der freien Hand an die Rückenlehne klammerte.

Der scharfe Zugwind riß heftig am Schleier der Braut und löste den Myrtenkranz aus ihrem Haar. Niemand beachtete, daß das Symbol ihrer Jungfräulichkeit im Wind davonflatterte. Die Menschen wichen ängstlich von der Straße zurück und flüchteten in die Haus- und Toreingänge. Beherzte Männer versuchten mit erhobenen Armen die Pferde aufzuhalten, sprangen aber sofort zur Seite, als sie erkannten, daß auf diese Weise die rasenden Gäule nicht zum Stehen zu bringen waren. Ratlos und verzweifelt schrie alles durcheinander.

Julke, die auch auf der Straße stand, um die Hochzeitskutsche wenigstens von weitem zu sehen, hörte das Geschrei. Als die rasenden Pferde an der Kirche nicht haltmachten, rief sie erschrocken nach Peter, der in der Hütte war und den die Hochzeit nicht im geringsten interessierte. Jetzt lief er eilig auf die Straße. Er warf einen raschen Blick auf das heranstürmende Gefährt und erkannte sofort die große Gefahr. Aber nicht nur die Insassen des Wagens erfüllten ihn mit Sorge, sondern

auch die beiden wildgewordenen Pferde. Aus Erfahrung kannte er das Ende eines solchen wahnsinnigen Rennens. In den meisten Fällen schlug der Wagen in einer Kurve um, und die Pferde brachen sich die Beine oder den Hals.

Zweihundert Schritte weiter machte die Straße eine scharfe Biegung, dort mußte der Wagen unweigerlich umschlagen.

Während Peter noch überlegte, wie er am besten die Pferde aufhalten könnte, stürzte fünfzig Meter vor ihm der Häusler und gelegentliche Viehhändler August Zebulka – ein derber, mutiger Mann – mit einer Serie von polnischen Fluchen auf die Straße und warf sich dem Handpferd in die Zügel, verfehlte diese jedoch und wurde zur Seite geschleudert. Mit gebrochenem Bein blieb er besinnungslos auf der Straße liegen, während die Pferde weiterrasteten.

Peter sprang vor. Zwei Schritte von der Straßenmitte blieb er stehen, schätzte die Entfernung ab und duckte sich wie eine lauernde Katze zum Sprung. Julke zerrte ihn heftig am Rock und schrie: "Bist du wahnsinnig! Willst du dich umbringen lassen?" Peter stieß sie mit einem Fluch zurück.

Inzwischen raste das Gefährt mit unverminderter Geschwindigkeit immer näher. Die Braut war ohnmächtig geworden und lag wie leblos in den Armen des Bräutigams. Die beiden Mädchen hatten sich auf den Boden des Wagens gekauert und bettelten weinend mit angstverzerrten Gesichtern um Hilfe. Der Kutscher versuchte wiederholt, auf die Deichsel zu steigen, um sich auf das Handpferd zu schwingen, aber immer wieder mußte er sein Vorhaben aufgeben, weil er keinen Halt fand und Gefahr lief, hinabgeschleudert zu werden.

Schon war der Wagen bis auf zwanzig Schritte herangekommen. Scheu wichen alle Menschen von der Straße zurück, nur Peter stand wie angewurzelt an seinem Platz. Jetzt trennten ihn nur noch etwa zehn Schritte von den Pferden – jetzt noch fünf. Peter duckte sich noch tiefer, warf die Arme vor, und als die Köpfe der Pferde fast in gleicher Höhe mit ihm waren, sprang er mit einem gewaltigen Satz vor. Schon hing er am Hals des Handpferdes und krallte sich mit den Händen an der Mähne fest.

Wild bäumte sich der Gaul auf und versuchte, den lästigen Angreifer abzuschütteln. Peter aber umschlang mit beiden Armen den Hals des Pferdes, hielt sich mit aller Kraft fest und versuchte, seine Beine hochzuziehen. Er konnte es aber nicht verhindern, daß ihm das Pferd beim Laufen mit den Hufen gegen die Füße schlug. Durch Peters baumelnden Körper wurde das Pferd beim Laufen stark behindert, und die Geschwindigkeit des Wagens verminderte sich zusehens. Kurz vor der Biegung stand der Wagen endlich still. Peter hing immer noch am Hals des Pferdes und erst als einige Männer hinzusprangen und die zitternden, mit Schaum bedeckten Tiere an den Zäumen festhielten, gab er den Hals des Pferdes frei. Er

konnte sich jedoch nicht mehr auf den Füßen halten und brach vor den Hufen der Tiere zusammen. Seine Füße waren zerschlagen. Vorsichtig wurde er von den Männern aufgehoben und in seine Hütte getragen. Hier legten sie ihn ins Bett. Während sich der Bräutigam um seine ohnmächtige Braut kümmerte, wendeten die Männer den Wagen und führten die Pferde wieder die Dorfstraße hinaus.

Die Braut erholte sich zwar bald, dennoch fand die Trauung nicht mehr statt. Später wurde sogar das Verlöbnis aufgelöst; denn fast alle Menschen im Dorf meinten, daß Gott diese Trauung verhindert hatte, und niemand wollte sich dem Willen Gottes widersetzen. Die gehässigen Weiber geiferten: "Gott hat ihr eigenhändig den geschlossenen Kranz aus den Haaren gerissen. Er hat gezeigt, daß er seiner nicht spotten läßt. Nur der beiden unschuldigen Kinder wegen hat Gott den Wagen von Peter anhalten lassen."

Am späten Nachmittag drängten sich fünfzehn Männer und Burschen in die Stube, in der Peter mit zerschlagenen Füßen im Bett lag. Zwei junge Burschen trugen einen Korb, in den sechzehn Gläser und vier Flaschen Wodka verpackt waren. Schweigend verteilten sie die Gläser und drückten auch dem erstaunten Peter eins in die Hand. Dann entkorkte einer eine Flasche und füllte, immer noch schweigend, alle Gläser bis zum Rand voll. Danach trat er mit seinem Glas zu Peter ans Bett und sagte feierlich: "Wir möchten jetzt mit dir auf gute Freundschaft und auf das Gedeihen unseres Dorfes trinken. Damals in der Schenke haben wir deine Einstandslage zurückgewiesen und dich dadurch schwer beleidigt. Du hast heute durch deine mutige Tat bewiesen, daß du zu uns gehörst, und wir würden uns alle freuen, wenn du nun mit uns auf gute Freundschaft trinken wolltest."

Peter hob das Glas und sagte ebenso feierlich: "Ich trinke mit euch auf gute Freundschaft und auf das Gedeihen des Dorfes." Dann brachte er das Glas mit einer feierlichen Geste an die Lippen und goß den Inhalt mit einem Ruck in den Hals. Die fünfzehn Burschen folgten seinem Beispiel. Danach warf Peter sein Glas heftig an die Wand, wo es in viele Stücke zersprang.

Die Männer sahen ihm erschrocken ins Gesicht. Peter lachte: "Reicht die Flaschen reihum; so bin ich es gewohnt, Brüderschaft zu trinken."

Die Männer wollten ihm gehorchen und die Gläser auf den Tisch stellen. Aber mit einer Handbewegung gebot er ihnen näher zu kommen und sagte lächelnd: "Meine Freunde, ich habe damals, als ihr meine Einstandslage ohne Grund abgelehnt hattet, vor Empörung über diese Schmach mein Glas in der Hand zerdrückt, so daß mein Blut auf die Erde floß. Ihr alle seid Zeugen, daß es so war. Blut schreit nach Blut, dies haben unsere Urväter schon gelehrt. Wenn ihr Mut habt und meine Freunde sein wollt, dann zerdrückt jetzt eure Gläser in den Händen und werft die

Scherben an die Wand. Eure blutenden Hände will ich dann in Freundschaft drücken und niemals vergessen, daß ihr meine Freunde seid."

Entsetzt sahen sich die Mäner an, und einige traten unwillkürlich zurück und betrachteten hilflos ihr Glas. Aber schon splitterten die Gläser in den Händen der Mutigsten. Auch die Burschen, die noch gezögert hatten, folgten jetzt dem Beispiel der anderen, und einen Augenblick später streckten sich Peter fünfzehn blutige Hände entgegen. Peter betrachtete aufmerksam jede einzelne Hand, lobte die Burschen wegen ihres Mutes und drückte jedem kräftig die blutigen Finger. Manch einer machte dabei ein jämmerliches Gesicht, was aber Peter nicht im geringsten störte. Dann gingen die Flachen von Hand zu Hand, bis der letzte Tropfen ausgetrunken war.

Peters Verletzungen waren nicht allzu schwer, aber es dauerte immerhin mehrere Wochen, bis er wieder ordentlich laufen konnte. In dieser Zeit hatten ihm die reichen Bauern manchen Braten und manche Flasche Schnaps ins Haus gebracht und sein Land mit ihren Gespannen bearbeitet. Auch der Förster kam jeden Sonnabend und brachte Peter den Wochenlohn, obwohl er gar nicht im Wald gearbeitet hatte.

Eines Tages stolperte, auf zwei Krücken gestützt, August Zebulka in die Stube und setzte sich lachend zu Peter auf den Bettrand. "He, du Pschakreff", fluchte er lachend. "Wie lange willst du noch in der Seiche liegen? Schadet dir gar nichts. Was mischt du dich ohne Grund in die Angelegenheiten anderer Leute."

Peter erwiderte: "Mir taten nur die Pferde leid."

"Ach," sagte August nachdenklich, "mir auch." Dann zerrte er eine Flasche *Alter Affe* aus seiner Tasche und ging erst wieder, nachdem sie geleert war.

August Zebulka war ein Mann von zweiunddreißig Jahren, hatte mit seiner Frau schon sechs Kinder und machte ihr deshalb täglich Vorwürfe. "Weiß der Teufel, was du für ein Weib bist," sagt er, "ich brauch bloß mal meine Hosen über den Stuhl zu hängen, und du kriegst schon wieder ein neues Kind. Wer soll denn all diese Findlinge ernähren? Aber es ist kein Wunder. Deine Alte hat's ja bis auf sechzehn Stück gebracht, und du möchtest wohl deiner Mutter nicht nachstehen. Aber mach nur so weiter," drohte er, "wenn du das Dutzend voll hast, lasse ich dich sitzen."

"Du gottloser Säufer!" schalt sein Weib böse. "Wenn du besoffen bist, dann weißte nicht, was du tust. Eh' ich mich von dir verprügeln lasse, halt ich lieber still und bring dir noch ein Dutzend Kinder zur Welt. Geh lieber einmal zur Beichte und sitz nicht dauernd in der Schenke, dann wird auch der Segen Gottes nicht ausbleiben."

"Noch mehr Segen?" spottete Zebulka. "Bisher hat mich der liebe Gott geradezu mit seinem Segen überschüttet." – "Spotte nur", warnte seine Frau. "Einmal wird die

Zeit kommen, wo du vor Gott auf den Knien liegen und deine Sünden bereuen wirst, aber dann wird es zu spät sein." August erwiderte ironisch: "Du irrst dich, Weib, wen Gott liebt, dem schickt er ein Kreuz, und mir hat er ein schweres Kreuz geschickt: dich und die sechs Findlinge." August schlug die Tür krachend zu und ging in die Schenke, wo er ein guter Stammkunde war.

August und Peter waren die einzigen Männer im Dorf, die man nur selten in der Kirche, aber desto öfter in der Schenke sah. Die alten Dorfweiber prophezeiten ihnen beiden die ewige Verdammnis in der Hölle. Wenn Zebulka schon einmal dem Drängen seines Weibes nachgab und sich geduldig die Predigt anhörte, so tat er nachher genau das Gegenteil von dem, was der Pfarrer gepredigt hatte. Wenn seine Kinder Not litten, ging er auf die Felder der reichen Bauern und holte sich, was er brauchte. Hin und wieder verschwand auch ein Huhn, und man munkelte, daß Zebulkas gefräßige Gören es mit Haut und Knochen, ja sogar mit den Federn verschlangen; denn bei einer plötzlichen Haussuchung, die der Dorfgendarm bei Zebulka vornahm, fand er nicht einmal eine Hühnerfeder, obwohl August dem Gendarmen versicherte, daß Hühnerfleisch geradezu Medizin für seine Kinder sei. Der Gendarm drohte, ihn das nächstemal einzusperren. August spottete: "Da müssen wir beide aber mächtig aufpassen, sonst wird nichts draus."

"Wieso beide?" fragte der Gendarm.

"Na, ganz einfach, Herr Gendarm, ich muß aufpassen, daß ich ein Huhn kriege, und Sie müssen mächtig aufpassen, daß Sie mich mit dem Huhn kriegen."

Trotzdem mochten ihn die Leute gern; denn er war stets hilfsbereit, und wo man einen guten Rat oder einen starken Mann brauchte, holte man ihn. Er verarztete alle Tiere im Dorf und war auch ein erfahrener Geburtshelfer. Natürlich nur bei den Tieren. Die Dorfweiber brauchten kaum Hilfe beim Gebären. Sie arbeiteten noch eine Stunde vorher seelenruhig auf dem Feld oder im Garten, und wenn die Wehen begannen, liefen sie schnell in die Hütte, und nicht selten sah man sie ein paar Stunden später schon wieder bei der Arbeit. Klappte nicht alles so, wie man es erwartete, holte man Frau Zebulka, die ebensoviel davon verstand wie ihr Mann von den Kühen und Pferden. Ja, manche Frauen behaupteten sogar, daß Frau Zebulka mehr davon wisse als die Hebamme und obendrein viel weniger dafür verlange.

Im allgemeinen versuchte man aber ohne die beiden auszukommen. Warum sollte man diesen Weibern das schöne Geld nachwerfen, da doch das Leben der Mütter und Kinder in Gottes Hand lag. Die Frauen waren zäh und derb, an harte Arbeit und Entbehrungen gewöhnt. Das bißchen Kinderkriegen warf sie nicht gleich um. Um die Neugeborenen machte man sich nicht allzu große Sorgen. War es Gottes

Wille, so wuchsen und gediehen sie in der ärmsten Hütte bei Wasser und Brot. Und starben sie, so nahm sie eben Gott in seiner weisen Voraussicht rechtzeitig wieder zu sich; denn nur er konnte wissen, was aus diesen Kindern später werden würde. Bei den Kühen und Pferden war das etwas anderes. Um die kümmerte sich der liebe Gott weniger, deshalb holte man beizeiten August Zebulka und zahlte ihm lieber ein paar Groschen für seine fachmännische Hilfe. Der Verlust eines Kalbes oder gar einer Kuh war für die Bauern ein schwerer Schlag, ja, für den armen Häusler bedeutete die Kuh den ganzen Unterhalt. Verlor er sie, kehrten Not und unbeschreibliches Elend in sein Haus ein. Der Tod eines Kindes dagegen bedeutete für die Familie eher eine Erleichterung, obwohl man sich darüber nicht freute, sondern tagelang weinte und lamentierte.

Mit den Neugeborenen hatten die Leute überhaupt ihren Ärger. Sechs Wochen lang durften sie das arme Wurm nicht einen Augenblick allein in der Wohnung lassen, sonst übte der Teufel seinen Einfluß auf das hilflose Kind aus, und es war dann für das ganze Leben verdorben. Diese vom Teufel verwandelten Kinder waren sehr schwer zu erziehen, entwickelten sich später zu Faulenzern und Tagedieben, wurden von allen gottgläubigen Menschen verstoßen und gemieden, um schließlich in Armut und Elend ein unseliges Ende zu finden. Die alte Semmelanna war auch solch ein vom Teufel verwandeltes Kind. Jahrzehntlang hatte sie sich im Dorf herumgetrieben und war allen Einwohnern zur Last gefallen.

28

Die Semmelanna war ein altes, verhutzelttes Weib mit Gichtknoten an den Fingern und konnte sich nur tiefgebeugt, auf einen Stock gestützt, bewegen. Sie wohnte in einer halbverfallenen Hütte am Waldrand und ließ sich oft tagelang nicht sehen. Plötzlich tauchte sie wieder im Dorf auf, und wo sie eine Tür offen fand, war sie auch schon in der Wohnung. Schnell salbaderte sie ein Vaterunser und forderte frech ein Ei oder einen Groschen dafür. Niemand wollte den Fluch der Alten auf sich laden, und deshalb gaben ihr alle, was sie verlangte. Aber nicht allzuoft hatte sie das Glück, eine offene Tür zu finden. Kaum ließ sich die Semmelanna sehen, liefen die Kinder schnell ins Haus und warnten die Mütter. Diese hielten fürsorglich die Türen so lange geschlossen, bis die Kinder meldeten, daß die Alte das Dorf wieder verlassen habe.

Eines Tages fanden Waldarbeiter ihre Leiche im Brettschneidergraben, just an der Stelle, wo der schmale Steg hinüberführt und das Wasser fast zwei Meter tief ist. Seither büßt dort ihre unruhige Seele und schreckt des Nachts die Leute. Eine heilige Messe würde ihr vielleicht Erleichterung verschaffen, aber niemand fand sich, der dafür einen Taler opferte. Die Semmelanna hatte man sang- und klanglos in ungeweihter Erde begraben.

August Zebulka war der einzige, der sich darüber aufregte. Er versuchte vergeblich, den Leuten klarzumachen, daß es keineswegs erwiesen sei, daß die Semmelanna in selbstmörderischer Absicht in den Brettschneidergraben gesprungen sei. Viel eher könne man annehmen, daß die hilflose Frau beim Überschreiten des schmalen Steges verunglückte. Aber die alte Frau war schon von jeher als *Odmiana* (ein in den ersten sechs Wochen vom Teufel verwandeltes Kind) verschrien, und es stand für die Leute außer Zweifel, daß sie als Selbstmörderin ihr unheiliges Leben beendet hatte. Um die Mitternachtsstunde schlich sie jetzt, in einen schwarzen Hund verwandelt, um den Steg am Brettschneidergraben. August Zebulka und Peter behaupteten zwar, daß dieser schwarze Hund ein ganz gewöhnlicher Köter sei, der sich nicht nur des Nachts, sondern auch am Tage im Wald herumtreibe. Aber diese beiden Männer waren wohl ganz verhärtete Sünder, die nicht einmal vor einer armen, büßenden Seele Respekt hatten und sogar die Leute auslachten, die mit eigenen Augen den Spuk gesehen hatten. Eines schönen Tages würde den beiden das Lachen schon vergehen.

Die Mütter achteten streng darauf, daß ihr Neugeborenes in den ersten sechs Wochen niemals allein in der Wohnung blieb, aber hin und wieder geschah trotz aller Wachsamkeit durch einen dummen Zufall das Unglück doch. Dann halfen kein Zetern und kein Geschrei, man mußte das verwandelte Kind im Hause behalten und füttern, solange es Gott gefiel.

Dieses Unglück war dem Weidenbauern Korbuczki vor achtzehn Jahren zugestoßen. Seine kleine Monika war gesund und kräftig ohne jede Hilfe geboren worden und gedieh prächtig. Als das Kind kaum drei Wochen alt war, mußten eines Tages alle auf die Wiese, um das Heu zusammenzurechen, denn ein böses Gewitter zog rasch am Himmel auf. Die achtjährige Schwester sollte auf die kleine Monika aufpassen. Als aber in der Nähe ein Blitz niederfuhr und das Haus erzittern ließ, lief das Kind vor Angst zum Nachbarn und überließ die kleine Monika ihrem Schicksal. Als die Nachbarin erfuhr, daß Monika allein in der Wohnung war, lief sie entsetzt hinüber. Aber es war schon zu spät. Der Teufel hatte sein ruchloses Werk bereits getan.

Das Kind war von diesem Tage an völlig aus der Art geschlagen, bekam blöde Augen und lernte niemals richtig sprechen. Außerdem durfte die Mutter das Kind später nicht allein in der Wohnung lassen; denn es vollführte stets allerlei Unfug. Als man die dreizehnjährige Monika einmal allein ließ, biß sie dreizehn Gänseküken den Kopf ab, schlitzte die Federbetten auf und warf sie zum Fenster hinaus. Von nun an mußten die Eltern das verwandelte Kind in der Rumpelkammer einschließen, um größeres Unheil zu verhüten. Hin und wieder zeigte sie ihr bleiches Gesicht im kleinen Fenster der Rumpelkammer. Jedem

Vorübergehenden wies das unglückliche Mädchen die Zunge und griff mit ihren dünnen Fingern durch das kleine Fenster, als wollte sie den Gaffern in die Haare fassen. Alle paar Tage warf ihr die Mutter frisches Stroh in die Kammer. Außer einer zerfetzten Decke befand sich kein Gegenstand darin, und das Essen wurde ihr dreimal täglich in einer Holzschüssel gebracht. Sie stopfte den Hirsebrei mit beiden Händen in den Mund, ebenso die ungepellten Kartoffeln. Jeden Sonnabend wurde ihre Kammer ausgemistet, wie man eben einen Stall ausmistet. Während dieser Zeit wurde Monika an einem Haken an der Wand festgebunden, damit sie nicht weg konnte.

Mittlerweile war Monika achtzehn Jahre alt geworden und lebte immer noch wie ein unnützes Vieh, den Menschen zum Ärger und dem Teufel zur Freude. Der liebe Gott hatte wohl an dieser Seele kein Gefallen, sonst hätte er sie schon längst zu sich genommen. Hin und wieder kam der Gendarm nachsehen, ob Monika frisches Stroh in der Kammer hatte und nicht allzusehr abgemagert war. Der Knecht, der jeden Sonnabend ihre Kammer ausmisten mußte, fluchte über diese dreckige Arbeit und versprach dem Teufel, ihm die Monika bald in die Hölle zu schicken. Daher blieb er nach getaner Arbeit noch etwas länger mit Monika in der Kammer und lehrte sie mit dem Strick, mit dem er sie vorher festgebunden hatte, allerlei Kunststücke. Er kletterte auf das Fensterbrett und zeigte dem staunenden Mädchen, wie man den Strick an einem starken Deckennagel befestigen konnte. Dann machte er am anderen Ende des Strickes eine kunstgerechte Schlinge, legte sie sich um den Hals und tat so, als wollte er nun vom Fensterbrett hinunterspringen. Monika hüpfte dabei wie besessen vor Freude um ihn herum, und klatschte vergnügt in ihre schmutzigen Hände.

Nachdem er ihr den Strick in die Hand gedrückt hatte, zeigte er ihr noch einmal den Nagel und eilte schnell aus der Kammer, die er hinter sich abschloß. Er war überzeugt, daß Monika ihn gut verstanden hatte, und ging lustig pfeifend zu den Pferden.

Es mochte kaum eine Stunde vergangen sein, da drangen jämmerliche Schreie aus der Kammer. Die Bäuerin ließ ihre Arbeit in der Küche ruhen und rief den Knecht. Der kam mit zwei leeren Wassereimern aus dem Pferdestall und brachte diese erstmal zum Brunnen, ohne sich sonderlich zu beeilen.

Aus der Kammer drang nur noch leises Wimmern und Klagen.

Die Mutter sagte: "Komm mal mit mir in die Kammer, in die Monika ist wohl der Teufel gefahren."

Der Knecht zögerte: "Muß das gleich sein? Ich bin gerade beim Füttern." Aber die Mutter beharrte: "Komm schon. Allein getraue ich mich nicht zu ihr hinein."

Widerwillig folgte ihr der Knecht. Als die beiden die Kammer betraten, blieben sie überrascht auf der Türschwelle stehen. Monika hing an einem Strick, der am

Deckenbalken befestigt war. Die Schlinge war um ihren Bauch gebunden, und sie ruderte mit Armen und Beinen verzweifelt in der Luft. Die langen verfilzten Haare hingen ihr über das verzerrte Gesicht, und ihre nackten, dünnen Beine wanden sich in krampfhaften Zuckungen.

"Schneid sie ab," herrschte die Mutter den Knecht an, "sonst denken die Leute nachher noch, wir haben sie umgebracht!" Der zerrte umständlich sein Messer aus der Tasche und schimpfte: "Das verfluchte Aas versteht noch nicht einmal, sich richtig aufzuhängen." Dann säbelte er in aller Ruhe an dem Strick herum, bis er riß und der Körper in das Stroh niederfiel.

"Hast wohl den Strick aus Versehen drin gelassen, was?" fragte die Bäuerin. Der Knecht spuckte verächtlich aus. "Kann schon sein."

Die Mutter entfernte den Strick vom Leib der Tochter und verließ die Kammer, die leise wimmernde Monika sich selbst überlassend.

Diese Geschichte gab der Knecht später in der Schenke zum besten, und seine Zuhörer schlugen sich vor Begeisterung mit den Fäusten auf die Schenkel.

Als am nächsten Sonnabend der Knecht wieder die Kammer reinigte, fand er im Stroh versteckt einen langen, neuen Strick mit einer kunstvoll geknoteten Schlinge, so groß, daß man gerade nur den Kopf hindurchstecken konnte. Der Knecht betrachtete den Strick, nickte verständnisvoll und sah dann sinnend zu Monika hinüber, die an der Wand kauerte. Als er seine Arbeit beendet hatte, stülpte er ihr höhnisch lachend den Strick über den Kopf und wollte die Kammer verlassen. Aber Monika schleuderte entsetzt den Strick von sich, stürzte sich mit einem wilden Schrei auf den Knecht und zerkratzte ihm, bevor er sich wehren konnte, mit ihren langen Fingernägeln das Gesicht. Mit einem Fluch schleuderte er das Mädchen ins Stroh, verschloß sorgfältig die Kammer und ging schimpfend in die Küche zu der Bäuerin.

"Der Satan ist mir ins Gesicht gefahren", entrüstete er sich, das Blut fortwischend. Die Bäuerin sah kurz auf und beugte sich dann wieder schweigend über ihre Arbeit.

Der Knecht schimpfte: "Diesen Mist mache ich nicht mehr länger mit; zu Weihnachten gehe ich."

"Geh an deine Arbeit, dummes Aas, und red nicht so klug. Auf dich warten sie anderwärts gerade schon."

Drei Jahre später, kurz vor Weihnachten, starb Monika an Lungenentzündung und wurde an der gleichen Stelle verscharrt, wo auch die Überreste der Semmelanna moderten.

Die alten Weiber im Dorf bekreuzigten sich, aber August Zebulka meinte: "Die eine war so wenig verhext wie die andere. Hätte der Weidenbauer nicht zuviel *Alten*

Affen gesoffen, bevor er seine Hose über den Stuhl hing, wäre die Monika vielleicht ein ganz vernünftiges Mädel geworden."

In der Schule versuchte der Lehrer, den Kindern ein fehlerfreies Deutsch beizubringen, und es war verboten, während der Unterrichtsstunden polnisch zu sprechen. Nur die biblische Geschichte wurde in polnischer Sprache gelehrt.¹

In der Geschichtsstunde wurden hauptsächlich die ruhmvollen Taten des Kaisers besungen, aber die Kinder verhielten sich ablehnend, weil sie von ihren Eltern gehört hatten, daß der Kaiser ein Protestant sei. Als aber eines Tages der Pfarrer von der Kanzel verkündete, daß der Kaiser von Gott eingesetzt sei und seine Untertanen ihm gehorchen müßten, zeigten sich die Kinder etwas williger.

Die Händler, die bisher nur mit Heiligenbildern geschachert hatten, boten nun auch Bilder des Kaisers an. Julke ließ sich auch eins aufschwätzen und hängte es neben das Bild des Papstes. Als Peter das Bild gewahrte, hängte er es verkehrt auf und bedeutete der staunenden Julke, daß es unbedingt so hängenbleiben müsse.

Die Besucher schüttelten über den verkehrt hängenden Kaiser den Kopf; aber es dauerte nicht lange, da kam auch der Gendarm, um sich den mißhandelten Kaiser anzusehen.

Nachdem Peter zwei Taler Strafe wegen Majestätsbeleidigung bezahlt hatte, nahm er den Kaiser von der Wand und warf ihn schweigend in den Ofen. Dann holte er aus der Küche die heilige Genoveva und hängte sie an die freigewordene Stelle neben den Heiligen Vater. Befriedigt betrachtete er sein Werk und fragte seine Frau, ob sie jetzt zufrieden sei. Julke fand, daß die heilige Genoveva an der Seite des Papstes einen ehrenvollen Platz gefunden hatte, fragte aber bissig, warum Peter sie nicht auch verkehrt aufgehängt habe. Peter entrüstete sich: "Wo denkst du hin, Weib! Der Kaiser hat mich bloß zwei Taler gekostet, aber die Genoveva könnte mich in die Hölle bringen!"

Weihnachten war vorüber, und als der Waldboden hart genug gefroren war, wurde das geschlagene Holz zur Bahnstation nach Antonin abgefahren. Da die Feldarbeit ruhte, waren die Bauern froh, daß sie sich so mit ihren Gespannen manchen Taler verdienen konnten. Peter und August halfen den Bauern beim Auf- und Abladen.

¹ Die preußische Provinz Posen bestand von 1815–1920. Von den 2,1 Millionen Einwohnern um 1910 sprachen knapp zwei Drittel polnisch und gut ein Drittel deutsch als Muttersprache. Fast vollständig polnisch sprach die katholische Bevölkerung (67,5 % der Einwohner), überwiegend deutsch die evangelischen (31 %) und ausschließlich deutsch die Angehörigen der jüdischen Religion (1,5 %); viele von ihnen sprachen auch jiddisch. – Das Gebiet der Provinz war bei der *Zweiten polnischen Teilung 1793* von Preußen annektiert worden und auf dem *Wiener Kongress 1815* erneut an Preußen gefallen. (Nach Wikipedia) – *Alle Fußnoten stammen vom Herausgeber der vorliegenden Wiederveröffentlichung.*

Trotz der schweren Arbeit sprachen sie von leichtverdientem Geld und tauschten das meiste gleich in Schnaps um.

Eines Tages kam Peter sinnlos betrunken nach Hause, randalierte und verfluchte jeden, der ihm in den Weg kam. Julke zitterte vor Angst und flüchtete schutzsuchend hinter ihren Vater. Dieser kannte die Wutausbrüche Betrunkener zur Genüge und ließ Peter toben, ohne ein Wort zu sagen. Nachdem Peter einen Stuhl zertrümmert hatte, warf er sich gräßlich fluchend auf das Bett seines Schwiegervaters und röchelte wie ein Sterbender.

"Jesus Maria," flüsterte Julke entsetzt, "jetzt streckt der Teufel seine Krallen nach ihm aus." Schnell holte sie das Weihwasserbecken und benetzte den Fußboden um das Bett. Nachdem sie ihm auch noch das Gesicht bespritzt hatte, sagte sie aufatmend: "So, jetzt kann der Teufel nicht mehr an ihn ran." Der Vater benetzte seine Finger mit Weihwasser, schlug drei Kreuze und ging leise fluchend hinaus.

Wenig später kroch Julke in ihr Bett in der Küche und bat inbrünstig den Erzengel Michael, ja nicht den Teufel an Peter heranzulassen. Während sie noch betete, schrie plötzlich der kleine Erwin wie am Spieß und beruhigte sich nicht eher, als bis die Mutter nach dem Strick angelte und die Wiege damit in Bewegung setzte. Der Vater kroch grollend in den warmen Ziegenstall, wo er im Stroh übernachtete.

Am Morgen darauf war Peter wieder frisch und munter, und Julke hatte allen Grund, dem Erzengel Michael zu danken. Auch der Vater hatte seinen Kummer vergessen, machte aber dem Peter heftige Vorwürfe, weil er ihm nicht ein bißchen Schnaps mitgebracht hatte. Peter verfluchte heuchlerisch seine Vergeßlichkeit und schwur bei allen Heiligen, das nächste Mal daran zu denken.

33

Am Sonnabend darauf saßen August und Peter schon um die Mittagsstunde in der Schenke. Ziemlich angetrunken, aber noch gut auf den Beinen, gingen sie am späten Nachmittag fluchend und schimpfend heimwärts. August stieß Peter in die Seite: "Du, da kommt dem Queckenbauer seine Wanda."

"Nu, wenn's nicht grad ihre Tochter ist, guck ich weg, ich kann jetzt kein Brechmittel gebrauchen."

August blieb stehen und hielt Peter zurück. "Aber vielleicht kannst du ihr die zwei Taler abverlangen, die dir der Gendarm für den kopfstehenden Kaiser abgenommen hat", meinte er.

"Ach, die war das, die hat ihr Lästermaul so weit aufgerissen?" staunte Peter.

"Ja," bestätigte August, "die hat sich aufgeregt und dich beim Gendarmen angeschwärzt, weil doch der Kaiser von Gott eingesetzt ist, deshalb."

Inzwischen war die Frau nähergekommen. Peter vertrat ihr den Weg und sagte: "Halt! Wart mal ein bisschen, ich will dir das Maul und die Augen verbinden, dafür zahle ich nochmal zwei Taler, wenn es sein muß!"

Wanda schimpfte: "Bist du närrisch geworden, du gottloser Säufer?"

Peter umklammerte sie mit beiden Armen und schrie: "He, August, hast du ein Stück Bindfaden in der Tasche?" August kramte in seinen Taschen und erwiderte: "Warte, gleich; willst die Alte aufhängen?" Dann reichte er ihm ein Stück starken Bindfaden.

Wanda tobte: "Ihr gottlosen Räuber ihr, wollt ihr mich gleich in Frieden lassen!"

Peter beschwichtigte sie: "Gleich, Queckenwanda, gleich, wart noch a bissel." Dann schob er den Bindfaden zwischen die Zähne, riß ihr mit beiden Händen die Röcke hoch und drehte diese über ihrem Kopf zusammen. Wanda schrie und wehrte sich mit allen Kräften. Peter achtete jedoch nicht darauf und drehte ihre Röcke so lange zusammen, bis Kopf und Arme wie in einem Sack fest eingezwängt waren. Dann wandte er sich an August: "Komm, halt mal oben fest, ich will sie noch gut verschnüren, damit es 'ne Weile hält." August half bereitwillig. Dann gab ihr Peter noch einen ordentlichen Klaps auf den Hintern und sagte laut: "So, Queckenwanda, geh schön langsam nach Hause und fall mir nicht auf die Nase, sonst muß ich womöglich für den Spaß noch einen Taler mehr bezahlen."

Inzwischen hatten sich Kinder und junge Burschen eingefunden und lachten über die blind umhertapsende Wanda. Die Kinder hielten sie zum Narren und schrien: "Hier mußte lang, Queckenwanda – hier lang! – da stößt du dir die Nase – da geht's nicht weiter!" Als schließlich zwei Bauern hinzukoamen, lachten sie auch, befreiten sie aber aus ihrer Lage. Wanda ordnete verschämt ihre Kleider und spang dann wie ein junges Reh davon.

Der Gendarm erfuhr zwar von dieser Geschichte, aber Wanda weigerte sich, gegen Peter eine Anzeige zu machen. "Nein, hoher Herr," sagt sie, "der rote Teufel bezahlt dann wieder zwei Taler Strafe, und morgen zieht er mir womöglich noch am hellichten Tag das Hemd auf der Straße aus."

Der Winter ging vorüber, und auch die Arbeit im Wald hörte auf. Auch das Geld in Peters Taschen war alle, und er ließ sich nun selten in der Schenke sehen. Wohl hatte er Arbeit genug, denn der Acker mußte bestellt werden, und den Lohn für die geliehenen Gespanne mußte er bei den Bauern abarbeiten.

Julke hatte sich durch manche Entbehrung ein paar Taler gespart, aber diese waren für zwei Ferkel bestimmt, die man in jedem Frühjahr anschaffen mußte. Daher sagte sie eines Tages zu Peter: "Morgen ist Schweinemarkt in Ostrowo. Mach dich für die Reise zurecht und geh zeitig los, damit du ein paar gesunde Ferkel einhandeln kannst."

Peter fragte lauernd: "Haste Geld?"

Julke kramte aus dem Strohsack einen kleinen Beutel hervor und reichte ihn Peter: "Da nimm, es reicht schon für zwei, und wenn du was übrigbehältst, dann versauf

es nicht gleich. Kauf dafür dem Erwin ein Paar Schuhe, er hat nichts auf den Füßen."

Peter brummte: "Werd nicht gleich alles versaufen, hab andere Sorgen."

Dann wuschte er seine Stiefel blank, ging frühzeitig ins Bett und machte sich am anderen Morgen auf den Weg nach Antonin.

In dem kleinen Wartesaal stieß er auf August Zebulka. "He, August," rief Peter erfreut, "willst du etwa auch auf den Schweinemarkt nach Ostrowo?"

"Wohin sonst, Peter? Man muß doch hin und wieder nach den Preisen sehen, was die Ferkel kosten."

"Oder der Wodka", warf Peter dazwischen.

August lachte: "Hast schon einen ordentlichen Bauern gesehen, der was kauft oder verkauft, ohne den Wodka anzurühren? Wie sollen solche Tiere wachsen und gedeihen, wenn man nicht vorher auf ihre Gesundheit einen ordentlichen Schnaps getrunken hat? – Und du, Peter, willst auch was einhandeln?"

"Ein oder auch zwei Tiere zur Aufzucht, damit wieder frisches Blut in meinen Stall kommt."

Wenig später kam der Zug und brachte sie nach Ostrowo.

Also sie über den Markt gingen und Peter interessiert einen Wurf Ferkel betrachtete, zog ihn August unwillig fort und sagte: "Das hat noch Zeit. Ist genug da von den Viechern. Wart bis zum Schluß, da kriegste sie halb geschenkt. Komm, gehen wir da hinüber in die Schenke, ich hab so ein komisches Kribbeln in der Kehle."

"Hast recht, August," stimmte ihm Peter zu, "wenn das so ist, wie du sagst, dann können wir ja die Hälfte in Schnaps anlegen."

Die beiden Männer betraten die Schenke. Am Ausschank war ein wüstes Gedränge. Feilschend und saufend warfen sich die Bauern die wildesten Flüche und Verwünschungen an den Kopf. Solange sie noch ruhig miteinander sprachen, wurde die Unterhaltung auf deutsch geführt, dann wechselte sie auf halb und halb. Da schrie ein alter Bauer, die struppigen Haare im Gesicht, mit seinen breiten, schaufelförmigen Händen in der Luft herumfuchteln, zornig: "Du jasno, pszkliento pieruna pschakreff, denkst du vielleicht, ja sie dom od ciebie oszukac?!"" (Du blaues, verfluchtes Donnerwetter, Hundebhut, denkst du vielleicht, ich lasse mich betrügen?) Die stark Betrunkene sprachen nur noch polnisch.

Peter und August setzten sich an einen freien Tisch und riefen: "Ein Viertel Cista!" (Klarer Kornschnaps) Der Wirt brachte eine Viertelliterflasche, stellte sie grußlos vor die Männer hin und eilte geschäftig wieder davon. August hob die Flasche: "Nasdrowie, Peter!" und leerte sie bis zur Hälfte. Peter sagte: "Prost, August!" und schluckte, ohne abzusetzen, den Rest. Die leere Flasche hochhaltend, schrie er den

Wirt an: "Eine Halbe, du krummer Schnapsfälscher!" Der Wirt brachte lachend die Halbe. Jetzt sagte Peter: "Nasdrowie, August!" und kippte genau die Hälfte in seinen Hals. August wartete schon mit ausgestreckter Hand, entriß ihm ungeduldig die Flasche und leerte sie, fast ohne zu schlucken. Nachdem er die leere Flasche eine Weile kopfschüttelnd betrachtet hatte, schrie er zum Wirt hinüber: "Du pierunski Betrüger, du Pantscher! Bring eine ganze Kiste Klaren, aber Klaren, sag ich dir, und kein Wasser!" Der Wirt schrie zurück: "Saras!" (gleich) und lief schon, die Flasche schwingend, zu den beiden Männern. Diesmal setzte August die Flasche wortlos an. Peter beobachtete ihn aufmerksam, nahm ihm die Flasche rechtzeitig ab und trank behaglich. Nun schielte August mißtrauisch auf Peter, griff schnell zu und schluckte. Peter beobachtete ängstlich, wie der Inhalt in der Gurgel August Zebulkas verschwand, nahm ihm die Flasche nochmals ab, betrachtete kopfschüttelnd den Rest, blickte August vorwurfsvoll an und trank die Flasche leer. Dann hielt er den Wirt an, der gerade an ihrem Tisch vorbei wollte: "He ty, haderlo, daway kwaterke *Starom Maupe!*" (He, du Lump, gib ein Viertel *Alten Affen.*) Der Wirt brachte das Gewünschte. *Alter Affe* war ein fünfundsechzigprozentiger Schnaps mit einem kleinen Schuß Zwetschgensaft. Nachdem die beiden auch den *Alten Affen* gekostet hatten, fragte Peter seinen Freund: "Wollen wir jetzt nach den Ferkeln sehen?"

August empörte sich: "Jetzt schon? Wo ich vor Durst fast verbrenne? Wart mit den Ferkeln bis zum Schluß, du roter Teufel, dann kannst du für einen Liter Wasser ein paar Schweine in deinen Sack stoppen, die du kaum fortschleppen kannst!" August schlug mit der Faust fluchend auf den Tisch und schrie: "Ich sage dir, du blutiger Schürzenjäger, du verdammter Prügelheld: neulich hab ich sogar so ein Ferkelvieh umsonst gekriegt. Meine Augen sollen mir im Kopf verfaulen, wenn ich lüge. Der Teufel soll meine Seele haben, wenn der Hungerbauer aus Nadstafki mir das Schwein nicht geschenkt hat. *'Nimm dir das Schwein,'* hat er gesagt, *'und wenn du es schlachtest, dann gib mir eine Wurst ab.'* Meine Alte hat das halbverhungerte Aas mit der Nuckelflasche aufgepäppelt. Sie hat das Schwein mit ihrem letzten Bankert zusammen gefüttert. Der Bankert mickert immer noch herum, aber das Schwein – das Schwein ... Gibst du einen halben *Affen* aus, wenn ich dir sage, was aus dem Schwein geworden ist, und du nicht wie vom Blitz getroffen vom Stuhl fällst? Oder kannst du raten, was draus geworden ist? Dann geb ich einen ganzen *Affen* aus. – He, Peter, kannst du raten, kannst du? Nichts kannst du, du Teufel. Dann halt dich fest, du alter Schurke, damit du dir nicht gleich das Genick brichst, wenn du vom Stuhl fällst."

Plötzlich reckte August den Kopf schrie: "Her, du, Haderla, du Hungerbauer, komm schnell her, sag dem Peter, wieviel Wurst du für das Ferkel gekriegt hast."

Der Bauer kam an den Tisch, sah Peter verächtlich an, spuckte aus, legte seine Hand flach auf die Brust und sagte stolz: "Zehn Pfund."

Peter schüttelte ungläubig den Kopf. August rief den Wirt: "Peter will einen halben *Affen* ausgeben. "Und dann zu Peter: "Fünf Zentner hatte die Sau!"

Peter drehte den Kopf nach links, sagte: "Pscha -", drehte den Kopf nach rechts, sagte: "- krefff!"

Der Wirt brachte den halben Affen. August stieß ihn verächtlich zurück: "Hast nicht gesehen, du krumme Lerge, daß Peter eben einen ganzen bestellt hat?" Der Wirt holte eilig den ganzen *Alten Affen*; der Hungerbauer setzte sich zu ihnen an den Tisch.

Auf dem Marktplatz herrschte immer noch reges Leben. Aus nah und fern waren die Bauern mit ihren klapprigen Wagen gekommen und versuchten ihre Schweine, aber hauptsächlich ihre Frühjahrsferkel loszuwerden, um sich für das Geld dringend benötigtes Ackergerät oder andere Gegenstände einzuhandeln. Die Bauern hatten manche arme Häuslerfrau aus dem Dorf mitgebracht. Diese Frauen hatten nun ihre in mühevoller Arbeit hergestellten Weidenkörbe, Hanfstricke, Wäscheleinen oder handgewebten Tücher auf dem Marktplatz ausgebreitet und versuchten, ihre Ware an den Mann zu bringen. Vor den Wagen standen kleine, zottige Gäule, oft in Gemeinschaft mit einer Kuh, und zupften mit hängenden Köpfen an dem Heu, das man ihnen vorgeworfen hatte. Auf den Wagen standen die Bauern neben ihren in Stroh gebetteten Ferkeln und lockten, die Tiere laut preisend, Käufer an. Ganze Würfe von rosigen, schwarzen und gescheckten Ferkeln standen in Kisten und Körben auf dem Markt, und die Bauern und Bäuerinnen, mit Pudelmützen und bunten Kopftüchern, priesen ihre Ware mit schnell gesprochenen deutschen und polnischen Worten.

Ein altes Mütterchen mit wollenem Kopftuch raffte mit der einen Hand die langen Röcke, sprang hurtig über einen Korb, so daß der rote Unterrock um die dürren Beine flatterte, zerrte mit der anderen Hand am Rock eines vorbeieilenden Bauern und bettelte: "Lieber Herr, guter Mann, guckt euch mal meine Schweine an. Ich sage euch, Herr, auf dem ganzen Markt findet Ihr solche Schweine nicht, wie meine sind. So lebendig, so gesund, in den Händen seht Ihr sie wachsen, wie das Unkraut schießen sie hoch. Herr, geht nicht weiter, wartet doch!" Die Bäuerin riß den Deckel des Korbes auf, zerrte ein rosiges Ferkel heraus, hielt es dem Bauern vor die Nase: "Seht Euch das Schwein an!" Der Bauer wandte sich achselzuckend ab, ging weiter.

Die Frau drückte das Ferkel einem anderen Bauern in die Arme und schrie: "So ein Schwein, so ein Schwein muß eine gedrungene Schnauze haben. Herr, seine Mutter müßtet Ihr sehen; die Sau hat fünf Zentner. Vierzehn Stück hat sie gehabt, und nur

fünf hat sie aufgefressen." Der Bauer lachte: "Eine kluge Sau hast du, Bäuerin, für jeden Zentner frißt sie ein Ferkel." Dann hielt er seinen Sack auf: "Schmeiß rein, Alte, zwei Taler ist genug für das verhungerte Vieh."

Die Bäuerin entrüstete sich: "Daß Euch der liebe Gott nicht strafe; fünf Groschen dazu, und Ihr habt das Schwein und meinen Segen."

"Du Pschakreff, drei Groschen weniger!"

Die Bäuerin jammerte: "O Matko Bosko, legt noch zwei Groschen zu und doppelten Segen von mir."

Der Bauer fluchte: "Du Pieruna, keinen Groschen mehr", und wollte den Sack umstülpen. Die Bäuerin wehrte entsetzt ab: "Halt den Sack zu, du geiziger Zigeuner, und bete für mich ein Vaterunser, wenn du gesund nach Hause kommst." Viele Bauern hatten ihre Ferkel schon an den Mann gebracht und tranken in der Schenke ihren Kornschnaps, während die Frauen und Knechte auf das Fuhrwerk achtgaben und dem bunten Treiben gebannt zuschauten. Manche wurden ihre Ferkel aber nicht los und gaben sie zum Schluß für wenig Geld ab oder nahmen sie wieder mit nach Hause.

Als August und Peter aus der Schenke kamen, waren die Ferkelbestände schon stark zusammengeschrumpft, aber noch viel mehr das Geld in ihren Taschen.

Schwankend gingen die beiden von Wagen zu Wagen und versuchten ein paar Ferkel einzuhandeln, aber die Bauern wollten für so wenig Geld ihre Tiere nicht hergeben. Schließlich legten sie ihr Geld zusammen und erstanden nach langem Feilschen und ganzen Serien von Flüchen und Verwünschungen ein munteres schwarzes Ferkelchen. Peter steckte es in einen Sack, warf ihn über die Schulter und ging schimpfend zum Bahnhof, während August hinter ihm herstolperte.

Sie hatten bereits am Morgen die Rückfahrkarten gelöst, so daß sie nach der kurzen Bahnfahrt glücklich in Antonin ankamen. Es begann schon zu dunkeln, als sie den neun Kilometer langen Weg nach Schwarzwald antraten. Peter war sehr schweigsam und hörte August zu, der schallend über seine eigenen Witze lachte.

Nach einer guten Stunde erreichten sie einen Fußpfad, der den Weg nach Schwarzwald bedeutend abkürzte. August fragte: "Du, Peter, wollen wir nicht hier lang über den Brettschneidergraben gehen?"

Peter schüttelte den Kopf: "Jetzt im Dunkeln über die Wurzeln stolpern?"

August spottete: "Du hast bloß Angst, über den Brettschneidergraben zu gehen, wegen der Semmelanna."

Peter rückte schweigend den Ferkelsack über seiner Schulter zurecht und betrat den Fußpfad. August schrie hinter ihm her: "Nu renn man nicht gleich so, wir kommen schon zur rechten Zeit, die spukt doch erst um Mitternacht." Als er Peter

eingeholt hatte, hielt er ihn am Rockärmel zurück und fragte: "Wollen wir uns nicht eine Weile verpusten? Wir haben ja Zeit."

Peter warf den Ferkelsack nicht gerade behutsam ins Moos und setzte sich wortlos daneben, mit dem Rücken gegen einen Baum. Das Ferkel quiekte empört. Das Echo hörte sich schauerlich an. August warf sich stöhnend auf die Erde. Peter stopft seine Pfeife mit Machorka und reichte August den Tabaksbeutel. Als der Tabak brannte, wurde August wieder munter, kroch dichter zu Peter hin und lachte laut auf: "Da fällt mir gerade eine lustige Geschichte ein, weil wir vorhin von der Semmelanna gesprochen haben –"

Peter brummte: "Wenn's dir Spaß macht, kannst anfangen."

August erzählte: "Ich war damals noch in Kumien bei meinen Eltern. Du kennst doch das gottverlassene Nest bei Adelnau? So achtzehn Jahre mag ich damals gewesen sein. War da ein paar Jahre zuvor ein Stück Weges vom Dorf ein dummes Unglück passiert. Der Lazek-Bauer fuhr mit einer schiefgeladenen Heufuhre den Erlenweg lang. Mit der Heugabel über der Schulter lief er neben dem Wagen, sein Kecht saß oben drauf. Plötzlich ist das Heu ins Rutschen gekommen. Der Bauer wollte mit der Heugabel das Heu aufhalten und spießte dabei seinen Knecht mitten durch den Bauch. Der Knecht hatte mit der Ziegengrete vom Lochno-Bauern einen Bankert. Als der Knecht nun tot war, schrien die alten Weiber: *'Das ist die Strafe Gottes, seine Seele wird keine Ruhe finden.'*

Und richtig: Kaum war der Knecht unter der Erde, begann seine ruhelose Seele an der Unglücksstelle ihr Unwesen zu treiben. Die meisten Dorfleute wollten nicht daran glauben, aber die abergläubischen Weiber schwuren alle Eide darauf und sammelten Groschen um Groschen zusammen, um eine heilige Messe für die arme Seele bezahlen zu können. Aber die eine Messe half nichts. Im Dorf meinte man, daß dies ein schwerer Fall sei, der mindestens fünf Messen erforderte. Dieses Gerücht ist wahrscheinlich aus dem Pfarrhaus unter die Bauern gekommen. Der Pfarrer sorgt jedenfalls dafür, daß die Messen schon auf viele Wochen voraus bestellt und bezahlt wurden. Aber für die arme Seele des verunglückten Knechts hatten die Dorfbewohner keinen zweiten Groschen mehr übrig. *'So ein Sünder,'* sagten manche, *'schadet ihm gar nichts. Durch seine Schuld ist ein unschuldiges Kind in Sünde gezeugt und in Sünde geboren worden. Mag er nun dafür büßen und um Erlösung betteln bis zu dem Tage, an dem er normalerweise gestorben wäre!'*"

August spuckte verächtlich aus und erzählte weiter: "Meine Mutter hatte für die arme Seele zwar sehr viel Mitleid, aber keinen Groschen übrig, deshalb erzählte sie mir eines Tages: *'Ja, Junge, es gibt einen Weg zu ihrer Rettung, ohne Geld, ohne Messen. Aber dazu gehört Mut. Wer hat schon diesen Mut, Junge, wer? Niemand im ganzen Dorf.'* Ich prahlte, ich hätte Mut, sie solle mir nur sagen, was zu machen sei. *'O Matko,'* rief meine Mutter entsetzt, *'du würdest das machen, du? Du würdest vor*

Angst tot umfallen.' Nach einer Weile aber sagte sie, sich vor Furcht schüttelnd: *'Der Lohn für so eine gute Tat ist groß, viele Jahre Ablaß für alle Sünden.'* Ich wollte mir damals den Ablaß gern verdienen", sagte August und spuckte einen Baum an. Plötzlich schielte er zu Peter hin. Dieser schnarchte. August stieß ihm die Tabakspfeife zwischen die Rippen und schimpfte: "Ich rede mir die Kehle trocken, und du verfluchtes Aas schläfst."

"Ich höre ja zu", brummte Peter schläfrig.

August setzte seine Pfeife wieder in brand und fragte: "Wo war ich denn stehengeblieben, Peter?"

"Der Bauer spießte seinen Knecht mit der Mistgabel in den Bauch."

"Ach, du versoffenes Schwein," empörte sich August, "der spuckt doch schon längst." Er stieß dicke Rauchwolken aus seiner Pfeife und wiederholte: "Ich wollte mir damals den Ablaß verdienen, weil ich mit der Singbert-Marie was hatte. Deshalb forschte ich meine Mutter weiter aus. Sie bekreuzigte sich dreimal, schraubte die Petroleumlampe herunter und flüsterte ängstlich: *'Ja, Junge, wenn du da an der Stelle, was Gott verhüten möge, einmal um Mitternacht vorbei mußt, und die arme Seele macht sich durch Rascheln, Brummen oder Piepsen bemerkbar – manchmal bellt sie auch wie ein richtiger Hund oder miaut wie eine Katze, aber meistens stöhnt sie bloß –, dann mußt du dreimal hintereinander ein Kreuzzeichen machen und fragen: Arme Seele aus dem Fegefeuer, was willst du? Die arme Seele wird dir dann sagen, was du machen mußt, um sie zu erlösen. Manchmal verlangt sie bloß ein Vaterunser vor dem Muttergottesbild. Oder sie will ein geweihtes Bild oder eine Kerze, die du dann an der Unglücksstelle vergraben mußt. Du darfst aber von diesem Augenblick an kein Wort sprechen, bevor du den Wunsch der armen Seele erfüllt hast, sonst ist alles umsonst gewesen. Hast du aber alles richtig gemacht, so ist die Seele erlöst, und du bist der Gnade Gottes sicher.'*

Ich schwur bei allen Heiligen, die Seele zu erlösen", erzählte August lachend weiter. "Meine Mutter zitterte am ganzen Leib, gab mir aber noch den guten Rat, mich vorher mit Weihwasser zu besprengen. Am Sonntag darauf ging ich zum Tanz ins Nachbardorf. Kurz vor Mitternacht hatte ich mit den Knechten eine kleine Rauferei, und weil mindestens zehn Stück von diesen besoffenen Leuten auf mir herumschlugen, ging ich eben nach Hause."

"Sag schon, dich haben sie wie einen Hund zum Dorf hinausgeprügelt", unterbrach ihn Peter schadenfroh.

August schimpfte: "Sperr deine Ohren auf, ich bin gleich fertig. Komme ich da so kurz nach Mitternacht an dem Busch vorbei – "

"– und du hast die Hosen gleich vollgehabt", spottete Peter.

August empörte sich: "Halt bloß dein Lästermaul", und fing wieder an: "Stehe ich mir da vor dem Busch die Beine in den Bauch, aber das schwarze Aas von Seele

läßt sich nicht sehen. Ich hab ja Zeit, dachte ich. Vielleicht läßt sie der Teufel nicht vor ein Uhr aus der Hölle heraus. Ich hatte im Nachbardorf einen Liter Kornwasser gesoffen und kriegte plötzlich so ein komisches Kullern im Bauch."

"Also doch – "

"Kaum bin ich fertig und will in meinen Taschen nach etwas Papier suchen, da höre ich jemanden kommen. Ich setze mich sofort wieder hin. Da kommt die Grasbauer-Josefa mit der Rostalski-Balbine von einer Kindtaufe aus dem Nachbardorf. Sie bekreuzigen sich abwechselnd und wollen auf Zehenspitzen am Busch vorbei. In diesem Augenblick kollert es wieder in meinem Bauch. Ich nehme sofort Hockstellung ein und versuche, das zweite Ei zu legen. Da schreien die Weiber auf, als ob ihnen der Satan in die Haare gefahren wäre. Aber gleich darauf bleiben sie zitternd vor dem Busch stehen, bekreuzigen sich dreimal und fragen: *'Arme Seele aus dem Fegefeuer, was wünschst du?'* Ich antwortete mit Grabesstimme: *'Papier, Papier.'* Die beiden Weiber bekreuzigten sich noch einmal und rannten wie gehetzt davon. Ich konnte aber nicht so lange auf das Papier warten und zupfte ein bisschen Gras ab.

Am nächsten Tag lachte das ganze Dorf über die beiden Weiber. – Als Josefa und Balbine im Pfarrhaus angekommen waren, saß ihnen noch der Schreck in allen Gliedern. Der Pfarrer dachte wohl, er müsse einem Kranken die Sterbesakramente bringen, und kroch schnell in seine Sachen. *'Wer will denn sterben'*, fragte er schläfrig. Die Frauen fuchtelten mit den Armen, verzerrten den Mund, brachten aber kein Wort über die Lippen. Der alte Herr schüttelte seinen grauen Kopf und fragte: *'Was ist denn los, Josefa?'* Die Grasbauer-Josefa hob hilflos die Arme und bewegte heftig die Lippen. Dann lief sie zum Schreibtisch, holte ein Stück Papier, hielt es dem Pfarrer vor die Nase und tippte wiederholt aufgeregt mit dem Finger drauf. Der Pfarrer tippte sich vielsagend mit dem Finger an die Stirn, schüttelte wieder traurig seinen Kopf, aber dann kam ihm plötzlich die Erleuchtung. Er holte einen Bleistift, drückte ihn der Josefa in die Hand und schrie ihr ins Ohr: *'Aufschreiben!'* Josefa schrieb: *Papier, Papier.* Der alte Herr schüttelte noch trauriger den Kopf, überlegte lange und schrie noch lauter: *'Alles aufschreiben, Josefa, alles aufschreiben!'* Josefa dachte angestrengt nach, beleckte mit der Zunge den Bleistift und setzte dann Buchstabe um Buchstabe auf das Papier. Der Pfarrer las gleich mit: *Arme Seele aus dem Fegefeuer will Papier, Papier.* Jetzt wurde der Pfarrer böse und schimpfte: *'Ihr gottlosen Weiber, ihr irreführten Schafe, ihr sündhaften Seelen, daß euch der Zorn Gottes nicht treffe. Sperrt ihr gleich euren sündhaften Mund auf und sagt mir endlich, welcher böse Geist in euch gefahren ist. So wie der Heiland böse Geister ausgetrieben hat, werde ich es mit Gottes Hilfe auch vermögen!'* Die Weiber fuhren zusammen, und Josefa rief entsetzt: *'Jesus Maria,*

Hochwürden! Ich bin doch nicht vom bösen Geist besessen! Balbine jammerte: *'Jetzt ist alles hin, alles umsonst. Die arme, arme Seele, und die Erlösung war so nahe, Jesus, Jesus, – Josefa, warum hast du bloß den Mund aufgemacht?'* Josefa fuhr wütend herum: *'Du Lästermaul, warum hast du nicht wenigstens deinen gottlosen Mund gehalten. Aber geschieht dir recht, jetzt ist's auch bei dir mit dem Sündenablaß nichts.'* Der Pfarrer schalt: *'Daß euch der Herr nicht strafe! Wie oft soll ich euch noch predigen, daß solch einer büßenden Seele nur heilige Messen helfen können und kein – Papier, Papier'*, äffte er nach. *'Du, Grasbauer–Josefa, und du, Rostalski–Balbine, ihr seid beide reich genug; längst hättet ihr ein paar Groschen opfern sollen, um der armen Seele durch eine heilige Messe Erleichterung zu verschaffen. Jetzt seid ihr geradezu verpflichtet, das kleine Opfer zu bringen!'*

Josefa kramte aus ihrem Unterrock einen Geldbeutel hervor und reichte ihm schweigend einen Silbertaler. Balbine sagte: *'Leg für mich den Taler aus, morgen kriegst du ihn wieder.'* Josefa zögerte: *'Sag erst wahrhaftig.'* – *'Wahrhaftig'*, sagte Balbine feierlich, und schon hatte der Pfarrer den zweiten Taler in der Hand. Dann sagte er, die Tür öffnend: *'Gelobt sei Jesus Christus'– 'In Ewigkeit, Amen'*, erwiderten die beiden Bäuerinnen gleichzeitig und eilten aus dem Pfarrhaus."

August war ein guter Erzähler, aber der viele Schnaps hatte seine Sinne doch etwas benebelt, deshalb war er froh, daß die Geschichte zu Ende war. "Na," fragte er, "war das nicht eine lustige Geschichte?" Peter antwortete nicht, er schlief fest und ruhig. Wütend wollte August ihm seine Mütze ins Gesicht werfen, verfehlte ihn jedoch und traf den Sack mit dem Ferkel. Das quiekte wie am Spieß. Peter fuhr hoch: "Jetzt ist das Schwein weg!" August stieß ihm die Faust in die Rippen: "Steh auf, du versoffener Lerge, sonst liegen wir noch morgen früh hier." Schweigend warf er den Ferkelsack über die Schulter und stolperte weiter. Peter folgte ihm fluchend. Der Wald wurde immer dichter und dunkler. Hohe, mächtige Tannen rauschten im Wind, und der Himmel hatte sich mit dunklen Wolken überzogen. Manch einer wäre unter diesen Umständen keinen Schritt weitergekommen und hätte sich im dunklen Wald verirrt.

Einen normalen Menschen hätte auch schon ein Bruchteil von dem starken Schnaps, den die beiden getrunken hatten, umgeworfen, aber August und Peter standen noch auf ihren Füßen und torkelten weiter.

August war mit dem Ferkelsack vorausgeeilt und in der Dunkelheit zwischen den Tannen verschunden. Peter tastete sich langsam vorwärts. Plötzlich blieb er vor einem krummen Baum stehen, fragte: "Warum gehst du nicht weiter, August? Laß mich vorangehen, du Pschakreff, wenn du den Weg nicht weißt." Peter wartete, wurde böse. "Ich werde dir zeigen, wie man sich den Weg frei macht", und stieß mit voller Wucht die Faust gegen den Baum. "Oh, Pschakreff, ist die Lerge hart", staunte er, den Schmerz verbeißend. Dann bat er: "August, Bruder, vergib mir, ich

schlage nicht noch einmal nach dir", und umarmte reumütig den Baum. Jetzt stutzte er, betastete mit den Händen die Rinde, stöhnte, trat kopfschüttelnd einen Schritt zurück, spuckte den krummen Baum an und wankte, sich die Hände an der Brust reibend, weiter. Von Zeit zu Zeit rief er: "August, Bruder, wart doch a bissel, ich komm ja schon."

Inzwischen war August am Brettschneidergraben, einem Flüschen von ungefähr fünf Meter Breite, angekommen. Darüber war ein dicker, auf der oberen Seite behauener Baumstamm gelegt, unter dem, zwei Fuß tiefer, das Wasser träge dahinflöß. In der Dunkelheit war der Steg nur undeutlich zu erkennen. August zögerte erst, dann schob er seine Füßer vorsichtig über den Stamm. Mit der freien Hand hielt er das Gleichgewicht. Über der Mitte des Grabens geriet er leicht ins Wanken. Das Ferkel im Sack wurde unruhig. Starren Auges blickte er vor sich auf den schmalen Steg. Jetzt fiel ihm die Semmelanna ein. "Pschakreff!" murmelte er, "wenn ich hier reinfalle, versaufe ich genauso, ich kann ja nicht schwimmen." Plötzlich glaubte er vor sich einen schwarzen Hund zu sehen, der ihn mit funkelnden Augen anstarrte. August wurde unruhig: "Du verfluchter Köter, gehste weg!" Der Hund rührte sich nicht. August drohte: "Wart, du schwarzes Aas, dir werde ich Beine machen", und glitt weniger vorsichtig vorwärts. Nun sah er den Baumstamm doppelt und auch den Hund. Auf einmal waren beide Baumstämme unter seinen Füßen weg, auch beide Hunde, und August versank im Wasser. Mit ausgestreckten Armen suchte er nach einem Halt, fühlte den Baumstamm, umschlang ihn und hielt sich verzweifelt daran fest. Sein Kopf ragte noch aus dem Wasser.

In diesem Augenblick war Peter am Graben angekommen, hörte ein jämmerliches Quieken und Stöhnen und fragte: "Armes Aas von Seele, was willst du, was soll ich für dich tun?"

August schrie: "Hilf mir raus, du Pschakreff, ich versaufe."

Peter fragte erfreut: "August, Bruder, wo bist du?"

"Hier unter dem Stamm, die alte Hexe hat mich ins Wasser geschmissen."

"Hast du das Schwein?" fragte Peter erschrocken.

"Nein, das hat wohl der Teufel schon längst der Semmelanna in der Hölle gebraten!"

"Oh, du Pierunie!" fluchte Peter, stürzte hastig vorwärts, stolperte über die verschlungenen Arme seines Freundes und fiel kopfüber ins Wasser.

"Peter, Bruder," jammerte August, "wo bist du?"

"Ich suche das Ferkel, du Lerge", schimpfte Peter und schwamm an das andere Ufer.

"Laß das Schwein der Semmelanna und hilf mir raus, ich kann doch nicht schwimmen!"

"Kriech wieder auf den Stamm und komm endlich raus, ich muß nach Hause, mir ist verdammt kalt!"

"Geh nicht, Peter, geh nicht, ich falle auf der anderen Seite gleich wieder rein."

Peter legte sich am Ende des Stammes flach auf den Bauch und belehrte ihn: "Rutsch doch mit den Händen am Stamm lang!"

"Brauchst mir nichts vorzuschwatzen", verwies ihn August. "Ich weiß schon von selbst, wie ich's machen soll."

Auf der anderen Seite des Brettschneidergrabens lichtete sich der Wald, und hundert Schritte weiter konnte man schon die ersten Hütten von Schwarzwald sehen.

Völlig durchnäßt und zitternd vor Kälte, kamen beide mit leeren Händen zu Hause an. Julke hatte schon sorgenvoll auf Peter gewartet. Als er endlich in die Stube trat, atmete sie erleichtert auf, schlug aber sofort die Hände über dem Kopf zusammen und jammerte: "Mein Gott, Peter, wie siehst du denn aus?"

Peter wischte sich die nassen Haare aus der Stirn, die Mütze hatte er im Wasser verloren, spuckte in eine Ecke des Zimmers und schimpfte: "Dieses dreimal verfluchte Weib, die Semmelanna; hat sie mir nicht meine zwei schönen Ferkel auf dem Steg über dem Brettschneidergraben abgenommen und mich noch obendrein ins Wasser gestoßen! Wenn mich August Zebulka nicht rausgezogen hätte, wäre ich elend erstickt, ohne die Sterbesakramente!"

Julke sah ihn mißtrauisch von der Seite an: "Soll das alles wahr sein?"

Peter schimpfte: "Euch Weibern kann man erzählen, was man will, ihr glaubt einem ja doch nicht. August hat auch ein schwarzes Ferkel gekauft, und die alte Hexe hat es ihm auch weggenommen."

Julke weinte: "Oh, heiliger Antonius, mein schönes Geld!"

"Meine schönen Ferkel sind auch futsch", stimmte Peter bei und riß die nassen Sachen von seinem Körper. Dann ging er in den Ziegenstall schlafen, ohne sich weiter um seine weinende Frau zu kümmern.

Am nächsten Tag fischte ein Waldarbeiter den Sack mit dem schwarzen Ferkel aus dem Graben, tot natürlich. August konnte seine volle Unschuld beweisen, und Julke mußte an die zwei schönen Ferkel glauben, von denen Peter ihr erzählt hatte. Die Dorfbewohner hatten einen Grund mehr, die längst verstorbene Semmelanna zu verdammen.

Kaum drei Jahre nach der Trauung bekam Julke ihr zweites Kind, ein Mädchen, und ließ es auf den Namen Martha taufen.

Inzwischen hatte Peters älteste Schwester den Bauern Johann Kubiak geheiratet. Peter war nicht zu der Hochzeit gekommen. Hedwig hatte mit siebzehn Jahren ein uneheliches Kind von einem Bauernsohn aus dem Dorf, der sofort in die Fremde auswanderte, als er von seinem Vaterglück erfuhr. Hedwig wurde von allen Dorfbewohnern verurteilt, und es fand sich lange Jahre kein anderer Mann, der sie haben wollte. Bis der alte Kubiak Witwer wurde und eine kräftige Frau für seine Wirtschaft brauchte. Sie hatte es verstanden, sich bei dem alten Mann einzuschmeicheln, und er heiratete sie schließlich, obwohl ihr unehelicher Sohn ein verkommener Vagabund war, der sich vor jeder Arbeit drückte und alles Geld, das er in die Finger bekam, verjubelte. Der Stiefvater hatte ihn schon nach kurzer Zeit vom Hof gejagt und ihm eine morsche Hütte am Rand des Dorfes zur Wohnung gegeben. Hedwig bestahl ihren Mann, wo sie nur konnte, und brachte alles ihrem nichtsnutzigen Sohn, der weiterhin ein Faulenzerleben führte.

Peter war das elfte Kind seiner Eltern und der älteste Sohn. Seine anderen neun Schwestern hatten sich längst in alle Welt zerstreut, und manch eine hatte sich gut verheiratet und Vater und Mutter vergessen. Sie schämten sich wohl der großen Armut der Eltern und hielten ihre Ehemänner und Kinder ängstlich von ihnen fern. Andere, die es weniger gut getroffen hatten, kamen hin und wieder, meistens vor Weihnachten, auf einen "kurzen Besuch" ins Elternhaus. Leider kamen sie immer mit leeren Händen und ließen sich den ganzen Winter über durchfüttern, um im Frühjahr wieder spurlos zu verschwinden.

Als Martha vierzehn Monate alt war, wußte Peter, daß seine Frau mit dem dritten ging. – Da kam die Nachricht vom Tod seines Vaters. Peter siedelte mit seiner Familie und den Kindern in sein Heimatdorf über.

Der alte Karwig konnte nun das Pachtland nicht mehr allein bearbeiten und gab es wieder ab. Julke versprach, den alten Vater zu unterstützen.

Das Pferd

Die Familie Harych wohnte schon seit mehreren Generationen im Dorf. Wenn man den stillen Friedhof neben der uralten, schiefen Holzkirche aufsuchte, stieß man immer wieder auf ein verwittertes Kreuz, das den Namen Harych trug. Der Name Peter oder Pjotr kehrte häufig wieder. Der Erbe des kleinen Bauernhofes hieß stets Peter, und diese Sitte hatte sich bei den Harychs bis auf diese Zeit erhalten.

Der rote Teufel hatte aber seinem Ältesten den Namen Erwin gegeben und damit den schönen, alten Brauch seiner Väter gebrochen. (Als ob das Schicksal sich dafür rächen wollte, kam wenige Zeit später die Wirtschaft in fremde Hände.)

Julke hielt Einzug in das neue Heim. Die Schwiegermutter, eine gutmütige Greisin, wurde aufs Altenteil gesetzt und bewohnte in der Holzhütte eine kleine Kammer. Sie mußte vor der "Neuen" aus der guten Stube weichen, genauso, wie einstmals auch ihre Schwiegermutter die große Stube frei machen mußte, als sie vor mehreren Jahrzehnten hier einzog.

Um Peters Wirtschaft stand es schlecht. Das einzige Pferd war vor kurzem eingegangen, und ein neues wurde dringend gebraucht. Aber Peter hatte kein Geld. Den größten Teil der kargen Einnahmen vertrank er. Da kam die Rettung – und zugleich das Verderben für die Wirtschaft. Frau Kubiak, seine älteste Schwester, kam eines Tags zu Julke und bot ihr eines ihrer Pferde, das überzählig war, leihweise an. Julke freute sich sehr darüber, wurde aber von Peter gescholten. "Laß dich mit diesem Weib nicht ein, ich warne dich vor ihr, obwohl sie meine Schwester ist." Aber die Not zwang schließlich auch ihn, von dem Angebot Gebrauch zu machen. Schon am nächsten Tag war das Pferd in seinem Stall, und er ging sofort daran, das Land zu bearbeiten.

Julke sammelte jeden Groschen, verkaufte heimlich manches Ei und manche Metze Butter und versteckte das gesparte Geld im Strohsack ihres Bettes. Als mehrere Monate später die Schwägerin wieder einmal bei ihr vorsprach, holte sie den

Beutel aus dem Versteck und stellte ihn vor die Schwägerin auf den Tisch. "Verkauf mir das Pferd", bat sie. "Ich habe schon etwas Geld gespart, es sind dreißig Taler. Das Pferd ist natürlich mehr wert, und ich bin bereit, dir die fehlende Summe später zu geben."

Die Schwägerin legte ihren Arm um Julkes Schulter und erwiderte schmeichelnd: "Aber Julke! Du bist doch meine Schwägerin, die Frau meines lieben Bruders. Wo werde ich dir für den alten Schinder so viel Geld abnehmen! Das Pferd brauchen wir ja nicht, und mein Mann wollte es schon immer verkaufen." Dann griff sie gierig nach dem Beutel und fügte unsicher hinzu: "Die dreißig Taler nehme ich mit, damit mein Mann, dieser Geizkragen, sich zufriedengibt. Wenn es nach meinem Willen gehen würde, könntest du das Geld für dich verbrauchen und das Pferd dazu behalten."

Julke fiel Hedwig dankbar um den Hals und küßte sie stürmisch. Diese wehrte sich verlegen, steckte den Beutel unter die Schürze und verließ eilig die Stube. Nachdenklich ging sie bis ans Ende des Dorfes. Hier vergewisserte sie sich, daß sie unbeobachtet war, lief dann hastig in die Hütte und warf den Beutel mit den dreißig Talern dem Sohn auf den Tisch. "Es ist das letzte Mal, daß ich dir helfe. Der Kubiak prügelt mich vom Hof, wenn er das erfährt."

47

Einige Wochen vergingen. Julke arbeitete trotz ihres gesegneten Zustands vom Morgengrauen bis in die späte Nacht hinein im Haus und auf dem Feld. Die beiden Kinder wurden der Obhut der Großmutter anvertraut.

Durch einen unglücklichen Zufall brach sich Kubiaks Handpferd ein Bein und mußte notgeschlachtet werden. –

Am späten Nachmittag des nächsten Tages hatte Peter die geernteten Kartoffeln mit Pferd und Wagen heimgebracht, seine Frau war noch auf dem Feld geblieben, das Pferd abgeschirrt und an der Krippe festgebunden, da betrat sein Schwager Kubiak den Stall, grüßte mürrisch und verlangte ohne Begründung das Pferd zurück. Da Peter von dem Kauf des Pferdes durch Julke nichts wußte, löste er das Pferd wieder von der Krippe, führte es auf den Hof und drückte seinem Schwager den Strick schweigend in die Hand. Die beiden Männer hatten sich nie recht verstanden, und Peter wurmte es schon lange, daß er das Pferd seines Schwagers im Stall hatte. "Ich werde mir eben anders helfen müssen", brummte er vor sich hin.

Als Julke am Abend vom Feld heimkehrte, erzählte sie ihrem Mann, daß der Kartoffelacker abgeharkt und das Kraut auf kleine Haufen geworfen sei. Morgen könne er es holen, da sie ja das Kraut im Winter zum Abdecken der Kartoffelmieten brauchten. Peter fragte ärgerlich: "Mit was denn? Der Kubiak hat sein Pferd wiedergeholt."

"Sein Pferd?" fragte Julke erstaunt.

"Ja", gab Peter kurz zurück.

Julke lief sofort zu ihrer Schwägerin, die sie in der Küche antraf. Hedwig hörte sich Julkes Vorwürfe ruhig an und entgegnete dann böse: "Was geht mich das an? Quatsch mir nicht die Ohren voll und geh lieber zu meinem Mann, vielleicht hat er Mitleid mit dir und gibt dir das Pferd wieder."

Julke wollte ihr erst empört ins Wort fallen, besann sich jedoch, lief erregt auf den Hof und traf Kubiak in der Scheune. Aufgebracht fragte sie: "Wie kommt Ihr dazu, mir mein Pferd aus dem Stall zu holen?"

"Dein Pferd?"

"Ja," beharrte Julke, "ich habe es doch gekauft und bezahlt und kann es keinen Tag entbehren!"

Erstaunt sah sie der Bauer an: "Aber Kind, das Pferd hat euch doch meine Frau nur geliehen. Von einem Kauf weiß weder ich noch Peter etwas." Dann fügte er bedauernd hinzu: "Ich hätte es euch noch eine Weile gelassen, aber nun brauche ich es selber dringend für die Herbstbestellung."

"Aber ich habe doch Eurer Frau dreißig Taler dafür gegeben!"

Kubiak wurde wütend, faßte Julke am Arm und zerrte sie wortlos ins Wohnhaus. Mit hochrotem Kopf stand Hedwig vor dem Herd und drehte sich nicht einmal um, als ihr Mann sie fragte: "Hast du dreißig Taler von der Julke für das Pferd bekommen?" Die Frau schüttelte den Kopf. "Aber Julke behauptet es!" schrie Kubiak böse.

"Was Julke behauptet, geht mich nichts an, laß mich in Ruhe mit dem Klatsch", gab die Frau ohne aufzuschauen zurück.

Julke bebte vor Zorn, zerrte sie an der Schulter und schrie ihr ins Gesicht: "Bist du wahnsinnig? Hast du nicht den Beutel mit den dreißig Talern genommen?! Habe ich dir denn das Geld nicht gegeben?! Mach endlich den Mund auf und sag deinem Mann, daß es so ist, und gebt mir mein Pferd heraus!" Julke brach schluchzend ab. Hedwig stieß sie heftig von sich und sagte zu ihrem Mann: "Ich habe von Julke kein Geld bekommen; wenn es der Fall wäre, hätte ich dir das Geld auch gebracht." Dann fügte sie vielsagend hinzu: "Wer weiß, was Julke mit dem Geld angestellt hat, wo sie überall die Schulden drücken."

Jetzt konnte sich Julke nicht mehr beherrschen. Sie schrie ihrer Schwägerin ins Gesicht: "Du gottverlassenes Weib, du Betrügerin du! Um mein mühsam gespartes Geld wollt ihr mich bringen; fürchtet ihr beiden denn Gott nicht? Ach, was seid ihr für schlechte Menschen!"

Hedwig suchte atemringend nach Worten. Kubiak schrie dazwischen: "Das ist eine unverschämte Beleidigung!" Und während er die Tür weit aufriß, fuhr er sie an: "Wahrlich, du und der rote Teufel – ihr seid einander würdig, ein sauberes Pärchen! – Raus aus meinem christlichen Haus!"

Inzwischen saß Peter in der Stube und wartete ungeduldig auf seine Frau. *'Wo sie nur so lange steckt'*, dachte er.

Wenig später kam Julke mit verweinten Augen herein und sah ihrem Mann ängstlich ins Gesicht. Ratlosigkeit überfiel sie. Verzweifelt suchte sie nach einer Ausrede, um Peter ihr langes Wegbleiben zu erklären. Von der Pferdegeschichte wollte sie ihm nichts sagen. Ihren Peter kannte sie schon gut genug, um zu wissen, daß er in seinem Zorn ein Unheil anrichten würde.

Schon war sie entschlossen, nichts zu verraten, als ihr plötzlich einfiel, daß ja Kubiak reden könnte. Gewiß würde er von Peter eine Erklärung verlangen. Sie hatte ihn ja beleidigt. Vielleicht wußte er nichts von der Untat seiner Frau. Dann hatte Hedwig das Geld unterschlagen.

Sie starrte ihren Mann hilflos an und wußte nicht, was sie sagen, wo sie anfangen sollte.

Peter hatte schon längst erkannt, daß etwas nicht in Ordnung war, und herrschte sie an: "Wo warst du, Weib, und was ist los? Sperr deinen Mund endlich auf!"

Julke fuhr erschreckt zusammen. Aber dann trat sie entschlossen näher und setzte sich an den Tisch, Peter gegenüber. Mit leiser Stimme begann sie, alles zu erklären. "Ich hatte mir die dreißig Taler heimlich gespart. Ich wollte dir nichts davon sagen, Peter, weil ich weiß, daß du leichtsinnig bist. In den letzten Wochen warst du sparsamer und hast weniger vertrunken. Ich freute mich darüber und habe dir nichts erzählt, damit du in deiner Sparsamkeit nicht nachlassen solltest. Deshalb hatte ich geschwiegen, Peter. Ich wollte die Wirtschaft retten, dich und unsere Kinder." Julke hatte beim Sprechen die Augen gesenkt. Nun blickte sie fragend zu ihm auf. Peter hatte sein Gesicht in die Hände gestützt und starrte verloren auf die Tischplatte. Julke faßte wieder Mut und fuhr fort: "Heute haben diese Betrüger das Pferd abgeholt, und ich konnte es nicht verhindern, weil ich auf dem Feld war. Vorhin war ich bei Kubiaks. Deine Schwester leugnete mir dreist ins Gesicht." Ihre Stimme brach plötzlich ab, denn Peter verzog seine Mundwinkel, schlug mit der Faust auf den Tisch und stieß aus der rechten Mundhälfte ein fürchterliches "Pschakreff!" aus, das ihr das Blut erstarren ließ.

Jetzt sprang er auf, stützte sich mit den Fäusten auf den Tisch und starrte ihr ins Gesicht. Er keuchte: "Diese Brut schlage ich tot, und dich schlage ich zum Krüppel! Wo nimmst du den Mut her, du verfluchtes Weib, so mit mir zu spielen?!"

Julke wurde bleich: "Rühr mich nicht an, du mordest das Kind, das ich unter dem Herzen trage."

"Ach," stöhnte Peter, "ach ja." Dann lief er zur Tür, schrie bebend vor Zorn: "Dann – dann schlage ich erst die Brut zusammen!" Julke sprang auf: "Peter, lieber Peter,

geh nicht hin. Heute weißt du nicht, was du tust. Geh nicht, Peter, du bringst uns alle ins Unglück!" – Peter schleuderte sie von sich.

Julke war rückwärts gegen den Tisch getaumelt, und nur diesem Umstand verdankte sie es, daß sie sich keinen ernststen Schaden zugefügt hatte. "Großer Gott", schrie sie auf und sank vor dem Bett auf die Knie. Die Hände über dem Leib gefaltet, sah sie auf das Kruzifix an der Wand und betete leise. Hin und wieder schreckte sie auf und horchte mit pochendem Herzen auf jedes Geräusch von draußen.

Unterdessen lief Peter mit langen Schritten durch das dunkle Dorf und erreichte bald den Hof seines Schwagers Kubiak.

Mit einem Fußtritt stieß er die Hoftür auf und steuerte hastig auf das Wohnhaus zu.

Hedwig bereitete gerade das Abendbrot, hatte die Pellkartoffeln eben abgegossen und den Topf zum Abdämpfen wieder auf die heiße Herdplatte gestellt, als die Tür aufgerissen wurde und Peter über die Schwelle trat. Als sie sich umwandte und sein verzerrtes Gesicht sah, wurde sie weiß wie die Kalkwände der Küche. Die Knie wurden ihr weich. Einen Augenblick lang weidete er sich an ihrer Angst. Dann trat er schnell an den Herd und fegte mit einem Streich seiner linken Hand alle Töpfe von der heißen Herdplatte. Heißer Dampf zischte auf. Die Töpfe mit kochendem Wasser, mit Kartoffeln, Zuckerrübensaft und Mehlsuppe, und die Bratpfanne mit ausgelassenem Speck verstreuten sich polternd in der ganzen Küche. Das heiße Wasser war über seine Hand gelaufen. Er achtete nicht darauf. Im Nu war die Küche in undurchdringlichen Dampf gehüllt. Hedwig stieß einen Schreckensruf aus. Sie fühlte sich emporgehoben, und im nächsten Augenblick saß sie schon auf der heißen Herdplatte. Sie stieß laute Schmerzensschreie aus, aber Peters breite Hand legte sich auf ihren Mund, und nur noch ein Röcheln war zu hören. Er preßte sie mit Gewalt auf die heiße Herdplatte, bis er keinen Widerstand mehr spürte. Dann schleuderte er die Mißhandelte vom Herd und tastete sich zur Tür.

Kubiak war gerade mit dem Füttern der Pferde fertig geworden. In der einen Hand trug er einen leeren Wassereimer und in der andern die Stallaterne. Eben wollte er mit dem Fuß die Stalltür öffnen, da stand wie hingezaubert die hohe Gestalt Peters vor ihm. Kubiak erschrak nicht, nein. Er lächelte sogar ein wenig und hob die Laterne, um Peters Gesicht besser sehen zu können. Aber er kam nicht mehr dazu. Schon saß ihm Peters Faust zwischen den Augen, und er stürzte zu Boden.

Peter hatte plötzlich keine Zeit mehr, sich um den Schwager zu kümmern – er hatte andere Sorgen. Die Stallaterne war auf dem Boden zersplittert, das Petroleum floß heraus, und schon loderte Feuer zu Peters Füßen. Er starrte entsetzt in die

zuckende Flamme. Sein Zorn war verraucht. Tausend Gedanken jagten ihm durch den Kopf. Plötzlich sah er Julke vor sich, hörte sie jammern: *Heute nicht, morgen – geh nicht hin – heut weißt du nicht, was du tust. Du richtest Unheil an, bringst uns alle ins Unglück.*

Es gibt kein größeres Unglück für ein Dorf, dessen Hütten vorwiegend aus Holz gebaut und mit Stroh gedeckt sind, als wenn ein Feuer ausbricht. Nicht selten geht das halbe Dorf in Flammen auf, und die verstörten Menschen müssen sich sehr beeilen, wenn sie noch rechtzeitig das Vieh aus den Stallungen und die dürftige Habe aus den Hütten retten wollen. Weh ihnen, wenn sie das Feuer im Schlaf überrascht. Sie alle kennen die kurze Frist, die ihnen noch bleibt, sobald das erste Flämmchen im Strohdach aufzuckt. Nur ein Vaterunser lang, nicht ein Amen länger. Und nur noch sieben Vaterunser und sieben Ave Maria braucht der feurige Drache, bis er die ganze Hütte gefressen hat. Verflucht ist der Mensch, dessen Schuld dieses Feuer entfachte. Ein ungeheuerlicher Verbrecher, ein Auswurf der Hölle ist solch ein Mensch, und dreimal verflucht ist seine Seele. Ein größeres Verbrechen kann ein Mensch nicht begehen, höchstens wenn er einen Krieg entfesselt; denn Krieg ist Feuer, und Feuer frißt erbarmungslos die Menschen und ihre Hütten. Daher beten sie alle, ob groß oder klein, zweimal am Tag, des Morgens und vor dem Schlafengehen: *"Beschütze uns vor Feuer, Krieg und Pest."*

Der Bauer schickt keinen Bettler ohne Almosen fort; denn er fürchtet, er könnte ihm aus Rache den Hof anzünden. Auch dann nicht, wenn der Hof versichert ist. Aber die meisten Bauern sind nicht versichert; denn für die strohgedeckten Holzhütten verlangen die Gesellschaften hohe Prämien, die die armen Bauern und Häusler nicht zahlen können.

Peter wußte das alles. Schon der Gedanke, ein Brandstifter zu sein, ließ ihn erzittern. Angst packte ihn. Durch seine Schuld hatte das Stroh im Stall seines Feindes Feuer gefangen. In solcher Lage wäre er aber auch seinem ärgsten Feind beigesprungen, hätte sein Leben aufs Spiel gesetzt, um den Brand zu löschen und das Dorf zu retten.

Wie fortgeblasen war sein Zorn. Aus einem wütenden Hitzkopf war plötzlich ein ruhiger, überlegender Bauer geworden. Sein ärgster Feind war jetzt das aufflackernde Feuer vor seinen Füßen, und diesen Feind mußte er zerschlagen, zertreten und ersticken, bevor er Schaden anrichten konnte. Bisher war er immer Sieger geblieben, auch wenn er dabei arg zerschunden wurde.

Gierig fraß die Flamme das trockene Stroh. Peter sagte: "Pschakreff." Ein ganz gewöhnliches *Pschakreff*, so, als ob er sich mit einem Hammer ein bißchen auf den Finger geklopft hätte. Dann sprang er vor. Warf sich grimmig auf den Feind,

trampelte wie ein Besessener auf dem Feuer herum. Aber hinter seinem Rücken züngelten die Flammen immer wieder hoch. Das Petroleum war gute Ware und brannte ausgezeichnet. Peter schwitzte. Der Rauch nahm ihm den Atem, schwärzte sein Gesicht. Schon hatte das Feuer Kubiaks Ärmel ergriffen, Peter zerrte ihn zur Seite und erstickte die Flamme. Das Feuer bedrohte schon die beiden Pferde. Sie rissen schnaubend an ihren Ketten, suchten verzweifelt aus dem Bereich der sengenden Glut zu kommen und mit den Vorderhufen die Krippe zu ersteigen, aber die festen Ketten hinderten sie daran. Peter führte jetzt einen wahren Hexentanz auf und ähnelte einem schwarzen Teufel. Wohl deshalb wurde er jetzt wirklich böse. Der mißlichen Lage angepaßt, stieß er das richtige *Pschakreff* aus, mit dem halben und einem zugekniffenen Auge. Aber dazu gehörte natürlich das Zuschlagen mit der Faust. Da er aber keinen Tisch zur Verfügung hatte, schlug er eben die Faust in den brennenden Mist. Durch seine eigene Wucht mitgerissen, legte er sich mit einem ganz gewöhnlichen, zusätzlichen *Pschakreff* zwischen die Pferdeäpfel. Praktisch wie er war, nutzte er diese Lage gleich zur Rettung Kubiaks und des Stalles aus und wälzte sich hin und her, bis das Feuer elend erstickte.

Peter staunte über seine eigene Heldentat, wandte den Kopf nach links und sagte: "Pscha –", drehte ihn nach rechts und sagte: "– kreff". Dann rief er lockend: "He, Wanja!", und sein Pferd antwortete ihm mit einem freudigen Wiehern. Vorsichtig tastete er sich in der Dunkelheit bis zur Krippe, löste sein Pferd, führte es auf den Hof und band es am Torpfosten fest. Dann nahm er den Eimer auf, den Kubiak fallengelassen hatte, ging damit zum Brunnen und füllte ihn. Im Stall schüttete er den größten Teil des Wassers auf das verkohlte Stroh und den Rest dem immer noch besinnungslosen Kubiak ins Gesicht. Dann nahm er den Bauern wie ein kleines Kind auf die Arme und trug ihn ins Wohnhaus. Nachdem er ihn vorsichtig aufs Bett gelegt hatte, ging er in die Küche. Hier brannte noch die Petroleumlampe, und seine Schwester war eben dabei, den verschmutzten Fußboden notdürftig zu säubern.

Als er Hedwig so munter hantieren sah, sagte er nicht unfreundlich: "Kümmere dich ein bißchen um deinen Mann, der hat wohl starke Kopfschmerzen." Beim Hinausgehen fügte er noch hinzu: "Mach ihm kalte Umschläge."

Großen Schaden schien Hedwig nicht erlitten zu haben; denn die derben Röcke und die anderen Kleidungsstücke, die sie auf dem gefährdeten Körperteil trug, hatten stark isolierend gewirkt. Niemand, auch der alte Kubiak nicht, konnte jemals erfahren, wieviel Brandblasen sie tagelang heimlich mit Leinöl gekühlt hatte. Und als später einmal ihr Bruder mitfühlend nachfragte, kehrte sie ihm den mißhandelten Körperteil zu, hob die Röcke und antwortete: "Du kannst mich mal..."

Julke hörte Hufgeklapper auf dem Hof. Mit klopfendem Herzen starrte sie auf die Tür. Als Peters geschwärztes Gesicht im Türrahmen auftauchte, stieß sie einen Schreckensruf aus. Aber ein kurzer Blick überzeugte sie davon, daß ihr Mann wieder friedlich war, und alle Last fiel ihr vom Herzen: "Was hab ich für Angst ausgestanden", sagte sie.

Peter lachte: "Die andere auch." Julke sah ihn fragend an.

"Ja, Julke, die Hedwig hat sich vor lauter Angst auf den Herd gesetzt und sich dabei den Hintern verbrannt."

Julke wurde aus seinen Worten nicht klug und schüttelte den Kopf. "Und der Kubiak hat dir das Pferd freiwillig wiedergegeben?"

"Er hat nichts gesagt, als ich es aus dem Stall führte, aber wohl nur, weil er starke Kopfschmerzen hatte."

Julke gab sich noch nicht zufrieden: "Und warum ist dein Gesicht so schwarz, Peter?"

"Bist du aber neugierig. Der Kubiak hat dummerweise die brennende Stallaterne fallengelassen. Mir blieb nichts anderes übrig, als das Feuer zu löschen. War eine Sauarbeit, sag ich dir, aber ist noch mal gut abgegangen."

Julke sagte erschrocken: "Wie leicht konnte da ein großes Unglück geschehen!"

"Hast recht", stimmte Peter zu und bat sie, das Abendbrot zu bringen.

Kubiak erholte sich zwar schnell von dem Schlag, den ihm Peter versetzt hatte, ließ die Angelegenheit aber nicht auf sich beruhen und verklagte seinen Schwager auf Herausgabe des Pferdes und wegen Körperverletzung. Er wollte auch die Brandblasen seiner Frau zu Protokoll geben, aber Hedwig wollte davon nichts wissen. "Nachher muß ich sie dem Gericht womöglich noch zeigen und schäm mich zu Tode", hatte sie gesagt. Das leuchtete Kubiak ohne weiteres ein.

Peter hatte eine Kuh verkaufen müssen, um seinen Anwalt bezahlen zu können. Als der erste Termin stattfand und Peter in der Stadt war, lag Julke fiebernd im Bett. Julke glaubte, daß dieser Tag die Entscheidung bringen würde und regte sich so auf, daß sie am Nachmittag zusammenbrach. Die Schwiegermutter und noch eine andere Frau bemühten sich um die Hochschwangere und glaubten schon an eine vorzeitige Geburt.

Als Peter angetrunken in die Stube kam, wies die Schwiegermutter mit einer Kopfbewegung auf das Bett. Peter torkelte zu seiner kranken Frau, stieß einen Fluch aus und erzählte mit rohen Worten, die Sache mit dem Pferd stehe sehr schlecht.

"Das alles habe ich nur dir zu verdanken", schloß er vorwurfsvoll und ging aus der Stube, ohne sich über den Zustand seiner Frau Gedanken zu machen.

Für den Faustschlag, den er seinem Schwager versetzt hatte, mußte Peter einen Taler Strafe zahlen, aber der Prozeß um das Pferd wurde erbittert weitergeführt. Die erste Instanz hatte gegen Peter entschieden. Julke hatte ja keine Zeugen, die bekunden konnten, daß sie der Schwägerin dreißig Taler für das Pferd gezahlt hatte. Eine Quittung über das Geld hatte sie auch nicht. Noch war das Ende des Prozesses nicht abzusehen, und schon ging Peters letzte Kuh aus dem Stall – der Anwalt war nicht zu befriedigen. Aber nicht nur der Prozeß kostete viel Geld, auch Peter verbrauchte sehr viel. Oft kam er betrunken nach Hause. Julke beschwor ihn, den Prozeß so oder so zu beenden; denn es bestand nur wenig Hoffnung auf einen guten Ausgang.

Die Gegenpartei erwirkte eine vorläufige Verfügung, und Peter mußte das Pferd wieder herausgeben.

An diesem Tag kam Peter schon um die Mittagsstunde stark angetrunken nach Hause und lud seinen ganzen Zorn auf seine Frau ab. "Du bist schuld an dem Unglück!" brüllte er. "Geh mir aus den Augen, ich will dein Jammergesicht nicht sehen." Dabei stieß er sie so heftig gegen die Brust, daß sie zu Boden stürzte. Obwohl Julke stöhnte und sich nicht aufzurichten vermochte, beachtete er sie nicht und ging wieder zurück in die Schenke. Julke stand mühsam auf und setzte sich, schwer nach Atem ringend. Ihre Brust schmerzte sie sehr, aber noch weher war ihr ums Herz. Jetzt wußte sie, daß ein Leben mit diesem Mann unmöglich war. Sie zweifelte an Peters Verstand. – Plötzlich spürte sie eine heftige Regung in ihrem Leib. Es überlief sie heiß und kalt. Mein Gott, dachte sie, wenn dem Kind etwas passiert ist, hat er es auf dem Gewissen. Vor den Menschen könnte er die Schuld vielleicht noch verbergen, aber nicht vor Gott.

Wenn sie nur einen Menschen hätte, zu dem sie flüchten, den sie um Rat und Hilfe bitten könnte. Die Schwiegermutter? Ach, du gütiger Gott! Die wollte kein Gejammer über ihren Sohn hören. Sie war eine gütige Frau und half in der Wirtschaft, so gut sie konnte. Aber in den Ehestreit ihres Sohnes durfte sie sich nicht einmischen. Sie kannte Peter zur Genüge und fügte sich widerspruchslos seinen Wünschen. Außerdem hatte sie einmal zu Julke gesagt, daß jede Frau von ihrem Mann Prügel bekäme und daran eben nichts zu ändern sei. Auch sie selbst habe von ihrem Seligen genug Prügel bekommen und sei dabei alt und grau geworden. Julke solle nicht so ein Wesen davon machen. Peter habe noch niemanden umgebracht und werde auch sie nicht umbringen.

Julkes Gedanken gingen über Wiesen und Wälder zu ihrem Heimatdorf. Noch eine Weile weinte sie still vor sich hin und achtete ängstlich auf jede Regung ihres Leibes. Und als sie überzeugt war, der Sturz habe dem Kind nichts geschadet, richtete sie sich auf. Sie hatte einen Entschluß gefaßt.

Schnell ging sie hinüber zur Schwiegermutter, nahm wortlos die kleine Martha auf den Arm, brachte sie in die Stube und zog ihr saubere Kleider an. Dann rief sie Erwin, der auf dem Hof spielte, und wusch ihm Gesicht und Hände. Einen Anzug zum wechseln hatte er nicht. Nachdem sie noch etwas Wäsche und ein halbes Brot in ein Bündel verpackt hatte, holte sie aus dem Schuppen einen kleinen Handwagen, verstaute das Bündel und die Kinder und verließ, ohne sich noch einmal umzuschauen, den Hof. –

Schon nach einer halben Stunde hielt sie ermattet an und setzte sich schweratmend auf den Rand des Handwagens. Sie rechnete sich aus, daß sie in ihrem Zustand noch mindestens drei Stunden bis Schwarzwald brauchen würde. Mein Gott, dachte sie, wenn mich unterwegs im Wald die Wehen ankommen, bin ich verloren. Und die zwei Kinder noch dabei! Großer Gott, nur das nicht. Sie dachte daran umzukehren. Aber schon sah sie Peter vor sich, wie er sinnlos betrunken aus der Schenke heimkehrte. Nein, nicht noch einmal wollte sie sich und ihr Kind der Gefahr aussetzen! Entschlossen richtete sie sich auf und griff nach der Deichsel. Sie keuchte weiter. Wenn ihre Kräfte erlahmten, verharrte sie eine Weile, zerrte das Brot aus dem Bündel, brach kleine Stücke ab, schob sie den Kindern in den Mund und aß auch selbst ein wenig.

Es begann schon zu dunkeln, als sie die Hauptstraße erreichte, die von Antonin direkt an Schwarzwald vorbei zum schlesischen Städtchen Mittwaldau führte. Jetzt rollte der Handwagen viel leichter, und Julke schöpfte wieder Hoffnung. Aber die Kinder waren des langen Fahrens überdrüssig und fingen an zu weinen. Julke mochte nicht daran denken, was aus ihr und den Kindern werden würde, wenn ihre Kräfte vollends erlahmen sollten und sie alle im Wald übernachten müßten. Die Herbstnächte waren schon eisig kalt. Die Pausen wurden nun häufiger und länger, und dann kam der Augenblick, wo sie beim besten Willen nicht mehr weiterkonnte. Die Beine versagten ihr den Dienst. Auf Händen und Knien kroch sie an den Rand der Straße und legte sich leise stöhnend ins Gras.

Eine Stunde mochte schon vergangen sein, und Julke konnte sich immer noch nicht aufraffen. Es war dunkel geworden. Die Kinder hockten ängstlich dicht neben der Mutter; sie wagten nicht, laut zu sprechen, klagten leise über die Kälte und quälten die Mutter immerzu, doch aufzustehen und heimzufahren. Große Müdigkeit überfiel Julke. Gern hätte sie ein wenig geschlafen, doch sie fürchtete, in der Dunkelheit von einem Fuhrwerk übersehen zu werden, auf das sie sehnsüchtig hoffte. Schließlich kam ihr ein guter Gedanke. Sie richtete sich halb auf und rückte den Wagen so zurecht, daß sie ihn an der Deichsel fassen und ein Stück gegen die Mitte der Straße schieben konnte. Dann drückte sie die beiden Kinder fest an sich und schlief ein. –

Kurz vor Mitternacht näherte sich ein Fuhrwerk. Der Bauer hatte mit seinem Knecht eine Fuhre Kartoffeln aus Schwarzwald in die Stadt gefahren und kehrte nun heim. Der Knecht lenkte die Pferde, während der Bauer, der ein wenig über den Durst getrunken hatte, hinter ihm im Stroh schlief. Plötzlich wichen die Pferde scharf aus. Der Knecht unterdrückte einen Fluch, als er den Handwagen auf der Straße gewahrte. Er weckte den Bauern, und neugierig kletterten die beiden vom Wagen. Zu ihrer Überraschung entdeckten sie Julke und ihre Kinder. Sie betteten Mutter und Kinder in das weiche Stroh, breiteten noch die Pferdedecken über die Unglücklichen und fuhren in rascher Fahrt heimwärts, nachdem sie auch den Handwagen aufgeladen hatten.

Der alte Karwig war nicht wenig erschüttert, als der Bauer ihn aus dem Bett holte und ihm erzählte, wen er mitten in der Nacht im Wald aufgelesen hatte.

Zwei Tage später kam auch Peter in Schwarzwald an. Zuerst ging er in die Schenke und trank einen halben Liter Kornschnaps. Der Wirt bediente ihn freundlich und erkundigte sich nach dem Befinden Julkes, obwohl das ganze Dorf seit zwei Tagen über ihr Mißgeschick klatschte. Peter gab ihm jedoch den Rat, sich lieber um seine Alte zu kümmern, als andere Leute dumm auszufragen. Dann verließ er grußlos die Schenke.

Julke hatte die kleine Martha auf dem Schoß, und Erwin spielte mit dem Großvater, als Peter die Stube betrat. Julke erschrak nicht, sie hatte ihn erwartet. Ohne die anderen anzusehen, knurrte Peter: "Komm nach Haus."

Julke schüttelte stumm den Kopf und beschäftigte sich, ohne ihn zu beachten, mit ihrer Tochter.

Peter wurde ärgerlich und drohte: "Ich will darauf verzichten, dich mit Gewalt fortzuschaffen, wenn du vernünftig bist. Aber ich kann dich auch zwingen, wenn es sein muß. Kommst du nun freiwillig mit oder nicht?"

Julke bat flehend: "Laß mich doch so lange hier, bis das Kind da ist, ich kann unmöglich den weiten Weg noch einmal machen. Ich kann mich kaum noch auf den Beinen halten."

"Du bist ohne zu fragen davongelaufen und, wie ich sehe, gut angekommen. Dein Zustand hat dich nicht abgehalten, den weiten Weg zu wagen. Nun hast du dich zwei Tage ausgeruht. – Los, mach dich fertig."

Julke versuchte noch einmal, ihn umzustimmen: "Ich bin schon zu schwach, glaub mir doch, Peter", bettelte sie.

Peter schrie sie an: "Mein letztes Wort, Weib, kommst du freiwillig mit?"

Julke war entschlossen, ihm zu trotzen. Verachtung und Bitterkeit standen auf ihrem Gesicht, als sie erregt flüsterte: "Du kannst mich ja wieder verprügeln. Du kannst mich ja wieder zu Boden schlagen, wie neulich. Vielleicht gelingt es dir

diesmal, mich und mein Kind umzubringen. Das alles kannst du, ich habe nicht die Kraft, dich zu hindern. Nur das eine schaffst du nicht, mich zu beschwatzen, daß ich freiwillig zu dir zurückkehre."

Peters Adern schwollen an. Schon riß er die kleine Martha von ihrem Schoß und setzte das Kind hart auf den Boden. Julke sprang auf und sah ihrem Mann ängstlich ins Gesicht. Der faßte sie roh um die Hüfte und warf sie wie einen Sack, mit dem Kopf zuerst, über seine Schulter. Julke wehrte sich mit Händen und Füßen, doch bald erlahmten ihre Kräfte. Peter wandte sich an ihren Vater: "Die beiden Blagen da kannst du mir morgen ins Haus schicken." Der alte Karwig zitterte am ganzen Leib und brachte kein Wort über die Lippen.

Fast durch das ganze Dorf ging Peter mit seiner Last auf dem Rücken, dann bot er nach rechts zum Brettschneidergraben ab. Julke schämte sich entsetzlich. "Peter," bettelte sie, "laß mich um Gottes Willen herunter, das ganze Dorf wird über mich lachen. Ich kann mich ja hier nie wieder sehen lassen." Peter drückte sie noch fester auf seine Schulter und erwiderte boshaft: "Das sollst du ja auch nicht."

Als sie die letzten Hütten hinter sich hatten, fühlte Julke heftige Schmerzen im Leib. Sie bat Peter, Vernunft anzunehmen, sie sei bereit, freiwillig mitzugehen. Peter achtete nicht darauf. Als er sie über den Brettschneidergraben trug, wimmerte sie vor Schmerzen. Doch Peter lachte und fragte sie bissig, ob sie Angst vor der Semmelanna hätte. Auf der anderen Seite setzte er sie ab. Als sie sich nicht auf den Füßen halten konnte, sagte er aufgebracht: "Verstell dich bloß nicht so. Du tust gerade, als ob du die einzige Frau auf der Welt bist, die Kinder kriegt. Dies Theater kannst du dir sparen. Wie lange willst du – *pschakreff!* – noch hier sitzenbleiben?" Und drohend fügte er hinzu: "Oder soll ich dir Beine machen?" Julke war überzeugt, daß er die Drohung wahr machen würde, und da die Schmerzen etwas nachgelassen hatten, richtete sie sich mühsam auf. Peter höhnte: "Sieh da, auf einmal geht's doch." Plötzlich umschlang er mit seinen Fingern ihren Arm, sagte hart: "Du kannst von Glück sagen, daß ich heut so gute Laune habe, sonst könntest du dich mit deiner Schwägerin ins Bett packen." Julke sah ihn fragend an. Er fuhr fort: "Kubiak hat ein Schwein geschlachtet. Gestern hat Hedwig einen ganzen Korb voll Fleisch zu ihrem nichtsnutzigen Sohn gebracht. Der hat es gleich zum Wirt getragen und alles mit seinen Freunden versoffen. Dabei hat er sich noch über den blöden Kubiak lustig gemacht. Nun liegt die Hedwig halbtot geschlagen im Bett. Hätt ich nicht gedacht von dem Trottel, dem Kubiak, daß er überhaupt sowas fertigkriegt." Peter seufzte leicht: "Man täuscht sich manchmal in einem Menschen, genauso, wie ich mich in dir getäuscht habe. Ja, du bist ein Jammerweib, eine Heuljule. Läufst wie ein wildes Huhn vom Hof. Schande über dich! Aber ich bin

überzeugt, daß du diese Dummheit nicht noch einmal machen wirst. In Laski laufen die Weiber ihren Männern nicht fort. Und du bist jetzt eine aus Laski."

Julke seufzte und stützte sich schwer auf seinen Arm. Er glaubte, seine Worte hätten Reue in ihr geweckt, und war darüber sehr befriedigt. Aber Julke hatte ihm kaum zugehört. Wieder hatten sich die Wehen bei ihr eingestellt, und sie zweifelte kaum noch, daß das Kind in der nächsten Stunde kommen würde. Unter normalen Umständen hätte sie das nicht allzusehr beunruhigt. Kinderkriegen war eine gottgewollte Angelegenheit. Müßig, sich über die Niederkunft Gedanken zu machen. Aber hier im Wald, ohne Wäsche, ohne warme Betten? Und dann noch in Gegenwart dieses Mannes? Schon wollte sie sich ihm anvertrauen, aber sofort erinnerte sie sich an seinen Spott von vorhin. *Nein!* trumpfte sie innerlich auf. *Nichts werde ich dir sagen, du Wahnsinniger.* Und da sich ihr Leib wieder etwas beruhigt hatte, ging sie stumm neben ihm weiter.

Peter legte ihr Benehmen anders aus und freute sich über ihre Einsicht. Fast freundlich sprach er auf sie ein: "Ich weiß, was ich tue, ich bin kein Schwein. Wenn ich betrunken bin, dann laß mich in Ruhe; jammere mir nicht die Ohren voll. Trink lieber Schnaps, dann kriegst du ein anderes Gesicht und bist ebenso friedlich wie ich." Schweigend sah er sie von der Seite an. Julke hielt den Kopf gesenkt, seine Worte hatten sie wenig berührt, sie wunderte sich nur über seine lange Rede. So viel hatte er zu ihr nur gesprochen, wenn er sehr guter Laune war.

"Hör zu!" herrschte er sie plötzlich an. Sie schreckte auf und hob den Kopf. Aber dann hörte sie ihm wirklich interessiert zu. "Die Wirtschaft wird verkauft. Sie ist nicht mehr zu halten. Über kurz oder lang kommt sie doch unter den Hammer. Wenn ich sie jetzt verkaufe, kann ich noch etwas retten. Diese Betrüger haben uns zugrunde gerichtet; aber ihre eigenen Prozeßkosten werden sie, ganz gleich, wie das Gericht entscheidet, selber tragen. Bei uns wird nichts zu holen sein; dafür werde ich sorgen."

Wie um sie zu beruhigen, fügte er hinzu: "Noch habe ich ein paar gesunde Fäuste; wirst schon mit deinen Blagen nicht verhungern."

Julke blieb plötzlich stehen und wankte. Er sah ihr bleiches Gesicht und brummte: "Nu' reg dich darüber nicht gleich so auf, ist eben nicht zu ändern." Als er aber die Schweißperlen auf ihrer Stirn bemerkte, legte er besorgt seinen Arm um ihre Hüfte und führte sie abseits ins weiche Gras. Die letzten Schritte mußte er sie sogar tragen, denn ihre Beine versagten den Dienst.

Julke lag im Gras und krümmte sich vor Schmerzen. Peter starrte sie ungläubig an. Er schüttelte den Kopf, kniete neben ihr nieder und fragte stockend: "Ist nichts, nicht wahr? Bist nur schlapp, bißchen müde, nicht? Was anderes kann es doch nicht sein; hat ja noch drei Wochen Zeit - "

Julke preßte die Zähne auf die Lippen, dann stieß sie mühsam hervor: "Lauf schnell ins Dorf, hol Wäsche, Bettzeug, die Frau Zebulka, einen Wagen!"

Und als Peter sich nicht gleich aufraffte, drängte sie: "Schnell, lauf; – gleich ist's soweit!"

Peter stand auf und fluchte: "Pschakreff! Hier im Wald?" Dann holte er seine Pfeife aus der Tasche, stopfte sie ohne Hast und paffte, nachdem er sie entzündet hatte, dicke Rauchwolken in die Luft. Seine Frau betrachtete ihn aus halbgeschlossenen Augen. Endlich nahm er die Pfeife aus dem Mund und sagte leichthin: "Solange bleib ich hier; nacher lauf ich ins Dorf." Er riß sein Hemd vom Leib, hielt es ihr vor die Augen und erklärte: "Da, besser als nichts, wird schon reichen; nachher hole ich mehr."

– – Wenig später war das Kind da. Alles war gut abgelaufen. Er wickelte es in sein Hemd, verpackte das Bündel noch sorgfältig in seinen Rock und legte es behutsam neben die Mutter. Dabei sagte er tröstend: "Nun sollst du auch deinen Willen haben und kannst ihn Josef taufen lassen."

Dann verschwand er eilig hinter den Tannen und lief wie um sein Leben zurück nach Schwarzwald. Am ersten Bauernhof angekommen, suchte er nicht lange nach dem Tor, sondern schwang sich über den Gartenzaun. Auf dem Hof traf er den Bauern. "Spann an!" schrie er, "ich hol inzwischen warmes Zeug." Und als der Bauer ihn erstaunt anstarrte, fuhr er ihn böse an: "Nu' rühr dich doch schon, du Pschakreff, meine Frau hat im Wald ein Kind gekriegt."

Der Bauer war mit dem Anspannen noch nicht ganz fertig, als Peter schon wieder angestürmt kam. Auf seinem nackten Rücken pendelte ein Sack mit Federkissen und anderem Zeug, den er mit den Zähnen festhielt. Unter die Arme hatte er seine beiden Kinder geklemmt. Erwin ruderte mit Armen und Beinen in der Luft herum, während seine Schwester Martha jämmerlich schrie.

Kaum eine Stunde später waren alle wohlbehalten mit dem Wagen in Laski angekommen.

Vier Wochen später saß Peter nur noch als Pächter auf seiner Wirtschaft. Niemand im Dorf ahnte etwas davon.

Der unselige Prozeß dauerte noch mehrere Monate, dann war er endlich zu Ende. Es war so gekommen, wie man es von Anfang an vorausgesehen hatte. Peter hatte verloren – den Prozeß und auch die Wirtschaft. Frau Kubiak hatte unter Eid ausgesagt, daß sie von Julke niemals dreißig Taler bekommen hätte. Julke brach in Tränen aus, als sie von dem Meineid ihrer Schwägerin hörte. "Großer Gott!" stöhnte sie, "für dreißig Taler hat sie ihre Seele verkauft wie Judas seinen Herrn für dreißig Silberlinge." Peter unterbrach: "Hör auf damit, diese Brut gehört schon

längst in die Hölle." Und sinnend fügte er hinzu: "Ich bin nur neugierig, ob diese Halunken ihre Prozeßkosten selbst bezahlen werden oder mir den Gerichtsvollzieher auf den Hals schicken."

Peters Wirtschaft hatte ein Großbauer aus dem Nachbardorf für seinen Sohn erworben, der bald heiraten wollte. Das nötige Vieh stellte er Peter zur Verfügung, damit er als Pächter die Wirtschaft bis dahin ordentlich führen konnte. Nachdem Peter mit dem Geld, das er für seinen Hof bekam, alle Schulden bezahlt hatte, blieben ihm noch vierhundert Taler. Er gab sie seiner Frau zur Aufbewahrung. Julke wechselte das Geld in Gold- und Silberstücke ein und vergrub sie heimlich in einem Steintopf im Schuppen. Da Peter sich weigerte, die Prozeßkosten für Kubiak zu bezahlen, schickte ihm dieser eines Tages den Gerichtsvollzieher auf den Hof. Der aber konnte nichts pfänden, da Peter nichts mehr gehörte. So erfuhr Kubiak von dem Verkauf.

Der Prozeß um das Pferd hatte fast drei Jahre gedauert, und die Forderungen Kubiaks überstiegen noch die Summe, die Julke verwahrte. Anfangs glaubte Kubiak tatsächlich, daß Peter kein Geld mehr besäße und der Prozeß die ganze Wirtschaft verschlungen hätte.

Inzwischen war Josef fast zwei Jahre alt geworden und mußte eines Tages die Wiege für seinen jüngsten Bruder, Paul, frei machen. Mit seinen beiden älteren Geschwistern schlief er nun in einem Bett. Mehrere Monate hatte Peter ein ordentliches Leben geführt, hatte fleißig gearbeitet und war nur sonntags in die Schenke gegangen. Nach Pauls Geburt änderte er jedoch sein Verhalten und besuchte wieder häufig die Schenke. Und da er nur wenig Geld in die Finger bekam, machte er Schulden. Julke gab dem Schankwirt zu verstehen, daß er ihm nichts mehr borgen solle; denn Peter würde niemals die Schulden bezahlen können. Daraufhin machte Peter seiner Frau das Leben wieder zur Hölle.

Julke hatte nun drei Söhne und eine Tochter zu betreuen, aber die Kinder machten ihr weniger Sorgen als Peter. Die Wirtschaft brachte kaum soviel ein, daß alle satt wurden, Peter aber forderte immer wieder Geld für Schnaps, und es gab manch bösen Auftritt. Er verschachte sogar heimlich manchen Scheffel Korn, um den Erlös sofort zu vertrinken. Er kam soweit, daß er die Pacht nicht mehr aufbringen konnte. Jetzt verlangte er, daß Julke die verwahrten vierhundert Taler angreifen sollte. Julke weigerte sich hartnäckig, gab ihm aber, um ihn zu beschwichtigen, einen halben Taler, alles, was sie im Haus hatte. Peter steckte das Geld lässig ein und ging in die Schenke. Als die paar Groschen vertrunken waren und der Wirt nicht anschreiben wollte, geriet Peter in Zorn, erzählte ihm von den vierhundert Talern aus dem Erlös der Wirtschaft und prahlte, daß er noch heute abend seiner geizigen Alten die Goldfuchse abknöpfen würde. Im Dorf hatte man schon immer darüber geklatscht, daß Peter nicht die ganze Wirtschaft verprozessiert haben

konnte und gewiß noch manches Goldstück verheimlichte, um dem Kubiak nicht die Prozeßkosten zahlen zu müssen. Daher glaubte der Wirt ohne weiteres, was Peter erzählte, ließ sich wieder beschwatzen und gab ihm mehr zu trinken.

Gegen Abend wankte Peter schwer betrunken aus der Schenke. Wenige Minuten später stand er vor seiner Frau und verlangte das Geld. Aber auch jetzt weigerte sie sich. Er drohte, sie zu verprügeln. Julke stand dicht vor hm. Die Augen fest auf ihn gerichtet, sagte sie ruhig: "Du kannst mich schlagen, wenn es dir Spaß macht. Ich werde es der Kinder wegen erdulden. Aber das Geld bleibt, wo es ist, für eine neue Wirtschaft, die wir uns später kaufen werden. Du kannst alles vertrinken, auch dein letztes Hemd. Ich kann es nicht verhindern, aber das Geld bekommst du unter keinen Umständen in die Finger."

Peter hob die Faust, aber Julke wich keinen Schritt zurück, sondern schrie: "Schlag zu, du Teufel! Ich wehre mich nicht, aber ich kann dann nicht mehr länger mit solch einem Menschen zusammen leben!" – Und der rote Teufel schlug zu. Einmal, zweimal und zum dritten Mal schlug er seine Faust der Frau ins Gesicht. Die Kinder, die ängstlich in einer Ecke hockten, schrien verzweifelt, als sie die Mutter zu Boden stürzen sahen. Erwin versuchte, am Vater vorbeizulaufen, um Hilfe zu holen, aber auch ihn traf ein wuchtiger Schlag. Das Kind überschlug sich, krümmte sich zusammen und blieb regungslos neben der Mutter liegen.

Langsam tropfte Blut aus seinem halbgeöffneten Mund. Martha und Josef wagten nicht, sich zu bewegen und die Tränen abzuwischen, die über ihre Wangen rollten. Der kleine Paul schrie jämmerlich in der Wiege.

Peters Gesicht war gräßlich verzerrt, seine Augen flackerten, und auf seiner Stirn standen dicke Schweißperlen. So stand er da und schaute auf die leblosen Gestalten vor seinen Füßen, die Fäuste immer noch geballt, den Rücken gekrümmt, als warte er auf eine Bewegung seiner Opfer, um sich erneut auf sie zu stürzen.

Plötzlich entspannten sich seine Züge, die Arme sanken herab, und verständnislos schüttelte er den Kopf. Langsam bückte er sich, hob behutsam den leblosen Körper seiner Frau auf, hielt sie wie ein kleines Kind in seinen Armen und betrachtete mit glanzlosen Augen ihr zerschlagenes Gesicht. Schwer atmend, trug er sie zum Bett. Dann drehte er sich suchend um. Vor dem regungslosen Erwin blieb er erschrocken stehen. Plötzlich kniete er vor dem kleinen Körper nieder, wischte ihm das Blut von den Lippen, streichelte mit der blutversudelten Hand das leichenblasse Gesichtchen und schrak zusammen, als er sah, daß das Gesicht des Kindes völlig mit Blut verschmiert war. Hastig sprang er auf und legte Erwin behutsam neben die Mutter auf das Bett.

Die Kinder in der Ecke waren eng zusammengedrückt. Martha hatte sich ihre Schürze über den Kopf gezogen und glaubte sich dadurch vor dem Vater verborgen, während ihr Bruder sein Gesicht in ihren Schoß bettete und seine Hände schützend über den Kopf hielt.

Mitten im Zimmer stand der Vater und wühlte ratlos mit den großen Händen in seinen rotblonden Haaren. Jetzt gewahrten seine ruhelosen Augen hinter dem Ofen einen Wassereimer und eine Waschschiüssel. Hastig goß er etwas Wasser in die Schüssel, riß ein Handtuch an sich und eilte an das Bett. Kopfschüttelnd betrachtete er Julkes Gesicht. Es war stark angeschwollen. Die Oberlippe war gespalten, und aus dem halbgeöffneten Mund rann noch immer Blut. In der oberen Zahnreihe klaffte eine breite Lücke. Mit zitternden Händen tauchte er einen Zipfel des Handtuchs in die Schüssel und begann vorsichtig und unbeholfen, das zerschlagene Gesicht zu reinigen. Als es ihm nicht gelang, den Blutstrom, aus Julkes Mund zu stillen, sagte er ärgerlich: "Pschakreff!" und schleuderte wütend die Waschschiüssel und das Handtuch in die Ecke. Polternd verließ er die Stube, riß auf der anderen Seite des Flurs die Tür zur Kammer auf und schrie: "Mutter, komm mal schnell rüber und kümmere dich um Julke, ich werd allein mit ihr nicht fertig!" Völlig ahnungslos folgte ihm die Alte. Als sie die Mißhandelte erblickte, liefen Tränen über ihr zerfurchtes Gesicht. Während Peter ratlos auf sein Opfer starrte, bat ihn die Mutter mit zitternder Stimme, sofort einen Arzt zu holen.

62

Erwin hatte sich von dem Faustschlag seines Vasters schnell erholt und saß wenig später schon wieder munter auf einem Hocker neben dem Ofen. Nur eine kleine Beule am Kopf und das beschmutzte Gesicht zeugten von Peters Untat.

Mehr als drei Stunden vergingen, bis der Arzt kam. Kaum hatte er die Stube betreten, zeigte Erwin ihm wichtigtuerisch seine Beule. Der Doktor lächelte und tat erstaunt. Dann ging er an das Bett der Mutter. Nur der zuckende Mund und Julkes schwache Versuche, die Augen zu öffnen, verrieten dem Arzt, daß noch Leben in ihr war. Während er sich um die Verletzte bemühte, ging leise die Tür auf, und Peter betrat auf Fußspitzen das Zimmer. Als ihn ein verächtlicher Blick des Arztes traf, blieb er an der Tür stehen und wagte nicht näher zu kommen. Schuldbewußt senkte er die Augen und wartete. Der Arzt gab noch einige Anweisungen, drückte der Greisin und Julke die Hand, streichelte Erwin die Wangen und verließ die Stube, ohne Peter auch nur anzusehen.

Julke fiel in einen tiefen Schlaf. Peter blieb bei ihr und kühlte von Zeit zu Zeit das geschwollene Gesicht mit Essigwasser.

Als Julke am anderen Morgen die Augen aufschlug, streichelte er sie und sagte reumütig: "Ich habe dir sehr weh getan, Julke. Ich wußte nicht, was ich tat. Es tut mir sehr leid. Ich war betrunken, aber wenn du mir verzeihen kannst, gehe ich nie wieder in die Schenke. – Sieh mal, Julke, schon wegen der Kinder mußt du bei mir bleiben. Was soll aus uns allen werden, wenn du uns verläßt?" Und ihre Hand ergreifend, wiederholte er noch einmal: "Ich tue das nie wieder."

Julke hob die Augenbrauen und sah Peter ungläubig an. Noch nie hatte er so zu ihr gesprochen, noch nie hatte ihm etwas leid getan. Und nun bat er sie sogar, bei ihm zu bleiben. Neue Hoffnung erfüllte ihr Herz, und längst war sie bereit, ihm alles zu verzeihen. "Ist schon gut, Peter", flüsterte sie. "Wenn du nicht mehr in die Schenke gehst, wird alles noch gut. Geh jetzt und kümmere dich ein bißchen um Erwin und die anderen. Koche ihnen eine Suppe, ich kann noch nicht aufstehen und bin so müde, laß mich noch ein wenig schlafen."

In den folgenden Tagen versorgte Peter seine Frau und die Kinder in rührender Weise. Vom Morgen bis in die späte Nacht war er auf den Beinen. Erwin und Martha wichen dem Vater ängstlich aus. Aber bald faßten sie wieder Zutrauen und stellten öfter Fragen an ihn, was sie bisher nie getan hatten.

Julke, die alles vom Bett aus beobachtete, freute sich über Peters Wandlung und schickte manches Dankgebet zum Himmel.

Nach acht Tagen konnte sie das Bett verlassen. Peter hielt sein Wort und betrat die Schenke nicht mehr.

Aber bald darauf traf Julke ein neuer Schlag. Ihr Vater starb, und sie hatte nun niemanden mehr, zu dem sie sich flüchten konnte, wenn sie Trost brauchte. Mehrere Tage blieb sie in Schwarzwald und bettete den Alten zur letzten Ruhe. Nur wenige Sachen des Vaters packte sie in ein Bündel, alles andere verkaufte sie an die Dorfbewohner. Aber das Häuschen und die vier Morgen Land fanden schnell einen Käufer. Noch einmal betrat sie den stillen Friedhof an der Kirche und kniete am Grab der Eltern nieder; dann nahm sie Abschied.

Als sie die letzten Häuser des Dorfes hinter sich hatte, beschleunigte sie ihre Schritte und nahm den kürzesten Weg zur Bahnstation. In der Kreisstadt kaufte sie für die Kinder neue Kleidung und Wäsche, auch andere Dinge, die sie dringend brauchte. Dann ein paar Süßigkeiten und für Peter gute Zigarren und eine Flasche *Starom Maupe*. Mit vielen Päckchen beladen eilte sie nach Hause. Spät abends betrat sie die Stube, wo Peter und die Kinder schon ungeduldig warteten. Umständlich packte sie die Süßigkeiten für die Kleinen aus, und auch Peter bekam seine Zigarren. Das Abendessen hatte er schon fertig, so daß sich die Familie gleich an den Tisch setzen konnte. Nachdem sie das Abendgebet gesprochen hatten, brachte sie die Kinder zu Bett und kehrte zu Peter zurück, der behaglich an seiner

Zigarre zog. In ihren Augen saß der Schalk, als sie sich an ihrem Bündel zu schaffen machte und die Flasche *Alten Affen* auf den Tisch stellte. Sprachlos sah Peter sie an. Nun holte Julke zwei Gläser, hob das eine Peter entgegen und sagte bedeutungsvoll: "Meine Einstandslage, – trink mit mir auf gute Freundschaft und das Gedeihen unserer Kinder!"

Peter wußte nicht, wie ihm geschah. Er ergriff sein Glas, umarmte seine Frau und gab ihr nach langen Jahren wieder einen Kuß auf die Stirn. Dabei verfuhr er so ungestüm, daß ein Teil des Schnapses verschüttet wurde. "Wenn das nur kein Unglück bedeutet", jammerte Julke abergläubisch, aber Peter zerstreute ihre Bedenken und führte sein Glas schwungvoll an die Lippen. Jetzt lachte Julke und füllte die Gläser von neuem. Als sie sie zum drittenmal geleert hatten, rief sie entsetzt: "Um Gottes Willen, wir werden uns noch betrinken", verkorkte die Flasche und versperrte sie im Schrank. Noch lange saßen sie am Tisch und unterhielten sich über die Sorgen, die sie bewegten.

Im Haus herrschte kein Überfluß, aber durch Sparsamkeit und Fleiß war es möglich, alle satt zu machen. Julke darbte lieber, als daß sie einen Pfennig von dem Ersparten angegriffen hätte. Peter versuchte oftmals, ihr klarzumachen, daß man dringend ein paar Mark für den Haushalt benötige, und erinnerte sie an das wohlverwahrte Geld. Aber Julke schüttelte jedesmal den Kopf und erklärte ihm unzweideutig, daß sein Gerede zwecklos sei.

Einmal fragte er sie, wo das Geld sei, das sie für das Häuschen in Schwarzwald bekommen hatte. Julke lachte ihm ins Gesicht und erklärte: "Sechzig Taler habe ich noch übrig, und die sind da, wo auch die vierhundert Taler sind. Und damit du es nicht vergißt, dies Geld gebe ich nur für ein eigenes Häuschen mit ein paar Morgen Land her. Das Versteck werde ich nicht verraten, und wenn du mich darum totschißt." Sie kannte ihren Peter. Die Schenke war nicht weit, und er hätte kaum widerstehen können, wenn er das Geld in Hause wußte. – Peter zweifelte nicht an ihren Worten und fand sich schließlich damit ab.

Julkes Plan stand schon lange fest. Sie wollte sich wieder ein kleines Häuschen kaufen, dort, wo sehr viel Wald war, aber weit und breit keine Schenke. Eigentlich hatte sie ihr Erbe in Schwarzwald behalten und mit Peter dorthin übersiedeln wollen. Ihr Mann war nicht zu überreden gewesen, nach Schwarzwald zu ziehen. Er hatte, wie er sagte, dort zu schlechte Erfahrungen gemacht.

Kaum acht Wochen waren nach dem Tod des Vaters vergangen, als auch Peters Mutter zu Grabe getragen wurde. Um die Beerdigung bezahlen zu können, war Julke erstmalig gezwungen, zehn Taler aus dem vergrabenen Steintopf zu nehmen.

Kubiak hatte durch Peters Prahlerei von den vierhundert Talern erfahren und war überzeugt, daß Julke das Geld noch besaß. Als eine nochmalige Pfändung fruchtlos verlief, drohte er Kulke und Peter mit dem Offenbarungseid. Beide waren überzeugt, daß er die Drohung wahr machen würde, und das brachte Julke beinahe zur Verzweiflung. Ihr letztes Geld, ihre einzige Hoffnung, war in großer Gefahr. Unmöglich, das Geld zu behalten und diese Tatsache zu verschweigen. Aber wenn sie die Forderung Kubiaks befriedigte, war sie bettelarm. Peter tat so, als ob ihn Kubiaks Drohung nicht im geringsten erschütterte. Julke sann Tag und Nacht darüber nach, wie sie das Geld retten könnte. Schließlich fragte sie Peter um Rat. "Da gibt es nicht viel zu überlegen," sagte er bissig, "laß das Geld weiterrosten und schwöre einfach, daß du keins hast."

Julke fuhr ihn zornig an: "Bist du wahnsinnig? Glaubst du im Ernst, ich könnte, ohne in der Erde zu versinken, meineidig werden wie deine Schwester? Nein, lieber hacke ich mir vorher meine rechte Hand ab."

"Dann schwörst du eben mit der linken."

"Mit dir kann man nicht vernünftig reden, du bist von Gott verlassen. Weißt du keinen anderen Rat?"

"Doch," erwiderte Peter leichthin, "gib mir das Geld zum Versaufen. Da kriegt der Kubiak nichts, und wir beide können dann mit ruhigem Gewissen schwören."

"Lieber schmeiß ich es auf die Straße, oder ich bringe es doch dem Kubiak."

"Tu das," ermunterte sie Peter, "dann hat er wenigstens die ganze Wirtschaft gefressen und ich hab endlich meine Ruhe. Alles für Kubiak, der wird sich freuen." Das Geld beschäftigte Peter jetzt Tag und Nacht, aber seiner Frau gegenüber heuchelte er Gleichgültigkeit. Er war überzeugt, daß sie unter keinen Umständen auch nur einen Pfennig dem Kubiak geben, aber auch nicht ihr Gewissen durch einen Meineid belasten würde.

Julke sann verzweifelt nach einem Ausweg. Sie wollte die Kinder neu einkleiden und auch einige Wäschestücke ersetzen. Aber all das würde kaum mehr als fünfzig Taler kosten. Es bleiben dann immer noch vierhundert Taler. Mehr durfte sie aber auch nicht anschaffen; denn dann holte ja doch alles der Gerichtsvollzieher. "Herr Gott," klagte sie, "wenn ich nur eine Weile den Steintopf vergessen könnte, bis der Eid vorüber ist."

Am Nachmittag ging sie zum Pfarrer und klagte ihm ihre Not. "Die Kubiaks haben uns durch ihren Meineid um unsere Wirtschaft gebracht, und nun wollen sie noch das Letzte aus uns herauspressen."

Der alte Herr dachte lange nach, dann sagte er: "Seid Ihr auch sicher, daß die Schwägerin falsch geschworen hat?" Julke empörte sich: "Hab ich ihr nicht selbst die dreißig Taler gegeben? Soll das nicht wahr sein? Gott ist mein Zeuge."

"Ja, ja," beschwichtigte der Pfarrer, "aber der Mensch vergißt so schnell, vielleicht hat die Hedwig das auch vergessen, und dann war es kein Meineid. – Ihr dürft nicht schwören, solange Ihr das Geld habt."

"Aber ich kann es dem Kubiak doch nicht geben, das wäre eine himmelschreiende Ungerechtigkeit."

"Ja", sagte der Pfarrer nachdenklich. "Gott schickt manchmal schwere Prüfungen, Selig, wer sie besteht, ohne an seiner Seele Schaden zu nehmen. Was nützt Euch das Geld, wenn Ihr Eure Seele für einen falschen Eid verkauft. – Seid Ihr sicher, daß Kubiaks unwürdig sind, so schwört. Aber Ihr müßt Euch des Geldes entledigen."

"Ich kann es doch nicht auf die Straße werfen oder jemandem schenken!"

"Schenken – ", wiederholte der gute Mann sinnend.

Julke wartete lauernd auf das Weitere, aber er murmelte nur noch etwas Unverständliches vor sich hin und schwieg. Julke meinte hoffnungsvoll: "Wenn ich bloß einen Menschen wüßte, dem ich das Geld anvertrauen könnte, bis alles vorüber ist."

Der Pfarrer schüttelte den Kopf und sagte: "Nein." Er faltete sorgsam die Hände, blickte auf das vergoldete Kruzifix auf seinem Schreibtisch und fuhr feierlich fort: "Den Menschen kann man täuschen, Gott nicht. Gott sieht in alle Herzen. Ihr wollt die Menschen täuschen und Gott zum Zeugen anrufen. Ihr wollt Gott versuchen, um eines Vorteils willen, um ein paar Taler. Aber wie sagte einstmals der Heiland? *'Was nützt es euch, wenn ihr die ganze Welt gewönnet ...'*" Julke unterbrach ihn: "Aber dann bin ich mit meinen Kindern bettelarm."

Der Pfarrer sah aus dem Fenster, deutete auf einen Schwarm Sperlinge und predigte weiter: "Seht dort die Geschöpfe Gottes. Sie säen nicht, sie ernten nicht, und Gott ernährt sie doch. Wollt Ihr zweifeln an seiner Barmherzigkeit?"

Julke widersprach stockend: "Nein, ich zweifle nicht. Ich beuge mich vor seiner Allmacht. Nur meine Kinder dauern mich." Sie redete heftig auf ihn ein, flehte ihn an, versuchte ihn umzustimmen. Schließlich hielt sie erschöpft inne und schielte antwortheischend auf das halbabgewandte Gesicht des Pfarrers. Der drehte sich langsam um, breitete die gefalteten Hände auseinander und sagte: "Die Kirche kennt alle ihre Schafe, gute und schlechte. Die Kirche ist die Mittlerin zwischen Gott und den Menschen, ist die Mutter ihrer gläubigen Söhne und Töchter. Die ihr mit reinem Herzen dienen, werden auch von ihr versorgt. Nicht nur mit geistiger Speise, meine Tochter, nein, auch mit leiblicher. Aber die Kirche ist selbst arm, so arm, wie unser Heiland war. Und die Reichen lieben das sündhafte Geld, geben aber der Kirche nichts oder nur wenig." Der Pfarrer verstummte, faltete wieder seine Hände und wandte sich dem vergoldeten Kruzifix auf dem Schreibtisch zu. Eine drückende Stille trat ein. Auf dem Fensterbrett hatten sich wieder ein paar

Spatzen eingefunden. Der Pfarrer hob seinen Arm, deutete auf sie: "– und ernährt sie doch!"

Julke hatte inzwischen fieberhaft über das Für und Wider nachgedacht, und als der Pfarrer seine Rede wieder unterbrach, fragte sie zögernd: "Und wenn ich die vierhundert Taler der Kirche gebe, kann ich schwören, ohne meine Seele mit Sünde zu belasten?"

Bei diesen Worten wandte sich der Pfarrer interessiert um und murmelte: "Vierhundert Taler – " Dann trat er zu ihr, legte väterlich seinen Arm um Julke und belehrte sie feierlich: "Meine Tochter, du bist ein gehorsames Kind der Kirche. Deine Seele wird frei sein von der Schuld eines Meineides, wenn du dich vorher des sündhaften Geldes entledigst, ohne die Hoffnung, es jemals wiederzubekommen." Nach einer kurzen Pause fügte er hinzu: "Jede Hoffnung darauf wäre Sünde, das Opfer umsonst, der Lohn dahin. Erwarte dafür keinen Dank von der Kirche. Sie tut ohnedies, was sie kann. Gott aber bleibt nichts verborgen. Siebenfältig wird er dich und die Deinigen segnen. So, mein Kind," schloß der Pfarrer seine Ermahnungen, "gehe in Frieden heim und bete, damit dir Gott Kraft verleiht und du den Einflüsterungen des Bösen nicht erliegst." Er segnete sie und sagte, ihr die Hand reichend: "Gelobt sei Jesus Christus." Julke küßte ihm ehrfürchtig die Hand und erwiderte seinen Gruß: "In Ewigkeit, Amen." Dann eilte sie aus dem Pfarrhaus, fest entschlossen, ihm das Geld nicht zu geben.

67

Peter hatte inzwischen schon erfahren, daß Julke im Pfarrhaus war. Einen Augenblick kam ihm der Gedanke, sie habe das Geld hingbracht. Ein unbändiger Zorn packte ihn. Mit geballten Fäusten lief er aus dem Haus und wollte zum Pfarrer. Aber auf der Straße besann er sich. "Esel," schimpfte er sich laut, "so schnell gibt Julke das Geld nicht fort, so dumm ist sie nicht. Wollte wohl nur horchen, was der Seelenverdreher ihr vorschwatzt." Befriedigt über diese Erkenntnis, ging er wieder in die Stube und wartete geduldig auf Julkes Rückkehr. Als sie noch etwas aufgeregt hereinkam, fragte er: "Hast dir das Geld von ihm abschwatzen lassen?"

Julke tat erstaunt: "Was redest du da? War ich denn bei ihm?"

Peter lachte: "Ja, eine ganze Stunde, das pfeifen schon die Spatzen von den Dächern."

Julke dachte an die Spatzen vor dem Fenster des Pfarrhauses und lachte mit. Peter fragte neugierig: "Hat er's versucht?"

"Nichts kriegt er, nichts, oder ebensoviel wie du, und das ist auch nichts."

Peter fluchte: "Aus dir – *pschakreff!* – soll einer klug werden. Mich soll der Schwarze holen, wenn ich noch ein Wort darüber rede. Mach mit dem Geld, was du willst, aber der Kubiak kriegt nichts, und der Pfarrer kriegt nichts – "

"– und du auch nicht", unterbrach ihn Julke.

"Ganz recht, ich will auch nichts, kann wenigstens mit ruhigem Gewissen schwören."

Julke war plötzlich fröhlich. Sie legte ihren Arm um seine Schulter und fragte: "Wenn ich dir aber von dem Geld eine Flasche Schnaps kaufe, nimmst sie? Ich fahre morgen in die Stadt."

Er wehrte sich schwach. "Nicht nötig, hab das Saufen schon fast verlernt, dafür plagt mich nun dauernd der Husten. – Aber eine Flasche könnte man schließlich im Hause haben." Er schloß die Augen. In Gedanken ließ er schon das köstliche Naß durch die Gurgel laufen.

Als Peter mit einem tiefen Seufzer die Augen wieder öffnete, sagte Julke: "Geh mal auf den Wiesenacker und sieh nach, ob er schon so weit abgetrocknet ist, daß wir pflügen können. Ich will nämlich inzwischen den Topf ausgraben, damit ich Geld in der Tasche habe, wenn ich morgens den Schnaps hole."

Peter tat gleichgültig: "Ich guck gar nicht hin, wo du gräbst."

"Nee, nee," sagte Julke, "geh nur schon, und wenn du schwörst, daß du nicht vor einer Stunde wiederkommst, bring ich morgen noch eine Flasche mehr mit."

Preter legte die Hand flach auf die Brust, starrte, die Augen verdrehend, die Decke an und sagte feierlich: "Wahrhaftig." Das genügte. Wer nicht ganz von Gott verlassen war, brach diesen einfachen Schwur niemals.

68

Julke stieg auf den Boden und blickte Peter verstohlen durch eine Ritze im Giebel nach, bis er ihren Blicken entschwunden war. Dann lief sie schnell hinunter, ergriff einen Spaten und buddelte hastig den Topf im Schuppen aus. Ohne das kleine Loch erst wieder zuzuschütten, verbarg sie den Topf unter der Schürze und lief, vorsichtig Umschau haltend, auf die Straße. Zwanzig Minuten später hatte sie den Wald erreicht. Hier versteckte sie den Topf mit den Goldmünzen, nachdem sie zwanzig Silbertaler an sich genommen hatte.

Am anderen Morgen stand sie schon um drei Uhr auf. Peter schimpfte verschlafen: "Was polterst schon so zeitig rum, hast noch zwei Stunden Zeit, der Zug geht erst um sieben."

"Ach," sagte Julke, "heut ist Markt in Ostrowo, vielleicht treff ich am frühen Morgen ein Fuhrwerk auf der Landstraße und spar das Fahrgeld."

"O Gott, o Gott," stöhnte Peter, "hat vierhundertfünfzig Taler im Topf und will dreieinhalb Groschen Fahrgeld sparen."

Nachdem Julke den Steintopf aus dem Versteck geholt hatte, schüttete sie die Goldstücke in einen mitgebrachten Beutel, band ihn unter ihrem Rock fest und verbarg den leeren Topf wieder im Moos. Dann zog sie Schuhe und Strümpfe aus und lief, die Schuhe in den Händen, eilig weiter. Drei Stunden später war sie in

Schildberg. Kurz vor der Stadt hatte sie die Schuhe wieder angezogen. Nun saß sie schon über eine Stunde in der Kleinbahn, die hier einsetzte, und wartete ungeduldig auf die Abfahrt. Aber erst als ihr großer Bruder auf der Hauptstrecke einlief und viele Fahrgäste zugestiegen waren, dampfte die Kleinbahn nach Osten ab. Auf der vierten Station stieg Julke aus, lief noch eine Stunde zu Fuß und war endlich am Ziel.

Hier in Doruchow wohnte ihre älteste Schwester Wanda, die sie schon seit Jahr und Tag nicht mehr gesehen hatte. Wanda war mit dem Häusler Rymbiak geheiratet, hatte mit ihm schon vierzehn Kinder und schleppte sich mühselig durchs Leben. Trotz der vielen Kinder, trotz Not und Elend hatte sie niemals den Mut verloren, rackerte sich für wenig Geld bei den Bauern ab und war stolz darauf, daß ihre Kinder im Winter ein paar Botten an den Füßen hatten. Seit fünfzehn Jahren bearbeitete sie zwei Morgen Acker neben ihrem Haus, die einem Großbauern gehörten. Alljährlich mußte sie ihm eine sündhafte Pacht zahlen.

Diese zwei Morgen wollte sie einmal kaufen, hatte aber das nötige Geld bisher nie zusammenbringen können. Ihr Johann war auch ein strebsamer Mann, aber beim Holzfällen war ihm ein Baum aufs Bein gefallen und hatte ihn zum Krüppel gemacht. Die Bauern zahlten ihm deshalb nur halben Lohn, obwohl er genauso schnell hinter dem Pflug herhumpelte wie jeder andere.

69

Julke betrat die geräumige Stube ihrer Schwester. "Jesus, Maria!" rief Wanda und fiel dem seltenen Gast um den Hals. Die drei Jüngsten hielten sich am Rock der Mutter fest und äugten verstohlen die fremde Tante an. Die anderen umstanden sie in weitem Halbkreis und berieten flüsternd, was die Tante wohl mitgebracht haben könnte. Als Julke ihre Gesichter gewahrte, rief sie entsetzt: "Jesus! Jetzt hab ich vergessen, den Kindern was mitzubringen. Aber wartet, nachher gehe ich gleich zum Krämer und kauf euch was." Die Kinder wußten aus Erfahrung, was von solchen Versprechungen zu halten war. Die Tante interessierte sie plötzlich nicht mehr.

Wanda holte einen Topf Ziegenmilch, schnitt von dem großen, selbstgebackenen Brot ein par dicke Scheiben ab und ermunterte ihre Schwester: "Lang zu, Julke, ist ein schönes Stück Wegs von Laski bis zu uns."

Julke kaute appetitlos. Wanda saß ihr gegenüber, die Ellenbogen auf den Tisch gestützt, und forschte sie vorsichtig aus. Auch sie hatte schon von dem *roten Teufel* gehört, wartete auf Klagen und war bereit, Julke zu trösten. Aber Julke hörte kaum zu. Als sie die Milch ausgetrunken hatte, sagte sie unvermittelt: "Hast hier zwei ordentliche Nachbarn, die später Zeugschaft ablegen können vor Gott und den Menschen?"

Wanda starrte sie erschrocken an. "Um Gottes Willen, Julke! Was ist mit dir, was sollen hier Zeugen?"

"Hast welche?" beharrte Julke. "Dann hol sie her. Wirst schon sehen, was sie sollen."

Wanda schüttelte den Kopf, drehte ihre Schürze auf die linke Seite, wo sie etwas sauberer war, und lief hinaus. Wenig später kam sie mit zwei Nachbarsfrauen zurück. Julke betrachtete sie prüfend und bat sie, Platz zu nehmen.

Die Frauen sahen sich erstaunt an, rückten Stühle an den Tisch und ließen sich zögernd nieder. Wanda räumte die Brotreste fort, nahm Julke gegenüber Platz und sah sie erwartungsvoll an.

Julke ging zur Tür. Schob den Riegel vor und wühlte mit den Händen aufgeregt unter ihrem Rock herum. Endlich hatte sie den Beutel unter ihrem Rock abgebunden und schüttete die zahlreichen Goldstücke auf den Tisch.

Das blinkende Gold verschlug allen die Sprache. Wortlos starrten sie darauf, und ihre Herzen schlugen schneller. Wanda dachte an die zwei Morgen Pachtland und seufzte gequält.

Julke schichtete die Zwanzig- und Zehnmarkstücke zu kleinen Häufchen und zählte laut: "Eins, zwei, drei, vierhundert und dreißig. Zählt nach, liebe Leute, ob es stimmt." Zaghafte folgten die beiden Zeugen der Aufforderung und bewegten die Zeigefinger von Häufchen zu Häufchen, ohne die Goldstücke auch nur zu berühren. Wanda starrte noch immer traumverloren auf die blanken Goldstücke, und sie sah sich schon beim Bauern, wie sie ihm einige davon lässig auf den Tisch zählte.

"Hört zu, was ich jetzt sage." Diese Worte brachten Wanda wieder in die Wirklichkeit zurück. "Dieses Geld, alles, was hier auf dem Tisch liegt, vierhundertunddreißig Taler, schenke ich heute meiner lieben Schwester Wanda." Tief aufatmend, legte sie die Hand flach auf die Brust und fügte hinzu: "Ich schwöre bei allen Heiligen, daß ich dieses Geld niemals von ihr zurückverlangen werde."

Wanda rang nach Atem, bewegte heftig den Mund, brachte aber kein Wort heraus. Plötzlich packte sie ein heftiger Weinkampf, und während ihr die Tränen haltlos über das Gesicht liefen, jammerte sie: "Oh, Mutter Gottes, erbarm dich! Meine liebe, gute Schwester hat den Verstand verloren. Oh, barmherziger Gott, warum hast du sie verlassen?" Zu den Nachbarinnen gewandt, jammerte sie: "Ach, die arme Frau hat vieles erdulden müssen. Hat einen Teufel zum Mann und vier unmündige Kidner. Dieser Peter hat sie um den Verstand gebracht!"

Julke sah sie sprachlos an, dann schlug sie die geballte Faust auf den Tisch und rief zornig dazwischen: "Bist du verrückt, was quatscht du da zusammen? Hat dich das bißchen Geld um den Verstand gebracht?" Dann blickte sie zu den Zeugen hinüber und entschuldigte sich: "Ich hätte ihr das vorsichtig beibringen sollen. Das viele

Geld mußte sie ja verwirren." Besorgt lief sie zu Wanda und legte ihr den Arm um die Schulter: "Wanda, komm zu dir, denke an etwas anderes. Guck das Geld gar nicht an."

Wanda stieß die Schwester weg, richtete sich auf und rang nach Atem. Dann platzte sie heraus: "Bist du ganz von Gott verlassen? Wer ist hier verrückt?"

Die beiden Nachbarinnen waren auch aufgestanden und tippten sich verstohlen an die Stirn.

Jetzt ging Julke entschlossen zur Tür, schob den Riegel zurück und bat die Frauen höflich, sie mit ihrer Schwester allein zu lassen. Die Nachbarinnen gingen verstört hinaus. Julke schob den Riegel wieder vor und setzte sich an den Tisch. Wanda verfolgte ängstlich alle ihre Bewegungen. Julke holte tief Atem und erzählte ihr alles. Jetzt verstand Wanda ihre Handlungsweise und versicherte unter Anrufung aller Heiligen, daß sie nicht einen Pfennig von dem Geld für sich verbrauchen würde. Aber Julke fuhr sie unwillig an: "Mein Gott, Wanda, du willst mich nicht begreifen. Ich darf das Geld doch niemals wieder von dir zurückverlangen. Ich muß es dir geben, ohne jede Hoffnung, es wiederzubekommen. So hat es der Pfarrer gesagt. Verstehst du nun?"

"Ja, Julke, ich begreif's ja schon. Schwör ruhig, daß du nichts hast. Ich werde es aufheben."

"Ohne Hoffnung für mich", erinnerte Julke noch einmal.

"Ja, ohne Hoffnung", stimmte Wanda zaghaft zu. Sinnend warf sie die Goldstücke in den Beutel, seufzte schwer. Julke sah zu ihr und seufzte auch. Wanda sah sich nach einem Versteck im Zimmer um. Ratlos sagte sie: "Wo laß ich bloß das sündhafte Geld, damit es keiner stiehlt?"

"Steck es in einen Steintopf und vergrab es im Garten, wenn es dunkel ist."

"Ja", sagte Wanda und konnte sich nicht enthalten, noch hinzuzufügen: "Du sollst wissen, daß es dir nicht verlorenght." Julke fuhr sie an: "Halt endlich deinen gottlosen Mund. Ich habe nichts mehr, ich weiß von nichts. Ich hab es dir geschenkt in Gegenwart von Zeugen. Ohne Hoffnung. Ich muß einen Eid darauf schwören und Gott zum Zeugen anrufen!"

Wanda beschwichtigte sie: "Schon gut, Julke. Gott ist dein Zeuge, du hast nichts, aber deinen Kindern könnte doch die Tante einmal etwas schenken."

Julke ging zum Krämer, kaufte für die Kinder eine große Tüte Zuckerwaren, für Wanda eine hartgeräucherte Wurst, zwei Pfund Zucker und eine neue Schürze. Für ihren Schwager, der noch beim Bauern arbeitete, einen Viertelliter Schnaps und ein Päckchen Machorka.

Wanda schlug die Hände über dem Kopf zusammen, als ihr Julke all die Sachen wortlos auf den Tisch packte. "Bist du gescheit, das schöne Geld so zu

verschwenden? Wo du jetzt nichts mehr besitzt." Aber während sie noch sprach, schnupperte sie schon an der Wurst und probierte mit strahlenden Augen die neue Schürze an.

Die Kinder zankten sich um die Zuckerwaren, stritten und prügeln sich schließlich. Die Zwölfjährige schrie ihren Bruder an: "Du sei bloß still, du hast geizige Ziege auf sie gesagt und jetzt klaust du mir noch meine Lutscher!"

Julke verabschiedete sich bald, um noch die Kleinbahn zu erreichen, die sie wieder nach Schildberg bringen sollte. Dort kaufte sie allerlei nützliche Dinge ein, auch die zwei Flaschen Schnaps vergaß sie nicht. Außer ein paar Nickelmünzen besaß sie nur noch fünf Silbertaler, als sie sich auf den langen Weg nach Laski machte. Peter wartete schon ungeduldig auf den Schnaps. Julke ging erst leise in den Schuppen, schob eine Flasche in das Loch, in dem vorher der Topf gesteckt hatte, und scharrte es notdürftig zu. Dann ging sie in die Stube. Peter atmete auf und trank sofort die Flasche halb leer. Er war glücklich. Julke war es auch.

Wenige Tage später kam ein Gerichtsdienstler zu Julke und Peter und eröffnete ihnen, daß er beauftragt sei, eine Vermögensbestandsaufnahme vorzunehmen. Während Peter dem Beamten einen Platz am Tisch anbot und sich erwartungsvoll zu ihm setzte, lief Julke aufgeregt in der Stube hin und her. Schließlich hockte sie sich auf eine Bank. Der Beamte breitete einen Bogen Papier vor sich auf und wandte sich an das Ehepaar: "Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß Sie alle Vermögenswerte wahrheitsgetreu angeben müssen und nichts verschweigen dürfen, weil Sie Ihre Angaben unter Umständen später beenden müssen."

Peter erwiderte: "Fragen Sie nur meine Frau, die wird Ihnen schon alles richtig angeben."

Julke rückte die Bank näher an den Tisch und sagte hastig: "Ich besitze vier unmündige Kinder, einen unverbesserlichen Säufer aus Laski und alles, was ich auf dem Leibe trage. Weiter nichts."

Der Gerichtsschreiber kratzte sich hilflos den Kopf und protestierte: "So geht das nicht, liebe Frau, das kann ich nicht schreiben."

Julke stand auf und herrschte ihn an: "Schreiben Sie, was ich gesagt habe, oder schreiben Sie nichts. Was anderes habe ich nicht zu sagen."

"Meinetwegen", brummte der Mann und fügte sich. Dann sah er fragend auf Peter. Der lachte kurz und diktierte: "Ich besitze ein Jammerweib aus Schwarzwald mit ihren vier Blagen und eine Flasche Schnaps, die aber meine Frau noch versteckt hält – weiter nichts."

Der Mann wollte widersprechen, besann sich aber und schrieb wortgetreu alles nieder. Dann reichte er ihnen den Federhalter zur Unterschrift. Julke besann sich

jedoch, reichte ihm den Halter wieder zurück und ergänzte: "Schreiben Sie hinzu: – und noch fünf Taler."

Kaum war der Beamte draußen, sagte Peter warnend: "Du, hör mal, was du eben unterschrieben hast, war eine eidesstattliche Versicherung. Damit ist nicht zu spaßen. Das kann dich ins Gefängnis bringen."

"Weiter nichts?" gab Julke ärgerlich zurück.

"Nein, nur Gefängnis, aber auf Meineid steht Zuchthaus."

"Wenn's nur Zuchthaus wär, würde mich das alles wenig kümmern, aber auf Meineid steht noch mehr. Ewige Verdammnis, damit du es ganz genau weißt. Ich will weder ins Zuchthaus kommen, noch meine Seele belasten. Ich habe die Wahrheit gesagt, ich hab alles richtig angegeben. Oder ist es nicht wahr, daß du ein unverbesserlicher Säufer bist?" schloß sie bissig.

"Und das Geld, was ist damit?" fragte Peter.

"Hab ich alles angegeben; beinahe hätte ich's vergessen, ist mir aber Gott sei Lob noch rechtzeitig eingefallen."

"Ich werd aus dir nicht klug."

"Ist auch gut so", fertigte ihn Julke ab.

Acht Tage später standen sie beide vor dem Richter, der ihnen den Eid abnahm. Dann gingen sie schweigend zum Bahnhof. Jeder mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt. Peter wunderte sich über ihre Ruhe, und es drängte ihn, sie etwas zu fragen. Aber er schwieg, wartete darauf, daß sie von selbst den Mund auftat. Später im Wald fing er dennoch an: "Ich hab ein reines Gewissen –", sagte er bedeutungsvoll.

Julke sah ihn von der Seite an: "Glaubst du vielleicht, ich nicht?"

"Wie kann ich das glauben, da du vierhundert Taler hast. Hätt ich nicht gedacht von dir. Mir wäre heut wohler, wenn du das Geld nicht hättest. Jetzt werde ich keine Nacht ruhig schlafen können. Ich Esel hab geglaubt, daß du noch fünf Minuten vor dem Eid das Geld auf die Straße schmeißt. Du hast es nicht getan, und das Unglück ist geschehen. Eine ordentliche Tracht Prügel wäre dir jedenfalls besser bekommen als der Meineid. Du Pschakreff," fluchte er, "hätte ich dir bloß vorher die Finger abgehackt."

Je mehr er redete, um so fröhlicher wurde Julke ums Herz. Nun blieb sie stehen, legte ihren Arm um seine Schulter und küßte ihn auf die Wange. "Weil du gescheit geredet hast", sagte sie. Peter sah sie sprachlos an. "Ja, Peter," wiederholte sie, "so gescheit hast du noch nie geredet wie heute. Aber damit du ruhig schlafen kannst, will ich dir verraten, wieso ich heute keinen Meineid geschworen habe. – Ich habe mich vom Pfarrer belehren lassen."

Peter trat einen Schritt zurück und schrie: "Nun sag bloß noch, daß du ihm das Geld in den Rachen geworfen hast, dan schlag ich dich auf der Stelle zum Krüppel!" Julke tat empört. "Aber Peter! Für so dumm hältst du deine Frau? Ich hab nur seinen Rat befolgt. Weiter nichts."

Sie erzählte ihm alles. Zum Schluß sagt sie: "Meine Schwester Wanda ist nicht wie deine Schwester."

Peter hatte aufmerksam zugehört. Nun ging er sinnnd neben ihr her. Schließlich brummte er: "Na ja, war wohl das Allergescheiteste, was du machen konntest. Ihr Mann, der Rymbiak, hat ja ein verkrüppeltes Bein. Ihm gönnt ich das Geld. Soll er's behalten. Die Hauptsache ist, der Kubiak hat nichts gekriegt, und der Pfarrer hat nichts gekriegt." Und nach einer Pause ergänzte er: "Und ich hab nichts gekriegt." Julke lachte. "Aber wenn Tante Wanda dem Erwin mal vierhundertdreißig Taler schenkt, kann er's wohl annehmen, nicht?" Peter blieb stehen und dachte angestrengt nach: "Ja, wenn – aber sie wird nicht."

"Meine Schwester ist nicht deine Schwester Hedwig."

"Pschakreff! Sprich ihren Namen nicht aus." Dann fügte er ruhig hinzu: "Magst recht haben. Wir warten ab."

Zu Hause holte Julke die versteckte Flasche aus dem Schuppen und stellte sie vor Peter auf den Tisch. "Da hast, Peter, trink! Heut hast es verdient. Bist bei Gott nicht so schlecht, wie ich geglaubt habe."

Peter blickt auf die Flasche und schimpfte. "Der verfluchte Schnaps – und ich sauf ihn so gerne. Aber alle saufen ihn. Jeder Bauer säuft ihn, wenn er Geld hat. Was anderes hat er ja nicht, nur kümmerlichen Sandboden und einen Haufen Blagen – und den Schnaps. Die ganze Woche rackern von früh bis spät. Und sonntags langt es nicht mal zum Vollsaufen. Sonntag hat man grade so viel, daß man zwei Groschen in den Opferstock werfen und beten kann. *'Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist'*, sagt der Pfarrer. Versauft lieber das Geld und laßt den Kaiser zu Fuß laufen, sollte er predigen. Dann würde ihm jeder Bauer einen halben Taler in den Opferstock tun, der Schenkwirt würde auch seinen Teil abbekommen und die Weiber keine Prügel." Peter brach ab und stöhnte leise vor sich hin.

Julke hatte ihn schon längst wegen seiner gotteslästerlichen Reden zurechtweisen wollen. Aber sie unterließ es. Denn so unrecht hatte Peter nicht, dachte sie. In Schwarzwald, in Laski und auch in allen anderen Dörfern, die sie kannte, schufteten die Menschen, die Männer, die Frauen und die Kinder, bis ihre ausgewerkten Knochen nicht mehr wollten. Hirse, Mehl und Brot waren ihre Nahrung, soweit man zurückdenken konnte. Und das nicht einmal ausreichend. Manchen, und zwar immer den Ärmsten, schenkte Gott fünfzehn bis achtzehn Kinder. Sie waren froh, wenn sie alle zusammen drei Paar Stiefel für den Winter hatten, die sie abwechselnd trugen. Sogar die großen Bauern litten Not. Gewiß, sie

fütterten Schweine und Hühner, aber die Scheine gingen auf den Markt, damit die kaiserlichen Steuereinnehmer auch ja rechtzeitig ihr Geld bekamen. Sonst holte der Gerichtsvollzieher die letzte Kuh aus dem Stall. Eier und Butter gingen für Salz, Wolle und Schuhzeug drauf. Der Kaiser fragte nicht danach, ob Hagel, Blitz oder Trockenheit den Hof und die Felder verwüstete. Er holte sich immer seinen Teil. Seine Schergen bezahlte er gut. Sie fuhren mit eleganten Gespannen von Dorf zu Dorf und schimpften über die beschwerliche Reise auf den ausgefahrenen Feldwegen. Sogar das Korn auf den Feldern pfändeten sie. Im Pfarrhof rasteten sie und ließen sich gut bewirten. Der Pfarrer war der wohlgenährteste Mann im Dorf. Aber man füllte die Opferstöcke immer wieder; denn man konnte die Diener Christi nicht darben lassen. So wollte es Gott, und so war es wohl schon immer gewesen. –

Julke ging zu Peter, legte zärtlich ihren Arm um seinen Hals und sagte: "Ja, gewiß, Peter, Gott hat uns schwere Prüfungen auferlegt. Wir müssen sie geduldig tragen." "Ich faß keinen Schnaps mehr an", beteuerte Peter gerührt. Julke sah ihn ungläubig an und fragte: "Soll ich die Flasche wegtragen?"

Peter hob erschrocken den Kopf. Er sagte wegwerfend: "Mach mir schon nicht mehr viel aus dem verfluchten Zeug, aber laß stehen. Ist wohl die letzte."

Der wilde Wazeck

Ein Jahr später mußte Peter mit seiner Familie das Erbe verlassen; denn der Sohn des Käufers wollte jetzt mit seiner jungen Frau einziehen. Die Kündigung kam nicht unerwartet und Julke hatte schon manche Reise gemacht, um, wie sie sagte, eine passende Bleibe zu suchen.

Sie war zu ihrer Schwester Wanda gefahren und hatte ihr von der Kündigung erzählt. "Wir sind so arm wie die Kirchenmäuse", hatte sie der Schwester geklagt. Wanda hat einen roten Kopf bekommen, aber sogleich versichert, daß sie sich nicht sorgen solle, denn sie, Wanda, würde ihr schon behilflich sein und eine Hütte ausfindig machen. Julke sollte bald wieder vorsprechen.

Beim zweiten Besuch konnte Wanda sie nur auf später vertrösten. Jetzt war sie schon zum dritten Mal in Doruchow. Wanda empfing sie freudestrahlend: "Du, Julke, endlich habe ich das Richtige für deinen Erwin gefunden. Der Förster Freitag hat mir die Hütte, die ihm sein verstorbener Bruder hinterließ, verkauft. Auch alles, was zu seiner Wirtschaft gehört. Erwin wird eine Heimat haben. Hab schon alles bezahlt und auf seinen Namen eintragen lassen."

Julke empfand keine rechte Freude. Sie dachte an den Eid und machte sich Gedanken. Wanda hatte ihr Verstimmung bemerkt und tröstete sie: "Brauchst dir keine Sorgen zu machen. Ich hab die Goldstücke in Papierscheine eingewechselt und damit alles bezahlt. War ja nicht dasselbe Geld, das du mir gegeben hast. Alles fremdes Geld."

Julke atmete auf. Diese Lösung gefiel ihr. Sie staunte über die Klugheit ihrer Schwester und sagte: "Du bist wirklich ein gescheiter Mensch, Wanda, ehrlich und anständig. Hab auch nichts anderes von dir erwartet." Wanda bekam wieder einen roten Kopf.

Und plötzlich erschütterte sie ein heftiges Schluchzen. Julke tröstete sie: "Aber Wanda, du brauchst dir doch keine Gedanken zu machen, du hast dich nicht versündigt. Das Geld war ja dein Eigentum. Damit konntest du machen, was du wolltest."

"Darum nicht," schluchzte Wanda, "aber ich kann dir nicht mehr in die Augen sehen." Dann erzählte sie jammernd von ihren Sorgen, von den zwei Morgen Pachtland neben ihrem Haus und von dem Wunsch, sie einmal zu besitzen, damit sich ihr armer Mann nicht so sehr für andere Leute quälen müsse. "Verzeih mir, Julke, aber das viele Geld im Haus hat mich um den Verstand gebracht. Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen – ich hab mich versündigt – hab von dem Geld genommen und den Acker gekauft. – Oh, wenn mich doch dabei der Schlag gerührt hätte, aber Gott ließ es geschehen!" Wanda versuchte den Tränenfluß zu stillen und jammerte weiter: "Mein Mann hat mich noch nie geschlagen; hätte ich mir auch von ihm nicht ein einziges Mal gefallen gelassen. Ich bin ja viel kräftiger. Aber als er von meiner Sünde erfuhr, hab ich Prügel von ihm bekommen. Ich habe ganz stillgehalten. Geschieht dir recht, hab ich bei jedem Schlag gedacht. – Jetzt hat er sich zum Holzfällen in den Wald verdingt. Arbeitet Tag und Nacht, solange er die Bäume nur sehen kann. Kriegt nach Festmetern bezahlt. Kommt gar nicht mehr nach Hause, schläft bei seiner Arbeit. Das Brot muß ihm seine Helenka jeden Tag in den Wald bringen. Oh, mein Gott!" stöhnte Wanda, "dabei ist er nur noch Haut und Knochen, aber er will nicht eher aufhören, bis alle Schuld bezahlt ist. Und er hat doch in seinem kaputten Bein schon Wasser, hat mir der Winczek-Josef erzählt und dick geschwollen ist es auch noch, hat er gesagt. Oh, mein Gott, was für ein Unglück hat mir dein sündhaftes Geld ins Haus gebracht. Hätt ich es bloß nicht genommen."

Wanda konnte vor Erschütterung nicht mehr weitersprechen und schluchzte in ihre Schürze. Hin und wieder warf sie dabei einen verstohlenen Blick auf die Schwester.

Julke drückte teilnahmsvoll ihre Hand und fragte unruhig: "Wieviel hast du denn genommen?"

Wanda verhüllte ihr Gesicht und wimmerte reumütig: "Ich tu's nicht wieder, Julke, bei allen Heiligen nicht; – es fehlen fünfzig Taler." Bei diesen Worten duckte sie sich, als ob sie Schläge erwartete. Und als Julke schwieg, hob sie ein wenig den Kopf und ergänzte: "Hat mehr gekostet, der Acker, aber ich hab eine Ziege verkauft und fünf Hühner und zwei Karnickel – und die Heilige Mutter Gottes und die Heiligen Drei Könige aus dem Herrgottswinkel." Sie wies mit dem Arm auf den kleinen Hausaltar und rief: "Guck hin, Julke, wie leer es dort aussieht, nur der Gekreuzigte ist mir geblieben; den konnt ich nicht auch noch verkaufen. Wo soll ich mich denn hinknien? Ich kann doch nicht zu den leeren Wänden beten."

Julke riß ihr die Schürze vom Gesicht: "Hättest beizeiten den Mund aufgemacht, dann hättest nicht zu stehlen brauchen." Erschrocken hielt sie sich den Mund zu und sprach leise weiter: "Wegen der paar lumpigen Taler machst ein Geschrei, als ob die Sündflut eingebrochen wäre."

Wanda fiel ihr um den Hals: "Gott soll es dir lohnen!"

"Schweig, mein Geld war es nicht."

Julke nahm die zwölfjährige Helenka bei der Hand und sagte: "Komm, zeig mir den Weg in den Wald. Ich will deinen Vater heimholen. Er braucht sich nicht zu Tode schinden, er hat keine Schulden bei mir."

Der alte Rymbiak war nur schwer zu überzeugen, aber schließlich gab er doch nach und ging mit. Auf seine Schwägerin gestützt, humpelte er aus dem Wald; aber bald konnte er nicht mehr. Julke schickte Helenka zum nächsten Bauern und ließ ihn um einen Heuwagen bitten. Gemeinsam zogen sie den Kranken nach Hause. Nachdem Julke noch die Hütte im Wald besichtigt hatte, fuhr sie wieder zurück.

Als sie spät abends in Laski ankam, hatte sie allen Kummer vergessen und konnte kaum abwarten, bis Peter mit dem Abfüttern fertig war und sie ihm erzählen konnte. "Wanda hat ein schönes Nest für Erwin gekauft, eine Hütte am Wald. Und zwölf Morgen Land und Wiese, aber zehn Morgen davon sind Pachtland", setzte sie traurig hinzu. "Und wo liegt die Wirtschaft?" fragte Peter.

"In Doruchow, aber weit weg vom Dorf. Ist ein Glück für uns. Wanda hat lange suchen müssen; denn so etwas findet man nicht alle Tage. Denk nur, eine gute halbe Stunde ist's bis zum Dorf."

Peter unterbrach sie: "Ein Glück nennst du das, wenn man eine halbe Stunde zum Dorf laufen muß?"

Julke lachte: "Ja, Peter, ein Glück, – denn ebenso weit ist es auch zur Schenke."

Peter lachte auch, aber gezwungen, dann fragte er: "Hat das Geld denn gereicht?"

"Ja, Peter, aber mehr als zwei Morgen konnte Wanda nicht zukaufen – " Plötzlich ließ Julke den Kopf hängen, rückte unruhig auf dem Stuhl hin und her und schwieg verlegen. Peter ermunterte sie: "Nu sprich doch schon weiter, hast nichts mehr zu erzählen?"

Sie gab sich einen Ruck und erzählte. Als sie davon sprach, wie sie Rymbiak aus dem Wald geholt hatte, fluchte Peter: "Pschakreff, so ein Weib kann den Mann ins Grab bringen." Nach einer Weile sagte er leichthin: "Na ja, die Wanda ist schon ein ordentliches Weib, nicht ganz so schlecht wie die Kubiaken, hat bloß fünfzig Taler gemopst und obendrein noch reumütig gestanden."

Julke atmete befreit auf und berichtete weiter: "Das tote und lebende Inventar haben wir mit übernommen. Eine Kuh, ein Schwein und acht Hühner. Ganz in der Nähe wohnt der Förster, der einzige Nachbar, den wir haben werden. Du kannst als Holzschläger bei ihm arbeiten, wenigstens den Winter über; denn im Sommer hast du ja deine Arbeit in unserer Wirtschaft."

Peter behagte das alles nicht ganz, aber er wollte seiner Frau nicht die Freude verderben. Schließlich wandte er doch ein: "Wie sollen denn die Kinder zur Schule kommen, daran hast du wohl nicht gedacht?"

"Doch, doch, Peter, daran habe ich auch gedacht. Der Förster hat drei schulpflichtige Töchter, und die werden jeden Tag mit Pferd und Wagen zur Schule gefahren. Unsere Kinder können mitfahren."

Dort, wo der dichte Wald beginnt und sich bis an die Grenze des einstigen Zarenreiches erstreckt, standen eingebettet zwischen Wald und Wiesen zwei Bauernhöfe. Der größere gehörte dem Hilfsförster Freitag. Wollte man von hier zum anderen Hof gelangen mußte man dem schmalen Pfad folgen, der in vielen Windungen durch Wiesen und Felder führte. Erst wenn der Pfad in einen zerfahrenen Feldweg mündete, entdeckte man, versteckt hinter wildem Gestrüpp und alten verwucherten Bäumen, Peters und Julkes neues Heim.

An einem kalten Dezembertag im Jahre 1903 lief ein achtjähriges Mädchen querfeldein, bis an die Knie im Schnee versinkend, zum Nachbarn Freitag. Wenige Minuten später kehrte das Mädchen, begleitet von einer älteren Frau, zurück. Plötzlich blieb es stehen und sagte: "Tante, ich soll gar nicht wieder mit dir zurück; ich soll heute im Försterhaus bleiben. Warum nur, wenn meine Mutter so krank ist?"

"Ja, Marthel, geh wieder zurück, ich passe schon auf deine Mutter auf." Widerwillig kehrte das Mädchen um, während die alte Frau hastig ihren Weg fortsetzte. – Kurze Zeit später hielt die Förstersfrau einenn neugeborenen Knaben im Arm.

Um Julke, die noch mit verkrampften Händen in dem mit bunten Kissen bedeckten Holzbett lag, kümmerte sich niemand. Wozu auch? Hier kamen die Kinder zur Welt, weil es Gott so wollte. Wozu die Hebamme und den Arzt holen? Gott allein bestimmte, ob das Kind am Leben blieb oder starb. Was konnten diese Menschen schon helfen? Höchstens erleichterten sie einen um die paar Mark, die man so schwer zusammenkratzen mußte. Außerdem war es schon das fünfte und bisher war alles wie am Schnürchen gegangen. Daran sah man am besten, wie der Segen Gottes auf einem ruhte. Gesund waren die Kinder alle, bis auf den Husten, den sie gerade hatten. Aber woher sollte man Schuhe und Strümpfe nehmen? Die Blagen mußten sich auch immer im Schnee herumtreiben; war die Stube nicht groß genug? Warm war diese Stube, in der sich alles abspielte. Der Wald reichte bis weit ins Zarenreich hinein, und wer weiß, ob dieser Wald überhaupt ein Ende hatte. Wer sollte sich auch um die junge Frau in den bunten Kissen kümmern? Der Vater? Du lieber Gott, soll der sich Kindergeschrei in dieser armseligen Hütte den ganzen Tag anhören? Im Sommer ist das was anderes, da hat man seine Arbeit auf dem Acker, den man mühselig mit der einen Kuh bearbeiten muß. Aber jetzt im Winter,

da geht man lieber den weiten Weg ins Wirtshaus unter die Menschen. Das bißchen Kornschnaps trinkt man schon aus Gesundheitsgründen. Gott behüte, man ist deswegen noch lange kein Säufer. –

Es wird doch nicht gerade heute ein neuer Kindersegen in der Hütte einkehren, dachte Peter, als er merkte, daß er nicht mehr ganz sicher auf den Beinen war. Aber dann trank er sein Glas aus und tröstete sich: Na, wenn schon, die Freitag, die alte Klatschbase, kann sich ja um die Frau ein bißchen kümmern, da tut sie ein gottgefälliges Werk, und solch gesunde Frau wie die Julke wird an dem bißchen Kinderkriegen nicht gleich sterben.

"Wirt, noch eine Lage *Reinen*, morgen bringe ich einen Scheffel Korn, da mache ich alles glatt." Abends torkelte er schwer betrunken durch den Schnee der Hütte zu, fluchte auf Frau und Kinder, auf Gott, den Teufel und die Welt.

Eine qualmende Petroleumlampe breitete ihr flackerndes Licht auf die Kinder, die um den rohgezimmerten Tisch saßen. Manchmal huschte ein Lichtschein über das bleiche Gesicht der Frau in den Kissen. Am Fußende des Bettes wimmerte leise das Neugeborene. Die Tür wurde polternd aufgerissen, und der Vater betrat die Stube. Ohne die Kinder anzusehen, torkelte er an das Bett. "Pschakreff!" schrie er, "soll ich mir das Essen vielleicht selber machen? – Raus, sage ich!" Entsetzt flüchteten die Kinder in alle Ecken des Zimmers, nur die kleine Martha kam zitternd auf den Vater zu und sagte mit weinerlicher Stimme: "Mutter ist krank, und der liebe Gott hat uns ein kleines Brüderchen gebracht."

Peter wackelte mit dem Kopf, sagte noch einmal "*Pschakreff*" und schwankte wieder zur Tür hinaus. Er ging in den Stall und schlief seinen Rausch aus, ohne sich die geringsten Sorgen zu machen. Kurz darauf betrat die Förstersfrau wieder die Stube, um den Kindern und Julke die Abendsuppe zu kochen. Julke bat sie leise: "Ach, Frau Freitag, würden Sie so gut sein und auch dem Peter eine Schüssel Suppe bringen, er hat gewiß Hunger."

"Meinetwegen soll er verhungern, dem bring ich keine Suppe!"

Bittend schaute die Mutter die kleine Martha an, aber auch diese schüttelte heftig den Kopf. "Nein, Mutter, in den Stall zu Vater geh ich nicht. Vater ist ja so betrunken, ich fürchte mich vor ihm."

Traurig drückte Julke das Neugeborene an ihre Brust und schloß die Augen. Die Förstersfrau brachte die kleinen Kinder ins Bett, nur um die beiden ältesten, die achtjährige Martha und den zehnjährigen Erwin, kümmerte sie sich nicht. Die fanden sich schon allein zurecht. Dann verließ sie ohne Gruß das Zimmer. Sie war ärgerlich über diese Rennerei, wie sie sich ausdrückte; als ob sie nicht zu Hause genug Arbeit hätte. Aber was sollte sie machen? Konnte sie denn die arme Frau mit den vielen Kindern jetzt im Stich lassen? Sie schüttelte den Kopf und humpelte

nach Hause. – *Am Sonntag drauf wurde ich in der Dorfkirche getauft. Der Förster stand Pate, und weil er Theophil hieß, wurde auch ich, Peters vierter Sohn, auf diesen Namen getauft.*



Der Förster Freitag bewirtschaftete dreißig Morgen Land, die aber zum größten Teil dem Grafen Warwin Wacislaw Kolsowski gehörten. Die riesigen Wälder in der Umgebung sowie das zweitausend Morgen große Rittergut im Dorf gehörten ihm ebenfalls. Graf Kolsowski, von den Einwohnern der wilde Wazeck genannt, war ein stattlicher Mann von fünfzig Jahren. Man erzählte sich, daß er sein väterliches Gut bei Posen verjubelt und die zehn Jahre ältere Baronin Pszygorka nur geheiratet hatte, um weiter ein sorgenloses Leben führen zu können. Die Baronin, jetzt Gräfin Kolsowski, hatte bald erkannt, was für ein lockerer Vogel der Graf war, und mußte nun mit ansehen, wie auch ihr väterliches Erbe langsam herunterwirtschaftete. Die Ehe war sehr unglücklich. Die Gräfin verbrachte viele Wochen des Jahres auf dem drei Stunden entfernten Gut ihrer jüngsten Schwester, die mit einem Baron veheiratet war.

Im Winter trieb sich der wilde Wazeck irgendwo in der Welt herum und kümmerte sich um sein Gut überhaupt nicht. Nur ab und zu kam sein Leibdiener und verlangte vom Gutsverwalter größere Summen, die dieser nur unter großen Schwierigkeiten zusammenbrachte. Oft genug mußte er wertvolles Zuchtvieh verkaufen, um die Wünsche seines Herrn befriedigen zu können. Die Arbeiter wurden so schlecht bezahlt, daß sie nicht einmal das Salz aufs Brot verdienten.

Da sämtliche Wälder der Umgebung sein Eigentum waren, diktierte der Graf die Holzpreise. So war es kein Wunder, daß die Holzdiebstähle überhandnahmen. Der Graf hatte bei einer höheren kaiserlichen Behörde den Antrag gestellt, man solle ihm erlauben, jeden Menschen ohne weiteres niederzuschießen, den er in seinem Wald antraf. Obwohl der wilde Wazeck sehr gute Beziehungen zu hohen staatlichen Stellen unterhielt, wurde dieses Ansinnen doch zurückgewiesen, aber man drückte beide Augen zu, wenn er mal einen armen Holzdieb halbtot prügelte. Einmal hatte er einen armen Häusler mit dem Kolben seiner Jagdflinte so zugerichtet, daß der Mann kurz darauf starb. Der Graf hatte dadurch Unannehmlichkeiten mit der Landpolizei. Seither prügelte er nur noch mit der Reitpeitsche.

Der Förster Freitag war ein gutmütiger Mensch und konnte es nicht übers Herz bringen, einen armen Holzdieb anzuzeigen. Der Graf drohte, ihn zu entlassen, aber Freitag versicherte ihm immer wieder, daß in seinem Revier nicht ein einziger

Baum gestohlen würde. Der Förster nahm bei seinen Kontrollgängen immer einen Spaten mit, und wenn er einen frischen Baumstumpf fand, deckte er ihn mit Moos ab oder grub ihn gleich aus der Erde und warf Tannennadeln über die Stelle. Ertappte er mal einen Dieb auf frischer Tat, drückte er ihm zur Strafe gleich den Spaten in die Hand und zwang ihn, den Stubben herauszubuddeln. Und wenn in der Nähe noch mehr Stubben standen, die der Förster vor Tagen entdeckt und mit Moos getarnt hatte, so mußte der Ertappte sie auch noch ausgraben. Dafür durfte er sie dann mit nach Hause nehmen.

Freitag beklagte sich, daß ihn die Unvernunft der Holzdiebe noch um sein Brot bringen würde. Wenn er beim Pirschgang einen Mann statt mit der Säge oder dem Beil mit einem Spaten arbeiten sah, machte er einen großen Umweg und störte ihn nicht. Peter durfte sich so viele Bäume ausgraben, wie er brauchte; denn er verstand es meisterhaft, alle Spuren so gut zu verwischen, daß selbst Freitag nichts entdecken konnte. Peter trieb es allerdings zu toll und verkaufte sogar manches Klafter Holz, um Geld für Schnaps zu bekommen. Der Förster hatte ihn wiederholt gewarnt, aber Peter kümmerte sich nicht darum.

Die Frühlingssonne meinte es diesmal wirklich gut; der Schnee war geschmolzen, die Felder schon abgetrocknet, und saftiges Grün bedeckte die Wiesen. Eine Kuh vor einem Holzpflug zog Furche um Furche in den lockeren Sandboden. Julke hatte ihr einen Strick um die Hörner gebunden, führte sie am Kopf und achtete ängstlich darauf, daß die Furche schön gerade geführt wurde. Peter führte den Pflug und schwang die Peitsche. Schwer hatte das Tier zu ziehen; manchmal blieb es stehen und wandte den Kopf, als wollte es Peter bitten, doch endlich aufzuhören. Aber schon sauste die Peitsche durch die Luft. Mit einem Ruck zog die Kuh wieder an, um nach einigen Schritten erneut stehenzubleiben. Sie war hochtragend, und man durfte ihr eigentlich diese schwere Arbeit nicht mehr zumuten. Aber was sollte man machen. Der Acker mußte bearbeitet werden, und ein Leihpferd war um diese Zeit schwer zu haben.

Julke betrachtete besorgt die schwer atmende Kuh, und als Peter wieder die Peitsche hob, fragte sie vorwurfsvoll: "Willst du nicht aufhören? Du richtest sie noch zugrunde." Peter ärgerte sich, weil die Feldarbeit nicht vorankam, und als Julke ihm nun auch noch Vorwürfe machte, packte ihn der Zorn. Statt einer Antwort sauste die Peitsche wieder durch die Luft, aber diesmal traf sie die Frau.

"Du Satan!" schrie Julke, und Tränen schossen ihr in die Augen. Peter warf ihr die Peitsche vor die Füße, riß den Pflug zur Seite und ging fluchend zur Hütte. Die Frau streichelte zärtlich den Hals des Tieres, löste die Stricke und führte die Kuh ebenfalls nach Hause.

Am anderen Morgen saß die Familie um den Tisch und verzehrte schweigend en Hirsebrei, den alle aus einer einzigen Schüssel löffelten. "Du, Julke," sagte der Mann plötzlich, ohne aufzuschauen. "Die Kuh schafft das nicht mehr alleine. Wir müssen uns ein Pferd anschaffen." Die Frau nickte nur. "Wenigstens den Sommer über; im Winter, nach der Herbstarbeit, können wir es ja wieder verkaufen." Wieder nickte die Frau stumm. "Das Geld bekomme ich schon im Dorf auf unsere Wirtschaft geliehen. – Nächste Woche ist Pferdemarkt in Kempen."

Am nächsten Donnerstag, frühmorgens gegen vier Uhr, stampfte Peter durch die endlosen Felder und Wiesen der nächsten Bahnstation zu. Die Füße steckten in langen, blankgewichsten Schaftstiefeln, die Hände hatte er tief in die Taschen der grauen Lederjoppe vergraben. Peter achtete kaum auf den Weg. Er sah sich schon auf einem feurigen Gaul reiten, beneidet und bewundert von den Dorfbewohnern, denen er gewiß auf dem Heimweg begegnen würde. Ha, und die Julke! Was würde die für Augen machen, wenn er mit einem eleganten Satz vom Pferd springen und ihr die Zügel zuwerfen ... – Hastig riß er die eine Hand aus der Tasche und drückte sie gegen die linke Brust. Zufrieden stellte er fest, daß das Geld, das er sich gestern von seinem Zechkumpan, dem Großbauern Leschniak, geliehen hatte, noch wohlverwahrt in der Brusttasche knisterte. Verdammst will ich sein, wenn ich mich übertölpeln lasse und nicht das beste Pferd aussuche, dachte er und beschleunigte unwillkürlich seine Schritte, als ob er Angst hätte, zu spät zu kommen.

Der Pferdemarkt in Kempen war weit und breit berühmt. Man traf dort alle Bekannten, die man schon seit Jahr und Tag nicht gesehen hatte. In kleinen und großen Gruppen standen Männer und Frauen umher und sprachen erregt aufeinander ein, während Pferdeknechte die Gäule am Halfter vorführten. Peter lief unruhig hin und her und hielt Ausschau nach dem Pferd seiner Sehnsucht. Endlich erhellten sich seine Züge, denn vor ihm stand eine schöngewachsene braune Stute mit langem Schweif, unruhig mit dem Hufen den Sand scharrend.

Wohlgefällig betrachtete Peter das Tier, als sich eine schwere Hand auf seine Schulter legte. Er drehte sich um und blickte in ein fröhliches Gesicht. "August! Du alter Roßtäuscher", schrie Peter und drückte seinem Freund Zebulka die Hand. "Du lebst noch, und ich dachte, dich hätte schon längst der Teufel geholt. Fünf Jahre hab ich dich nicht mehr gesehen."

"Was führt dich nach Kempen, alter Schürzenjäger," erwiderte August, "suchst du einen Schwanz für deine Klitsche oder eine Schürze nach deinem Herzen?"

Peter wies mit dem Kopf nach der Stute und fragte: "Was soll der alte Schinder kosten, he?"

August verzog sein Gesicht zu einer Grimasse und schrie Peter an: "Wo hast du deine Augen, du alter Prügelheld? Von Weibern verstehst du was, das kann man

wohl sagen: sonst hättest du uns nicht die schöne Julke weggeholt. Aber von Pferden verstehst du überhaupt nichts, sonst würdest du sofort gesehen haben, daß dieser Schinder da das beste Pferd auf dem ganzen Markt ist." Schon etwas gemüthlicher fuhr er fort: "Dabei würde ich diesen stolzen Traber da an dich verschenken – wenn ich achtzig Taler dafür kriege. Aber gehen wir hinüber ins Wirtshaus, da läßt sich's besser reden."

Sie betraten die Schenke, wo ein paar Dutzend Männer teilweise schon betrunken, schreiend und mit den Fäusten auf den Tisch schlagend, ihre Geschäfte abwickelten. Bald nahm eine frischfröhliche Zecherei ihren Anfang.

Peter war längst nicht mehr nüchtern, als er seinem Freund, der jetzt als Pferdehändler sein Glück versuchte, kräftig auf die Schulter schlug und ihm ins Ohr brüllte: "August, ich gebe dir für den Schinder ganze vierzig Taler und keinen Pfennig darüber."

August lachte ihm ins Gesicht und schrie zurück: "Dafür kriegst du eine Ziege, aber kein Pferd." Dann wandte er sich einem anderen Mann zu, der sich ebenfalls für das Pferd interessierte. Peter kippte noch schnell ein paar Schnäpse und verließ das Wirtshaus.

Das Pferd, das Peter für den Rest seines Geldes kaufte, war keins von den besten. Er konnte jedoch zufrieden sein, um so mehr, als er den kleinen klapprigen Wagen, vor den es gespannt war, noch dazubekam. Er tröstete sich auch damit, daß er ja nun nicht mehr auf dem alten Schinder reiten mußte, sondern gemüthlich kutschieren konnte. Doch Peter sollte seinen Kauf bald bitter bereuen; denn der Gaul hatte so seine Manieren. Der ehemalige Besitzer, ein Schweineaufkäufer, war jahrelang mit ihm von Dorf zu Dorf gefahren und hatte vor jedem Gasthof gehalten, um seine Geschäfte abzuwickeln. Deshalb hätte Peter gar nicht so erstaunt zu sein brauchen, als auf der Heimfahrt das Pferd vor dem ersten Gasthaus anhielt. Weder Peitsche noch gutes Zureden half, der Gaul stand. Schön, Peter war es recht. Er stieg vom Wagen, band das Pferd an einen Pflock, der eigens zu diesem Zweck in die Erde gerammt war, und ging in die Schenke. Hastig goß er nur ein paar Schnäpse hinunter und stieg wieder auf seinen Wagen, mit dem festen Vorsatz, dem alten Schinder Beine zu machen. Aber kaum hatte er die Zügel ergriffen, lief das Pferd willig weiter. Mit einer Ausdauer, die Peter dem Gaul gar nicht zugetraut hatte, trabte er dem nächsten Dorf zu. Dort spielte sich genau das gleiche ab. Wieder stand das Pferd vor der Schenke und war nicht zu bewegen, weiterzugehen. Peter trank noch einmal. Freudig wiehernd empfing ihn das Pferd, als er gleich wieder herauskam. Als sie das Dorf hinter sich hatten, wurde Peter etwas unruhig und begann die Dörfer zu zählen, die sie noch passieren mußten. Daß er kein Geld mehr hatte, verschlimmerte seine Laune beträchtlich. So döste er

vor sich hin und nahm sich vor, den elenden Schinder die Peitsche spüren zu lassen, wenn es ihm noch einmal einfallen sollte, vor einer Kneipe zu halten.

Den Kopf auf die Brust gesenkt, horchte er mit geschlossenen Augen auf das Klappern der Pferdehufe und auf das Gerumpel des alten Wagens. Plötzlich wurde es still um ihn. Er zuckte zusammen und starrte mit weit aufgerissenen Augen auf das Schild einer Schenke. Fluchend griff er nach der Peitsche und schlug auf das zottige Tier ein. Das Pferd wich einmal nach rechts und einmal nach links aus, daß die Deichsel bedenklich krachte, stemmte sich mit den Vorderhufen in den Sand, ging aber keinen Schritt vorwärts. Dies widerspenstige Benehmen steigerte Peters Wut aufs höchste, um so mehr, als er nicht mehr ganz nüchtern war. Mit geballten Fäusten starrte er das "Mistvieh" an, und dann trat ein teuflisches Lächeln auf sein Gesicht.

Unter dem Gelächter der Dorfbewohner, die eine Sensation erhofften, schob er ein Bund Heu, das er auf dem Wagen hatte, unter das Pferd, holte eine Schachtel Zündhölzer aus der Tasche und steckte das Heu an mit den Worten: "Ich werde dir Beine machen, du Satan!" Im Nu fingen die langen zottigen Haare Feuer, und das Tier war bald in Rauch und Flammen gehüllt. – –

Diese Tierquälerei empörte nun doch einige Zuschauer, und sie versuchten, mit alten Decken das Feuer zu ersticken. Das Pferd war jedoch nicht mehr zu retten und mußte notgeschlachtet werden. Der Dorfschlächter besorgte es unter Peters stumpf dreinblickenden Augen.

Einige Burschen johlten und lachten, die anderen aber nahmen eine drohende Haltung gegen Peter ein. Der grinste die Menge frech an, spuckte nach dem toten Gaul und versuchte die Schenke zu betreten.

Da versperrte ihm der Dorfschmied den Weg und sagte drohend: "Ein gemeiner Pferdeschinder wie der hat in unserem Dorf nichts zu suchen. Ich würde dem Kerl raten, sich schnell auf die Beine zu machen, sonst kann er sich mit dem Gaul zusammen begraben lassen." Der Schmied hatte kaum ausgesprochen, als ihn schon ein wuchtiger Schlag am Kinn traf und ihn gegen die Wand taumeln ließ. Peter berat ruhig die Schenke. "He, Wirt, der alte Karren da draußen wird wohl eine Flasche *Reinen* wert sein, was? Ich habe keine Lust, ihn nach Hause zu zerren." Der Wirt stellte kopfschüttelnd die Flasche auf den Tisch und trat vor die Tür, um nach dem Tumult zu sehen, der draußen anhub. Mehrere Männer standen um den angeschlagenen Schmied und debattierten heftig. Als sie den Wirt erblickten, schrien sie: "Wirf den Hund aus der Schenke, sonst holen wir ihn raus!" Der Wirt drehte sich um und verschwand in der Küche, während die Männer in die Schenke eindrangen.

Peter saß ruhig am Tisch und trank den *Reinen* aus der Flasche, aber seine Augen beobachteten aufmerksam die wütenden Männer, die langsam auf ihn zukamen. Plötzlich sprang er auf, ergriff die halbgeleerte Flasche und schleuderte sie den Männern an die Köpfe. Dann stürzte er sich wie ein Tiger in den Haufen und suchte das Freie zu gewinnen. Aber zum erstenmal erlitt er eine Niederlage.

Die Männer schlugen ihn nach einem kurzen Kampf zusammen, schleiften ihn vor die Schenke und warfen den fast Bewußtlosen auf seinen Wagen. Unter dem Gejohle der Menge wurde der Wagen zum Dorf hinausgeschoben und in den Graben gefahren. Einige Burschen kippten den Wagen um, und dann überließ man Peter seinem Schicksal.

Peter, der im Graben neben dem Wagen lag, kam nach einiger Zeit wieder zu sich und versuchte auf die Beine zu kommen. Der Schnaps und die Schläge hatten ihn aber so geschwächt, daß er sofort wieder zusammensackte. Nun gab er jeden weiteren Versuch auf und schlief seinen Rausch aus. Neugierig umstanden die Dorfkinde den Schläfer, und die vorwitzigsten warfen mit Erdklumpen nach ihm. Peter merkte nichts davon. Als er erwachte, standen die Sterne schon hoch am Himmel. Jetzt erhob er sich mühsam und trottete, gräßlich fluchend, auf der nächsten Landstraße heimwärts. Zwei Tage später näherte er sich zerlumpt und verschmutzt seinem Heimatdorf und vermied es ängstlich, einem Menschen zu begegnen. Der stolze Peter, der auf einem feurigen Gaul heimreiten wollte, suchte nun auf Umwegen die Hütte am Wald zu erreichen.

86

Um den Tisch saßen Peter und Julke mit den Kindern. Der verunglückte Bauer schmiedete Pläne. Er wollte seine Wirtschaft verkaufen und in die Kreisstadt übersiedeln. Dort sollte seine Familie zunächst bleiben, während er selbst nach Sachsen fahren wollte, um in einer Kohlengrube Arbeit anzunehmen. Julke und die Kinder konnten ja vorläufig vom Erlös der Wirtschaft leben. Später würde er der Familie pünktlich einen Teil seines Lohnes schicken.

Julke ließ ihn ruhig schwatzen. Als er fertig war, entgegnete sie schroff: "Nein, ich bleibe mit den Kindern hier. Wenn du dich in der Welt herumtreiben willst, dann zieh meinethalben allein los. Aber dich jagt ja keiner fort. Wenn du gescheit bist, kümmere dich besser um die Wirtschaft, und wir brauchen nicht zu hungern." Julke erwartete Widerspruch, aber als Peter verlegen schwieg, fuhr sie fort: "Hör zu, ich hab mit dem Förster gesprochen. Er leiht uns ab und zu sein Pferd, damit unsere Kuh sich nicht so plagen muß. Erwin hütet ihm dafür den Sommer über nachmittags die Kühe, wenn er aus der Schule kommt. Marthel habe ich im Dorf bei einem Bauern als Gänsehirtin verdingt. Kriegt fünf Taler fürs Jahr und Essen. Im Winter will er sie auch behalten, wenn sie sich anstellig zeigt. Hat ja was gelernt, kann der Bäuerin schon gut zur Hand sein, wenn sie nur will. Da haben wir zwei

Fresser weniger und noch Geld dazu. Auf die Schulden kann dein Saufruder, der Leschniak, warten bis zum heiligen Fix, wenn die Schafe geschoren werden, kurz nach dem Weltuntergang. Den Schuldschein kann er sich hinter den Spiegel stecken. Die Wirtschaft gehört dem Erwin und nicht dir. So," schloß Julke, "nun kannst du schwatzen, wenn du was Besseres weißt."

Peter wußte nichts Besseres und ging hinaus.

Der Sommer kam und mit ihm auch der wilde Wazeck. Schon nach zwei Tagen war er in aller Munde. Er hielt sich zu seinem Vergnügen zwei Vierergespanne. Vier prächtige Rappen und vier junge Schimmelhengste, die er abwechselnd vor einen leichten offenen Wagen spannte, um wie ein Verrückter über die Landstraßen zu jagen. Wenn es ihm einfiel, fuhr er auch über die bestellten Felder, ohne zu fragen, wessen Acker er gerade verwüstete. Einmal saß er im Wagen und knallte den vier Gäulen die lange Peitsche um die Ohren, ein andermal ritt er auf dem Handpferd und ließ den Wagen, worin er stets sein Jagdgewehr verstaut hatte, lustig hinter sich herhopsen. Als er bei einer solchen Fahrt einen Schwarm Krähen erspähte, feuerte er eine Schrotladung ab, ohne jedoch zu treffen. In der Nähe hütete die Witwe Jagielska ihre Ziege am Strick. Durch den Schuß erschreckt, zerrte das Tier die Alte so heftig vorwärts, daß diese nur mit Mühe folgen konnte. Der Graf schrie: "Wart, du Hexe, ich helf dir gleich!" legte an und jagte der Ziege die zweite Schrotladung aus der Doppelflinte in den Bauch. Die alte Frau war vor Schreck auf die Knie gefallen und rutschte unbeholfen zu ihrer Ziege hin, die zuckend am Boden lag und vor Schmerzen jämmerlich schrie. Ein paar Bleikörner hatten die Hand der Jagielska leicht gestreift; aber die Frau merkte nichts davon, denn ihre ganze Sorge galt ihrer einzigen Ziege, die am Verenden war. Der Graf rief spöttisch, sie solle die Ziege dem Teufel überlassen, denn der allein habe die Ziege erschaffen. Dann schwang er sich auf seinen Wagen und jagte davon. Die Witwe hielt den Kopf der Ziege im Schoß und streichelte sie zärtlich. Dann jammerte sie zum Gotterbarmen. Erst als das Tier den letzten Schnaufer getan hatte, stand sie stöhnend auf, band ihre Schürze ab und deckte damit das tote Tier zu. Leise vor sich hin weinend, ging sie ins Dorf, kam bald mit einer Schubkarre wieder, zerrte die Ziege mühsam darauf und humpelte heimwärts.

Man gab ihr den guten Rat, den Grafen um ein paar Mark zu bitten, damit sie sich eine andere Ziege kaufen könne. Aber die alte Jagielska schüttelte nur traurig den Kopf. Sie wagte nicht, dem Grafen diese Bitte vorzutragen. Tagelang lief sie weinend im Dorf umher und beklagte ihren großen Verlust. Schließlich riet man ihr, den Pfarrer aufzusuchen, der ja häufig Gast im Schloß war. Der Pfarrer tröstete sie und versprach, den Grafen an seine Pflicht zu erinnern. Als am Sonntag darauf die Jagielska in die Kirche kam, ließ sie der Pfarrer in die Sakristei rufen. Dort

drückte er ihr ein paar Mark in die Hand. Die Frau zählte schnell das Geld, schüttelte den Kopf und wagte einzuwenden, daß dies für eine neue Ziege nicht reiche. Der Pfarrer wurde unwillig und setzte ihr auseinander, daß sie dafür wohl eine junge Ziege kaufen könne und froh sein solle, daß sie die alte losgeworden sei. Die Jagelska gab sich zufrieden, lobte die Güte des gnädigen Herrn Grafen und küßte dem Pfarrer dankbar die Hand. – Die Ziegenhalter verbargen künftig ängstlich ihre Tiere, aber der wilde Wazeck verspürte keine Lust, noch mehr Ziegen umzubringen, und verlegte sich aufs Kühetotschießen.

Die Schecke des Häuslers Michael Staneck war fleißig im Milchgeben, aber dafür sehr faul und bockig beim Ziehen. Mehr als drei Karren Mist durfte Staneck nicht auf den Wagen laden, sonst wich die Kuh nicht von der Stelle. Also zog er mit ihr und drei Karren Mist die Landstraße entlang auf sein Feld. Plötzlich sah er eine große Staubwolke schnell auf sich zukommen. "Oh, Pschakreff!" schrie er, "der wilde Wazeck!" Seine Schecke war aber eine feinfühligke Kuh, und da sie sich keiner Schuld bewußt war, fühlte sie sich durch diesen Fluch sehr gekränkt und blieb aus Protest mitten auf der Straße stehen. Der Staneck versuchte erst die Kuh im Guten zu überreden, und als das nicht half, sagte er noch einmal "Pschakreff" und droste mit dem Peitschenstiel heftig auf sie ein. Aber nun wollte die Schecke erst recht nicht.

Inzwischen war Graf Kolsowski mit seinen vier Schimmelhengsten bedrohlich nahe gekommen. Nun wollte wohl Staneck seiner schreckhaften Kuh wenigstens diesen Anblick ersparen und verhüllte ihr mit seiner Mütze die Augen. Kurz vor dem Mistwagen brachte der Graf seine schnaubenden Hengste zum Halten, stieg gemütlich vom Wagen und herrschte den zitternden Staneck an: "Warum machst du Mistbauer keinen Platz, wenn dein Herr vorbeikommt?"

Der alte Staneck hob beschwörend die Arme gen Himmel und jammerte: "Oh, hoher Herr, verzeih mir, ich bin so unschuldig wie ein neugeborenes Kind!" Dann zeigte er auf seine Schecke und beschuldigte sie: "Das verfluchte Aas bockt, geht nicht von der Stelle, Herr. Was soll ich armer Sünder machen?"

Die Kuh drehte die Ohren lauschend nach vorn. Aber da ihr Herr nur deutsch sprach, verstand sie kein Wort von dem Gejammer und begnügte sich damit, die beiden Männer blöde anzuglotzen.

Der Graf lachte laut auf, ging rasch zum Wagen und sagte: "Gleich werd ich dem Mistvieh den Bock austreiben." Als er die Schrotflinte anlegte, fiel Staneck auf die Knie und flehte für seine Kuh um Gnade. Aber der wilde Wazeck wurde noch wilder und schoß der Kuh die Schrotladung aus beiden Läufen in den Bauch. Wazeck schoß grundsätzlich allen Tieren in den Bauch. Darüber hätte man sich wundern können, doch später erfuhr man den Grund. Der Wazeck hatte seinem

Leibdiener erzählt, daß die Tiere so schön brüllen, wenn sie eine Bleiladung im Bauch haben. Der Leibdiener hatte es der Mamsell, diese dem Stubenmädchen, diese dem – – und so weiter und so fort erzählt.

Der Graf bestieg seinen Wagen und kurz darauf waren die Kuh und der immer noch kniende Staneck in eine Staubwolke gehüllt. Nun besann sich der Häusler, holte eilig sein Klappmesser aus der Tasche und säbelte so lange am Hals der Schecke herum, bis er die Schlagader getroffen hatte. Jetzt konnte die Kuh ruhig ausbluten und seine Frau später das Fleisch einsalzen und gut einpökeln.

Der Graf war nicht zu bewegen, dem Staneck die tote Kuh zu ersetzen, und hetzte ihn schließlich mit dem Hund vom Gutshof. In seiner Not wandte der Häusler sich am Ende an den Herrn Pfarrer. Aber der schimpfte und ermahnte ihn, künftig dem Herrn Grafen mehr Achtung zu erweisen und ihm auf der Straße Platz zu machen.

Den Grafen zu verklagen war nicht nur zwecklos, sondern sogar gefährlich; denn man konnte dabei Haus und Hof verlieren. Der wilde Wazewck unterhielt zwei gottlose Burschen, den einäugigen Boleslaw und den krummbeinigen Zygan, die er von seinem väterlichen Gut mitgebracht hatte und die ihm treu ergeben waren. Diese Burschen waren auf einen Wink ihres Herrn zu jeder Schandtat bereit.

Von seiner letzten Reise hatte der wilde Wazewck eine junge Dame mitgebracht, die sich nun wie die Herrin im Schloß aufführte. Obwohl die Gräfin sonst fast jeden Sommer bei ihrer Schwester verbrachte, blieb sie nun, dem Grafen zum Trotz, im Schloß; es gab zwischen den hohen Herrschaften manch bösen Auftritt. Die Gräfin wollte vor ihrer Rivalin nicht weichen.

Es war zur Zeit der Roggenernte, und die Gräfin wünschte auszufahren. Da angeblich der Herrschaftskutscher nicht frei war, lenkte der krummbeinige Zygan den offenen Wagen, vor den zwei alte Pferde gespannt waren. Zygan hatte vorher mit seinem Herrn noch eine kurze Unterredung gehabt und fuhr nun in leichtem Trab dem Wald zu.

Tief im Wald lag hart an der Landstraße ein kleiner See. Da das Wasser die ersten fünfzig Schritte nicht tief war, fuhr man in dieser Jahreszeit mit Pferd und Wagen gern in den See. Die Tiere konnten sich im klaren Wasser erfrischen, und auch den ausgetrockneten Wagenrädern tat es gut. Weiter als fünfzig Schritte wagte sich jedoch niemand hinein; denn dort fiel der Seegrund plötzlich steil ab.

Als Zygan in den See fuhr, sah die Gräfin in seinem Verhalten nichts Außergewöhnliches. Um so größer war jedoch ihr Erstaunen, als Zygan – statt wie gewöhnlich umzukehren – auf die Pferde einhieb und sie tiefer in den See trieb, bis sie den Halt verloren und zu schwimmen versuchten. Die Stränge verwickelten sich jedoch, und der umgestürzte Wagen behinderte sie. Der Kutscher war abgesprungen und schwamm zurück, bis er wieder Boden unter den Füßen hatte.

Die Gräfin war aus dem Wagen gefallen und versuchte sich über Wasser zu halten. Sie hatte in der Jugend ein wenig schwimmen gelernt, aber nun reichten ihre Kräfte dazu nicht mehr aus. Dem Sattelpferd gelang es, sich zu retten, nachdem die Stränge gerissen waren, indes das Handpferd hilflos ertrank. Es zog den Wagen mit sich in die Tiefe. Nur die Hinterräder ragten noch ein wenig heraus, und an ihnen klammerte sich die Gräfin fest.

Der Kutscher kümmerte sich weder um das Gespann noch um die Gräfin und ging gemütlich heim. Erst eine halbe Stunde später kam ein Bauer und gewahrte zuerst das herrenlose Pferd, das ruhig am Ufer graste. Erstaunt hielt er an und bemerkte bald auch die Gräfin. Nachdem er eine Weile ratlos hin und her gelaufen war, knüpfte er seinem Pferd die Leine ab, ging vorsichtig in den See, bis ihm das Wasser an die Schulter reichte, und versuchte der Gräfin ein Ende der Leine zuzuwerfen. Nach mehreren mißglückten Versuchen erwischte sie es endlich. Nun zog der Bauer die zitternde Gräfin rasch ins seichte Wasser und führte sie zu seinem Wagen. Dann fing er das herrenlose Pferd ein und fuhr eilig ins Dorf. Zum Dank für die Rettung schenkte ihm die Gräfin das Pferd, aber wenige Tage später nahm der Graf es ihm wieder ab. Tags darauf ließ sich die Gräfin von ihrer Schwester abholen. –

Der Winter kam, und der wilde Wazeck verschwand, wie immer, aus Doruchow; mit ihm auch sein Leibdiener und die junge Dame, die er im Frühjahr mitgebracht hatte. Die Gräfin ließ sich in diesem Winter nicht im Schloß sehen.

90

Kurz nach Weihnachten starb Rymbiak, Wandas Mann. Peter schaufelte ihm das Grab und verscharrte selber den Sarg, um die Begräbniskosten herabzusetzen. Der Pfarrer hatte zwar den Sarg in der Kirche eingesegnet, weigerte sich aber, die Rede am Grab zu halten, weil ihn Wanda nicht bezahlen konnte. Peter schickte für die Seele des Schwagers ein Gebet gen Himmel. Dabei fiel ihm aber der Pfarrer ein. Wütend brach er ab, warf den Spaten über die Schulter und verließ laut fluchend den Friedhof.

Im März kam der Graf unerwartet zurück; seine Begleiterin hatte er irgendwo sitzengelassen. Bald schickte er auf das Gut seiner Schwägerin und ließ die Gräfin bitten, nach Hause zu kommen. Aber der Wagen kehrte ohne sie zurück. Kurze Zeit später schickte er nochmals hin und übergab dem Kutscher einen versiegelten Brief für die Gräfin. Den Brief nahm sie wohl an, weigerte sich aber mitzukommen. Nach wenigen Wochen brachte ein Bote dem Grafen einen Brief von seiner Frau, worin sie schrieb, sie habe es sich anders überlegt und sei bereit, zurückzukehren. Er möchte ihr an einem bestimmten Tag, spät nachmittags, einen geschlossenen Wagen schicken und zum Kutscher einen ihr wohlgesinnten Knecht bestimmen.

Diesem Wunsch kam der Graf nach. Die Baronin ließ das Gespann vor dem Portal des Herrenhauses warten und den Kutscher in die Gesindestube bringen, wo er gut bewirtet wurde. Man sagte ihm, daß er sich ruhig Zeit lassen solle, da die Gräfin sich nicht wohl fühle und noch ein wenig ruhen wolle. Es war schon dunkel, als man ihn rief und ihm erklärte, die Gräfin sitze schon im Wagen. Der Kutscher schwang sich eilig auf den Bock und griff nach der Leine. Die Baronin ermahnte ihn noch, recht langsam zu fahren, da die Gräfin leidend sei und keine Erschütterungen vertrage. Dann öffnete sie die Wagentür und rief hinein: "Komm gut heim, meine Liebe!" Nach diesen Worten schlug sie die Tür wieder zu.

Auch der Graf hatte dem Kutscher aufgetragen, recht vorsichtig und langsam zu fahren; daher ließ er sich Zeit und fuhr im Schritt durch den Wald. Er döste vor sich hin; denn die Pferde fanden schon allein den Weg. Plötzlich warf sich eine dunkle Gestalt mit verhülltem Gesicht in die Zügel – und gleichzeitig wurde hinter ihm die Tür des Wagens aufgerissen. Ehe der überraschte Kutscher begriffen hatte, was geschah, krachten mehrere Schüsse, und dann war der ganze Spuk auch schon vorüber.

Erschreckt jagten die Pferde über die Landstraße, und der Kutscher hatte Mühe, sie zu bändigen. Jetzt erst kam ihm recht zu Bewußtsein, was geschehen war. Wild drosch er auf die Pferde ein und sah sich ängstlich nach allen Seiten um, als ob er jeden Augenblick einen zweiten Überfall befürchtete.

Der Wagen fuhr in rascher Fahrt durch eine scharfe Kurve. Die Tür zum Fond schlug krachend zu. Man hatte sie nach dem Überfall offengelassen.

Schnaubend hielten die Pferde vor dem Schloß.

Man hatte die Ankunft der Gräfin schon längst erwartet. Kaum war der Wagen vorgefahren, stürzten ein Mädchen und der Diener heraus. Auch der Graf hatte sich die Mühe gemacht, seine Frau persönlich zu empfangen.

Der Kutscher hatte sich auf dem Bock halb umgedreht und vollführte mit seinen Armen allerlei Bewegungen, aber niemand achtete in der Dunkelheit auf ihn.

Während das Mädchen, das eine windgeschützte Laterne trug, an den Schlag trat, riß der Diener die Tür auf und verbeugte sich tief. Inzwischen war der Kutscher vom Bock gesprungen und stotterte aufgeregt: "Herr Graf, Herr Graf – jemand hat nach uns geschossen. Den Wagen angehalten und auf die Gräfin geschossen!"

Der Graf nahm dem Mädchen hastig die Laterne ab und machte sich im Wagen, dessen Fenster dicht verhängt waren, zu schaffen. – In den Polstern, zwischen vielen Kissen, saß eine zusammengekauerte Gestalt. In ihren starren Fingern hielt sie eine Visitenkarte. Der Graf riß die Karte an sich, hielt sie gegen das Licht und las: *'Begnüge Dich vorläufig mit mir, mein Lieber. Ich komme so zu Dir, wie Du mich schon immer haben wolltest – tot.'* Da leuchtete der Graf tiefer in den Wagen hinein, berührte die starren Finger, stieß einen Fluch aus und tat schnell zurück. Wütend

warf er die Laterne auf die Erde und ging ins Schloß zurück, nachdem er die Tür zum Fond des Wagens heftig zugeschlagen hatte.

Zitternd und sprachlos sahen sich die Diener an.

Jetzt erzählte der Kutscher stotternd alles, was er erlebt hatte. Scheu traten sie vom Wagen weg und warteten vergeblich auf die Rückkehr des Grafen. Schließlich ging der Diener hinein und fragte, was geschehen solle.

Der Graf fuhr ihn zornig an: "Macht, was ihr wollt, ihr Narren!" Dann besann er sich und sagte ruhig: "Macht kein unnötiges Aufsehen. Schafft sie unauffällig fort und verbrennt sie irgendwo auf dem Feld. Und sagt den anderen, sie sollen den Mund halten, ich möchte nicht, daß morgen das ganze Dorf darüber klatscht!"

Der Diener ging wieder und erzählte. Sie sahen sich ratlos an. Schließlich ging der Kutscher zum Schloßverwalter. Bald kamen beide mit einer Laterne über den dunklen Hof zurück. Der Verwalter sagte: "Ich will mit der Sache nichts zu tun haben. Soll der Graf sehen, wie er sich aus der Schlinge zieht." Dann öffnete er die Tür zum Wagen, leuchtete hinein und lachte laut auf: "Da drin sitzt eine Puppe mit durchschossener Brust. Sie ist der Gräfin täuschend nachgemacht!"

Befreit atmeten alle auf. Der Verwalter fuhr nun mit dem Kutscher vom Hof. Nachdem sie in einen Feldweg eingebogen waren, machten sie halt und zerzten die Puppe aus dem Wagen.

Im Schatten der Bäume standen der einäugige Boleslaw und der krummbeinige Zygan und sahen staunend zu, wie der Verwalter ein Streichholz anzündete und die tote Gräfin verbrannte.

Die Getreideernte war vorüber.

Alle Dorfbewohner, die zum Wald hinauf ihr Land hatten, priesen den Herrgott für den reichlichen Regen, den er den Sommer über gespendet hatte. Denn ihre Felder lagen höher, und der Sandboden konnte große Mengen Wasser vertragen. Die anderen aber haderten mit Gott, weil ihnen das Getreide auf den Feldern angefault war. Peter und Julke gehörten zu den Erstgenannten, und ihre Scheune war bis zum Dachfirst mit Getreidegarben gefüllt. Sie hatten sehnsüchtig auf die neue Ernte gewartet; denn im Hause war schon seit Wochen kein Brot mehr.

Julke war eben dabei, das erste Brot zu backen, während Peter mit frischem Stroh die Dächer ausbesserte. Mit der Scheune war er schon fertig und hockte nun auf einer langen Leiter, die er an die Hütte gelehnt hatte.

Erwin, ein Strohbündel unterm Arm, kletterte zu senem Vater aufs Dach. Peter hatte gerade die Leiter verlassen und besserte eine schadhafte Stelle aus. Erwin sah ihm aufmerksam zu und wartete darauf, daß der Vater ihm das Stroh abnehme. Gelangweilt verfolgte er die Rauchschwaden, die aus dem Schonstein stiegen und sich im blauen Himmel verloren.

Plötzlich war sein Vater weg. Einfach spurlos verschwunden. Verwundert blickte der Knabe vom Dach hinunter; auch unten war der Vater nicht. Schließlich gewahrte er ein Loch im Strohdach. Er kletterte die Leiter hinab und lief in die Küche. Hier entdeckte er seinen Vater und brach in schallendes Gelächter aus.

Peter war nicht nur durch das morsche Strohdach gefallen, sondern auch gleich durch die Decke in die Küche. Hier stand auf zwei Stühlen der Teigbottich. Peter war hineingefallen und hatte den Bottich umgerissen. Nun war er gerade dabei, den Teig, der, mit Strohresten vermischt, an seinen Kleidern klebte, abzukratzen. Kaum aber hatte Erwin zu lachen begonnen, da saß ihm auch schon ein Teigbatzen im Gesicht, und nun war es der Vater, der lachte. Außer einigen Hautabschürfungen war Peter nichts passiert. Dennoch sah er düster zur durchgebrochenen Decke hinauf.

Julke hatte im ersten Schreck geglaubt, die Hütte sei eingestürzt. Auch jetzt konnte sie das Unglück noch nicht begreifen. Peter schimpfte auf die Bruchbude, die Wanda eingehandelt hatte, aber Julke verteidigte ihre Schwester: "Für die paar Taler sollte sie wohl ein Schloß kaufen, was? Sei zufrieden, daß du überhaupt ein Dach überm Kopf hast."

Peter zeigte auf das Loch, durch das man jetzt den Himmel sehen konnte, und höhnte: "Hast recht, ein besseres Dach könnte man sich gar nicht wünschen, die Fenster sind überflüssig; die Sonne scheint von oben in die Hütte!"

"Danke Gott, daß wenigstens deine Knochen heil geblieben sind, und mach die Löcher wieder zu, ehe es regnet!" – Peter ging brummend hinaus und kletterte wieder aufs Dach; aber er hütete sich jetzt, die Leiter zu verlassen.

Julke säuberte den Teig von den Strohresten, um möglichst viel davon zu retten. Die Hütte war ganz aus Holz gebaut und so niedrig, daß man die Traufe mit der ausgestreckten Hand berühren konnte. Die Tür war noch niedriger, so daß sich Peter anfangs manche Beule geholt ahte. Schließlich hatte er gelernt, beim Ein- und Ausgehen eine kleine Verbeugung zu machen, und seitdem blieb sein Kopf verschont.

Den Sommer über war Peter mit Arbeit überlastet und fand nicht einmal Zeit, die Schenke aufzusuchen. Daher herrschte Friede im Haus, bis auf gelegentliche Reibereien, die meist der kleine Theophil verursachte. Der sei ein Schreihals, wie er unter zwei Dutzend Kindern nur einmal vorkomme, hatte Julke behauptet. Peter wollte ihm das Geplärre abgewöhnen. Julke hatte, wie sie es schon von zu Hause her kannte, einen Strick an die Wiege gebunden und diese nachts vom Bett aus manche Stunde in Bewegung gehalten. Denn kaum stand die Wiege still, schrie Theophil wie am Spieß. Peter hatte manchmal seine Frau vertreten und fleißig am Strick gezogen, damit auch Julke etwas schlafen konnte. Aber eines Nachts streikte

er, schnitt den Strick ab und warf ihn zum Fenster hinaus. Theophil war mit dieser Maßnahme keineswegs einverstanden und schrie, als ob er auf dem Rost gebraten würde.

Peter versprach seiner Frau Prügel, falls sie die Wiege anrühre. "Die Blage wird schon schlapp werden," sagte er, "und dann hält sie von ganz allein die Klappe!" Aber Peter irrte sich. Theophil schrie ununterbrochen. Einmal wie eine Rohrdommel in der Paarungszeit, dann wieder wie eine hungrige Saatkrähe. Als alles nichts half, richtete er auf und schaukelte sich selber, ohne dabei mit dem Schreien aufzuhören. Gegen Morgen krächzte er nur noch und zerrte so wütend an der Wiege, daß sie umfiel.

Peter zerbrach sich den Kopf, wie er dem Übel abhelfen könnte. Er bastelte zwei Tage lang an einer stabilen Windmühle, die er auf dem Dach der Hütte befestigte. Am Abend machte er sich geheimnisvoll an der Wiege zu schaffen und erklärte seiner Frau, daß sie nun ruhig schlafen könnte. Und richtig, Theophil schlief fest und ruhig die ganze Nacht hindurch. Die Wiege schaukelte, wie von Geisterhand bewegt. Julke war sprachlos. Am andern Morgen entdeckte sie Peters Geheimnis. Von der Wiege führte ein starker Bindfaden über mehrere leere Garnrollen bis zur Windmühle auf dem Dach. Eine sinnreiche Konstruktion zerrte in regelmäßigen Abständen am Bindfaden und hielt die Wiege ständig in Bewegung.

Eine Zeitlang klapppte alles wundervoll. Alle waren zufrieden, einschließlich Theophil. Ihm war es gleich, wer ihn schaukelte. Aber eines Nachts brüllte er plötzlich wieder los. Die Wiege stand still. Julke hatte die Ursache zuerst erkannt. Sie sagte verschlafen: "Was nützt deine schöne Erfindung, wenn kein Wind ist." Peter drehte sich auf die andere Seite und brummte: "Steig aufs Dach und mach welchen mit dem Hemd."

Peter hatte nur soviel Roggen gedroschen, daß sie genug Brot bis zum Winter hatten. Wenn die Feldarbeit zu Ende ging, hatte man noch Zeit genug zum Dreschen. Vorerst kamen Kartoffelernte und Herbstbestellung. Auch die Kartoffeln versprachen einen überdurchschnittlichen Ertrag. Julke hatte sich schon ausgerechnet, wieviel Zentner Kartoffeln und Getreide übrigbleiben würden, um die Steuern zu bezahlen und die Kinder für den Winter mit Schuhwerk zu versorgen. Auch Peter freute sich. Im Winter würde er nicht mehr mit leeren Taschen in die Schenke gehen. – Aller Kummer der letzten Jahre war vergessen, und hoffnungsvoll sah man in die Zukunft.

Vielleicht hätte sich ihr Leben nun glücklicher gestaltet, wenn der wilde Wazeck nicht gewesen wäre. Der Graf brauchte wieder einmal Geld. Deshalb ließ er mehrere Hektar Wald schlagen, um die Bäume als Nutzholz zu verkaufen. Jeder Bauer, wenn er nur ein Pferd hatte, beteiligte sich am Abfahren der Stämme. So

auch der Förster mit seinem Gespann. Da sein Knecht krank war, besorgte Peter die Arbeit, um sich ein paar Taler zu verdienen.

Wenn die Gespanne dem wilden Wazeck begegneten, fuhren sie ängstlich an die Seite auf den Sommerweg, denn der Graf wurde sehr ungehalten und stellte jeden Bauern zur Rede, dem es einfiel, es anders zu machen. Die Bauern fügten sich, rissen die Mütze vom Kopf und machten eine tiefe Verbeugung. Nicht selten erwiderte der Graf den Gruß, indem er ihnen die Peitsche um die Ohren schlug.

Peter war mit einer Holzfuhr unterwegs zur Bahnstation. Die Pferde hatten schwer zu ziehen. Peter lief nebenher und schwang die Peitsche.

Da kam in wilder Fahrt der Wazeck mit seinem Rappengespann heran und wollte ihn überholen. Peter lenkte die Pferde hart rechts an den Sommerweg. Aber da kurz vorher starker Regen gefallen war, wagte er nicht, die gepflasterte Straße zu verlassen. Er überzeugte sich, daß genügend Raum blieb, um Wazeck vorbeizulassen, und fuhr unbekümmert weiter.

Der Graf, der auf dem Handpferd saß, hielt dicht neben Peter an. Er fragte beleidigt: "Hat Er nicht gesehen, wer da kommt?"

Peter erwiderte höflich: "Ich habe doch Augen im Kopf, Herr Graf."

"Warum weicht Er dann nicht aus?"

"Weil der Sommerweg mit einer vollbeladenen Fuhr nicht befahrbar ist. Deshalb, Herr Graf!"

"Will Er mich belehren?" Peter erwiderte: "Auch Grafen müssen ab und zu Lehren annehmen."

Der wilde Wazeck hob die Peitsche, schlug sie Peter um die Ohren und sagte höhnisch: "Da, zum Dank für die Belehrung!" Peter schlug, ohne sich zu besinnen, zurück und erwiderte zornig: "Damit du, Pschakreff, weißt, daß Bauern auch was können!"

Der Graf sah ihn verblüfft an, hob vor Zorn nochmals die Peitsche. Aber Peter war schneller. Der nächste Hieb seiner Peitsche landete auf dem Rücken der Pferde. Diese bäumten sich auf und stürmten davon.

Abends erzählte Peter seiner Frau, was er erlebt hatte. Julke war entsetzt und prophezeite ein Unglück. Aber Peter lachte sie aus.

In der Nacht klapperte die Mühle lustig auf dem Dach. Der kleine Theophil schlief ruhig. Julke und Peter auch. Paul, Josef und Erwin schliefen in einem Bett. Erwins große Zehe kratzte den Josef am Bauch. Josef stieß sie im Schlaf wütend zurück, dabei öffnete er die Augen und richtete sich erstaunt auf. Die Stube war hell erleuchtet. Er sah zum Fenster. Entsetzt bemerkte er, daß der Stall und die Scheune in Flammen standen. Vom niedrigen Strohdach der Hütte zuckten

Feuerzungen. Ein paarmal öffnete er seinen Mund und wollte schreien. Aber seine Kehle war wie zugeschnürt. Er zerrt seinen Bruder Paul wild an der Brust. Der erwachte, zankte und warf sich auf die andere Seite. Jetzt hatte Josef seine Stimme wiedergefunden und schrie gellend auf.

Julke erwachte. Verschlafen blinzelte sie in den Feuerschein, dann riß sie mit einem Griff die Bettdecke von Peter. Ihr herzzerreißender Schrei ließ ihn auffahren. Beide waren mit einem Satz aus dem Bett. Julke riß Theophil aus der Wiege, stürzte zur Tür, fand aber in der Aufregung den Riegel nicht. Die Kinder schrien durcheinander. Endlich sprang die Tür auf. Ein Feuerregen versperrte ihr den Ausgang. Entsetzt lief sie mit dem zappelnden Kind in die Stube zurück.

Peter erkannte, daß ihnen der Fluchtweg über den Hof versperrt war, denn Stall und Scheune übersprühten ihn mit einem Feuerregen. Der Hof war in Glut getaucht. Das Vieh brüllte im Stall. Peter ergriff einen Schemel, schlug wild auf das niedrige Fenster zum Garten los, hinter dem feurige Schatten tanzten. Das Glas splitterte, der Fensterrahmen zerbrach. Mit einem Griff riß er Julke den kleinen Theophil aus den Armen, legte ihn auf die Erde, packte seine Frau, schob sie mit dem Kopf zuerst durch das niedrige Fenster und warf den Knaben hinterher. Julke raffte sich auf. Funken umtanzten sie. Eilig trug sie das Bündel tiefer in den Garten, legte es zwischen die Kohlbeete und eilte zurück. Da flog ihr Josef entgegen. Dann kam Paul, und Erwin sprang von selber hinterher. Er überschlug sich, schüttelte die Funken ab und rannte zu seinen Brüdern. Jetzt warf Peter die Federbetten und Kissen aus dem Fenster. Zweimal glückte es. Das drittemal blieb ein Kissen in dem zerbrochenen Fensterrahmen hängen. Die Federn stoben in alle Richtungen und entzündeten sich im Flug. Der Wind trieb sie wie flatternde Sterne fort. Vor dem Fenster entstand ein Feuerwerk. Peter warf Julke ein Kleiderbündel, Schuhe und Stiefel zu.

In der Stube herrschte ungeheure Hitze. Rauchschaden drangen Peter in die Augen. Blind tastete er die Gegenstände ab, suchte nach Kleidungsstücken. Dabei stieß er auf die Wiege. Er riß die letzten Federbetten an sich und warf sie hinaus. Aber der Feuerberg vor dem Fenster fraß sie gierig, die Flammen vereinigten sich mit dem brennenden Strohdach. Schon senkte sich die morsche Decke des Zimmers, Feuerzungen leckten gierig am Gebälk. Peter sah es nicht. Er konnte die Augen nicht mehr öffnen. Da hörte er einen verzweifelten Schrei: "Peter, Peter, komm schnell, die Hütte bricht zusammen!" Peter fand das Fenster, warf sich kopfüber hinaus und landete in den brennenden Betten. Julke zerrte ihn aus den Flammen. Eilig grub sie mit den Händen Erde aus und erstickte damit das Feuer an seinen Kleidern.

Inzwischen waren die Förstersleute gekommen. Die Frau trug den Jüngsten in ihr Haus und nahm die anderen Kinder mit. Julke bemühte sich um den besinnungslosen Peter. Der Förster versuchte, das Vieh zu retten; aber der Stall war nur noch ein glühender Feuerberg.

Leute aus dem Dorf eilten herbei. Sie trugen Wassereimer und lange Stangen, an denen Eisenhaken befestigt waren, oder Säcke, die man in Wasser tauchte, um mit ihnen die Funken auf umliegenden Dächern zu ersticken. Aber hier waren keine Dächer mehr zu retten. Die Männer hakten mit den langen Stangen in das morsche Gebälk und versuchten einzelne Balken herunterzureißen. Aber die Hitze ließ sie nicht nahe genug herankommen. Wanda, die in der Nähe des Schlosses wohnte, eilte mit ihrem Nachbarn ebenfalls zur Brandstätte. An der Lage des Feuers erkannten sie, daß es Peters Hof sein konnte. Sie nahmen sich nicht einmal die Zeit, den Feldweg zu nehmen, sondern stolperten quer über die Felder auf den Feuerschei zu. Unterwegs begegneten sie dem einäugigen Boleslaw. Sie wichen ihm scheu aus.

Peter war wieder zu Bewußtsein gekommen und hockte neben seiner Frau auf der Erde. Julke hatte sich in eine gerettete Decke gehüllt und eine andere über ihn gebreitet. Nun blickte er aus entzündeten Augen auf die absterbende Flamme. Julke hatte sich an ihn geschmiegt und weinte still in sich hinein. Freitag trat zu den beiden und forderte sie auf, mit ins Försterhaus zu kommen. Aber Julke schüttelte traurig den Kopf.

Der Wind blies die glühende Asche auseinander. Ab und zu züngelten noch Flammen auf, erstarben aber wieder. Der feurige Drache hatte keine Nahrung mehr. Tiefe Dunkelheit breitete sich über die Brandstätte. Nur wo einmal die mit Roggengarben gefüllte Scheune gestanden hatte, war ein schwarzer Berg geblieben, aus dem noch schwarze Rauchwolken entwichen.

Als der Morgen graute, erhoben sich Julke und Peter. Schweigend betrachteten sie, was von ihrem Hof übriggeblieben war. In der Asche lagen ein paar geschwärzte Ziegelsteine, die Reste des eingestürzten Schornsteins. Ringsherum waren halbverkohlte Balken und Bretter verstreut. Julke bückte sich und ließ die noch warme Asche durch die Finger gleiten. "Erwins Hof", flüsterte sie. "Pschakreff, Wazeck!" stieß Peter durch die Zähne. Das waren die ersten Worte, die er wieder über die Lippen brachte.

Peter lag viel Wochen zu Bett. Julke kühlte seine Brandwunden mit Leinöl und war unermüdetlich auf den Beinen. Die Förstersleute hatten für die Familie eine Kammer frei gemacht.

In Senftenberg

Die Kartoffelernte war vorüber. Den reichlichen Ertrag verkaufte der Förster auf dem Markt und drückte den Erlös Julke in die Hand. Die zwei Morgen Acker kaufte er ihnen für wenig Geld ab.

Als der erste Schnee fiel, brachte Freitags Knecht die Familie mit Pferd und Wagen nach Schildberg. In der Vorstadt hatte Julke ein kleines Zimmer gemietet. In einer Ecke war, in einem Bretterrahmen, Stroh aufgeschüttet, das gemeinsame Lager der Familie. Seltsamerweise schlief Theophil jetzt ruhig, auch ohne Wiege. Ein Brett, über zwei Böcke genagelt, bildete den Tisch. Ein paar Latten auf Holzklötzen dienten als Sitzgelegenheit; das war die ganze Einrichtung.

Im Frühjahr steckte Peter fast die Hälfte des Geldes aus dem Erlös der Kartoffeln und der zwei Morgen Acker in die Tasche und fuhr nach Senftenberg, um Arbeit in einer Kohlegrube anzunehmen, die ihm ein Nachbar besorgt hatte. Er versprach, Julke jede Woche den größten Teil seines Lohnes zu schicken. Später vergaß er jedoch sein Versprechen, und manche Woche wartete Julke vergeblich auf den Geldbriefträger. Ab und zu kam er aber doch, dann war die Freude groß, und Julke lobte vor den Kindern den treusorgenden Vater.

Martha war in Doruchow bei dem Bauern zurückgeblieben. Sie hatte bitterlich geweint und darüber geklagt, daß die Bäuerin sie prügele. Sie bat die Mutter mit tränenerstickter Stimme, sie doch mitzunehmen. "Ich esse ja so wenig und mache für dich alle Arbeiten!" – "Nimm das arme Kind mit, Peter," hatte Julke gesagt, "wo vier Kinder satt zu essen haben, wird auch das fünfte satt."

Aber der Vater schimpfte: "Bleib, wo du bist, du ungeratene Blage, hast ein Dach überm Kopf und kannst dich satt essen, was fehlt dir denn noch? Und sei nicht so faul, dann wird dich die Bäuerin auch nicht schlagen."

Peter war in diesen Tagen wie ein gereizter Stier umhergelaufen. Julke mußte sich fügen, wollte sie nicht seinen Zorn erregen. Tage und Nächte hatte er mit einer Keule dem wilden Wazeck aufgelauert, er wollte ihn wie einen räudigen Hund

erschlagen. Glücklicherweise war es ihm nie gelungen, an den Grafen heranzukommen. Julkes einziger Gedanke war es, so schnell wie möglich fortzukommen. Jeder Tag konnte unsagbares Unglück bringen. Sie hatte Martha an die Brust gedrückt, ihr leise ins Ohr geflüstert: "Bleib noch ein paar Tage, mein kleines Mädchen. Wenn der Vater in die Fremde gefahren ist, hole ich dich heim." Martha hatte der Mutter vertraut und sich schließlich zufriedengegeben.

Kaum war Peter abgefahren, fuhr Julke nach Doruchow, ihre Tochter zu holen. Martha schlich verschüchtert zur Mutter. Um ihren Kopf war ein schmutziges Tuch gewickelt. Julke sah fragend auf die Bäuerin. Die zuckte mit den Schultern, sagte leichthin: "Hat ein paar Grinde auf dem Kopf, – hab schon eine Plage mit ihr." Julke nahm ihre Tochter wortlos bei der Hand und brachte sie heim. Hier lüftete sie den Verband und schlug entsetzt die Hände zusammen. Der Kopf des Kindes war voller eitriger Geschwüre. In den verklebten Haaren wimmelte es von Läusen. An ein Auskämmen war nicht zu denken. Julke griff zur Schere und schnitt dem Mädels die verfilzten Haare dicht am Kopf ab. Dann holte sie einen halben Liter Brennspiritus, rieb damit den Kopf ein und verband ihn mit einem sauberen Tuch. Martha schrie jämmerlich und wälzte sich vor Schmerzen. Zwölf Stunden später löste Julke wieder das Tuch. Die Läuse waren tot. Die Mutter holte teure Salbe aus der Apotheke und behandelte damit wochenlang Marthas Kopf. Martha schämte sich, kahlköpfig in die Schule zu gehen. Schelte und Dresche nützten nichts. Sie schwänzte die Schule. Schließlich mußte Julke einen halben Taler Strafe zahlen.

"Alle Untertanen des Kaisers müssen lesen und schreiben lernen", belehrte sie der Wachtmeister. Darauf nähte Julke für Martha eine Kappe.

Jetzt mußte Erwin aus dem Haus. Der Bengel war nicht satt zu kriegen. Jede Krume Brot, deren er habhaft werden konnte, verschlang er gierig. Nachdem er die verschlossene Kiste aufgebrochen und seinen Geschwistern das bißchen Brot gestohlen hatte, war Julkes Geduld zu Ende. Sie verdrosch ihn mit einem Strick und versprach ihm noch mehr Prügel, wenn er sich nicht mit dem zufriedengab, was sie ihm vorsetzte. Aber Erwin besserte sich nicht, er war nur vorsichtiger geworden. Stets lag er auf der Lauer und vertilgte alles, was er erwischen konnte. Selbst an den rohen Kartoffeln vergriff er sich. Da gab ihn die Mutter zu einem Bauern, für alle vorkommenden Arbeiten. Dort konnte er sich satt essen und arbeitete auch fleißig. Als sich die Mutter später nach ihm erkundigte, lobte ihn der Bauer sogar und versicherte ihr, daß er sehr zufrieden sei.

Der Sommer kam und verging. Ab und zu kam der Briefträger, brachte aber immer weniger Geld. Briefe schrieb Peter nicht, nur auf den Postabschnitten standen manchmal zwei oder drei Worte: "Bin gesund" oder "Bin wieder gesund", mehr

nicht. Einmal schrieb ihm Julke, daß sie in gesegnetem Zustand sei. Peter antwortete auf dem nächsten Abschnitt: "Bin wieder gesund."

Anfang Dezember kam Anna. Martha hatte eine Schwester. Dieses Ereignis wurde vierzehn Tage später dem Vater brieflich mitgeteilt. Postwendend schickte Peter zwei Taler, und auf dem Abschnitt standen diesmal vier Worte: "Bin immer noch gesund."

Am Heiligen Abend kam Peter unerwartet. Er reichte seiner Frau stumm die Hand, die Kinder beachtete er kaum. Dann legte er zwei Goldstücke auf den Tisch, ein kleines und ein großes. Das große steckte er aber gleich wieder und brummte: "Für die Rückreise."

Julke nahm das Zehnmarkstück. Dann holte sie aus dem Stroh ein Bündel und brachte es ihm. "Da schau, Peter, deine Tochter Anna." Peter fuhr mit der Hand über die Stirn: "Ach ja, stimmt, die Anna." Dann fragte er: "Wie alt ist eigentlich Erwin?" Julke zählte schnell an den Fingern ab und erwiderte: "Dreizehn war er eben erst." – "Noch zu jung zum Grubenjungen", stellte Peter fest.

Am dritten Feiertag war er schon wieder fort. Er wollte sich um eine Wohnung kümmern. Wenn er das Fahrgeld beisammen hatte, sollte Julke mit den Kindern nachkommen.



Im Frühjahr war es soweit.

Julke war unterwegs nach Senftenberg. Auch Erwin hatte sie mitgenommen. Die Kinder fuhren zum erstenmal mit der Eisenbahn. Anfangs hatten sie sich ängstlich neben die Mutter gehockt, aber bald klebten sie alle wie ein Bienenschwarm am Fenster und konnten sich nicht satt sehen an den wunderlichen Dingen, die draußen vorbeiflogen. Nur Erwin und Martha trugen zerschlissene Schuhe. Die anderen rieben sich ihre blaugefrorenen Füße. Anna steckte gut verpackt in einem Kissen, das die Mutter auf dem Schoß hielt. Mitleidige Reisende fütterten die Kinder mit Brot. Sie zankten sich um jede Krume. Endlich kam man in Senftenberg an. Peter war nicht auf dem Bahnhof. Ratlos warteten sie über eine Stunde im Wartesaal. Dann kam er. "Bin eben erst von der Schicht gekommen", begrüßte er sie.

Im zweiten Stock einer Mietskaserne hatte Peter eine Küche und zwei kleine Kammern gemietet. In der hinteren war aus rohen Brettern ein geräumiger Verschlag gezimmert, der frisches Stroh erhielt. In der vorderen Kammer, die nur durch die Küche zu erreichen war, stand ein wurmstichiges Holzbett mit einem frisch gestopften Strohsack. Um einen wackligen Tisch, dessen polierte Beine durch rohe Holzleisten verbunden waren, standen drei Stühle mit durchbrochenen

Sitzflächen. Von einem Marienbild abgesehen, das einsam über dem Bett an der Kalkwand hing, war das die ganze Einrichtung. Die Kinder bewunderten die Wohnung und fanden sogar den Holzverschlag in ihrer Kammer schön. Für die Küche hatte Peter ein Regal gezimmert. Im dritten Fach liefen zwei breite Bretter, die den Küchentisch ersetzen sollten, zur Kochmaschine. Eine umgestülpte Kiste diente als Sitzgelegenheit. Julke war zufrieden und lobte die Umsicht ihres Mannes. Peter arbeitete in einer Braunkohlengrube als Häuer; wechselschichtig, zwölf Stunden am Tag und zwölf Stunden in der Nacht. Wenn Vater Nachtschicht hatte, freuten sich die Kinder; denn dann durften abwechselnd zwei von ihnen bei der Mutter in dem schönen Bett schlafen. Für die Jüngste hatte der Vater schon längst eine Wiege gezimmert. Hilfreiche Nachbarn überließen Julke leihweise einiges Kochgeschirr.

Die Arbeiter in der Grube kämpften vergebens um den Achtsturentag. Peter kümmerte das wenig. Er konnte es nicht begreifen, daß man einem Arbeiter für acht Stunden den gleichen Lohn zahlen sollte. "Die sind alle verrückt, diese Faulenzer," sagte er zu Julke, "wollen bloß acht Stunden arbeiten und für zwölf Stunden Lohn haben. So was gibt es gar nicht und wird es niemals geben. Dumm genug, wer darüber ein Wort verliert." Julke regte sich auch auf: "Diese Narren, sollen Gott danken, daß sie zwölf Stunden arbeiten dürfen. Bei acht Stunden verdienen sie kaum das Brot, und wo bleibt alles andere? Aber das sind diese Gotteslästerer, die nicht in die Kirche gehen und andere aufhetzen. Gott wird sie strafen."

"Das sind die Sozialdemokraten", belehrte sie Peter und fügte hinzu: "Die möchten am liebsten den Kaiser fortjagen. Ich weine ihm keine Träne nach, aber was nützt das schon; nachher kommt ein anderer, und der ist womöglich noch schlimmer."

"Ja, Peter, hab auch schon von diesen Leuten gehört, die sollen mit den Teufel im Bunde sein. Der Pfarrer hat es von der Kanzel herab gesagt. Schlag ein Kreuz, wenn du an einem vorbei mußt."

Eines Tages brachte man Peter nach Hause. Ein Stollen war zusammengebrochen und hatte ihm die Brust leicht gequetscht. "Hab nicht aufgepaßt", entschuldigte er sich. "War schon kurz vor dem Schichtwechsel. Ich war so kaputt. Auf die Dauer hält das kein Mensch aus. Die Grube frißt einen auf. Acht Stunden wären gerade genug."

"Um Gottes Willen," entsetzte sich Julke, "bist du einer von den Sozialdemokraten?"

"Quatsch nicht so ein Blech, wo werde ich denn mit denen zusammengehen!" Sinnend fügte er hinzu: "Aber der Pfarrer könnte auch einmal von der Kanzel predigen, daß acht Stunden Grubenarbeit genug ist, schaden könnt's nicht."

Martha führte die Wirtschaft. Julke arbeitete schon ein halbes Jahr an der Brikettpresse. Sie schaufelte die Kohlen in die Loren. Dann brachte sie ein totes Kind zur Welt – und ging wieder arbeiten.

Kaum zwei Jahre waren nach dem Einzug in Senftenberg vergangen. In ihrer Wohnung standen immer noch dieselben Möbel. Nur ein paar Heiligenbilder hatte sich Julke noch angeschafft, und die Kinder hatten Schuhzeug an den Füßen. Erwin arbeitete als Grubenjunge. Sonst hatte sich nichts geändert.

Peter war zur Tagschicht gegangen. Julke kam von der Nachtschicht, entkleidete sich rasch und legte sich stöhnend zu den Kindern in das Bett, ohne von der Mehlsuppe zu essen, die Martha bereitgestellt hatte. Martha betrachtete besorgt die Mutter, zerrte die Kinder aus dem Bett und jagte sie in die Kammer. Mutter mußte das Bett für sich allein haben, das begriff Martha. Erwin kam von der Schicht, löffelte schweigend die Morgensuppe, schlich in die Kammer und warf sich angekleidet aufs Stroh. Martha schob den Riegel an der Kammertür vor, dann holte sie die Hebamme. Um die Mittagsstunde hielt diese einen schwachen Knaben im Arm. "Wird er am Leben bleiben?" flüsterte Julke. Die Hebamme schüttelte den Kopf. "Dann muß ich ihm vorher noch die Nottaufe spenden. Bringen Sie etwas Wasser, eine Schüssel." Die Hebamme hielt das Kind. Julke tauchte ihre Finger ins Wasser, benetzte den Kopf des Kindes und sagte: "Ich taufe dich im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes." – "Amen", sagte die Hebamme. Julkes Gesicht klärte sich auf. "Nun braucht es nicht bis zum Jüngsten Tag in der Finsternis zu warten, wenn es stirbt."

Es starb. Schon drei Stunden später trug man es fort.

Peter lehnte erschöpft an der Grubenkarre, mit den Händen auf die Kohlenhacke gestützt. Kalter Schweiß stand auf seiner Stirn. Der Steiger schoß wie ein geölter Blitz auf ihn los. Er schrie: "Willst du dich gleich bewegen, du fauler Polack?!"

Peter hob die Hacke, stieß ihm den Schaft gegen die Brust. Der Steiger kippte um wie ein gefällter Baum. Peter warf sich keuchend in den leeren Karren, hakte diesen in die laufende Kette und ließ ihn zum Sammelplatz rollen. Zwei Stunden später stolperte er mit den Entlassungspapieren nach Hause.

Auf der Treppe begegnete ihm ein Mann in schwarzer Kleidung, der einen kleinen Sarg auf der Schulter trug. Peter drückte sich an das Treppengeländer und ließ ihn schweigend vorbei.

Kubiak

In der Schenke in Laski ging es hoch her. Hedwigs Sohn hatte irgendwie ein paar Taler in die Hände bekommen. Nun spielte er den großen Spender und prahlte mit seinen kläglichen Heldentaten. Er kippte eine halbe Flasche Schnaps herunter, sah herausfordernd um sich und schrie: "He, Männer, wer macht mir das nach?"

Der Wirt höhnte: "Du Muttersöhnchen, willst's wohl dem *roten Teufel* nachmachen? Gib acht, daß du dir nicht die Hosen vollmachst."

Hedwigs Sohn lallte: "Ach der! Wer hat ihn kleingekriegt? Ich, Leute, ich war es. Seine dreißig Taler hab ich versoffen. Wie ein geprügelter Hund mußte er aus Laski ziehen."

In der Schenke trat Totenstille ein. Mit offenem Mund wandten sich alle dem Säufer zu. Ein junger Mann schlich zur Tür und verschwand schnell in der Dunkelheit. Eilig lief er zu Kubiak. Inzwischen schielte dessen Stiefsohn auf die Männer, die vor ihm vor wie einem Aussätzigen zurückwichen. Jetzt wurde er etwas nüchtern und stotterte verlegen: "Ich hab nur Spaß gemacht, Männer. Die dreißig Taler hat Peter wohl selber versoffen." Aber jeder sah es ihm an, daß er jetzt die Unwahrheit sprach. Niemand glaubte seinen Worten. Er versuchte zu lachen, aber die ersten Laute erstarben ihm auf den Lippen.

Kubiak stand in der Tür. Der Wirt stützte sich mit dem Ellenbogen auf den Schanktisch und blickte gespannt einmal auf Kubiak und einmal auf dessen Stiefsohn. Es war ganz still geworden. Kubiaks Blicke wanderten von Tisch zu Tisch und blieben schließlich auf dem aufgeschwemmten Gesicht des Säufers haften. Mit hängenden Armen, wie ein schwerkranker Mann, schob er sich heran, packte ihn am Rockkragen und zerrte den sich Sträubenden wortlos aus der Schenke. Auf der Straße knickten dem Stiefsohn die Knie ein. Kubiak stieß ihm aufmunternd die Faust in die Rippen und trieb ihn vorwärts. Auf seinem Hof angekommen, öffnete er die Tür zur Stube und gab ihm einen kräftigen Stoß. Bevor er auf dem Fußboden landete, riß er noch den Tisch um.

Der Tumult lockte Hedwig herbei. Verständnislos blickte sie auf ihren Sohn.

Kubiak ging zur Tür, drehte den Schlüssel um, steckte ich in die Tasche und sagte: "So, ihr meineidiges Gesindel. Jetzt hab ich euch schön beisammen." Dann zerrte er den Betrunknen hoch, drückte ihn mit dem Rücken an die Wand und erinnerte ihn: "Du hast zuerst das Maul aufgerissen, drum sollst du auch zuerst weiterreden." Er hielt ihm die geballte Faust ins Gesicht: "Hast die dreißig Taler versoffen?" Der andere schüttelte den Kopf. Die Faust fuhr ihm ins Gesicht, sodaß er zusammensackte. Kubiak riß ihn hoch und wiederholte: "Hast die dreißig Taler versoffen?"

Sein Stiefsohn spuckte Blut und blickte flehend auf die Mutter. Dann schüttelte er schwach den Kopf. In diesem Augenblick zertrümmerte Kubiaks Faust sein Nasenbein. Der Körper knickte wie leblos zusammen. Kubiak wollte noch einmal zuschlagen, besann sich aber.

Seine Worte klangen freundlich, als er zu Hedwig sagte: "Dein Sohn muß sich etwas erholen, jetzt kann er noch nicht reden. Willst du nicht ein bißchen für ihn sprechen? – Hat er die dreißig Taler versoffen? Sag schon; denn sonst muß ich ihn nachher wieder schlagen!" Hedwig saß die Angst in allen Gliedern. Sie bebte am ganzen Körper. Kubiak sah es. Er spreizte zwei Finger gegen die Decke und sagte ernst: "Schau, Hedwig, ich schwöre vor Gott, daß ich dich nachher nicht einmal mit den Fingern anrühren werde." Dann fügte er überzeugend hinzu: "Kubiak schwört nicht falsch, Kubiak leistet keinen Meineid. – Sprich nun, sonst muß ich wieder deinen Sohn fragen."

Hedwig gab sich einen Ruck: "Ja, ich – ich gab sie ihm", und rasch erinnerte sie ihn: "Du hast geschworen – tu mir nichts!"

Kubiak wankte. Er zitterte. Seine Augen irrten unruhig umher. Dann brach er in schallendes Gelächter aus. Hedwig drückte sich mit dem Rücken gegen den Kamin, beide Arme weit ausgebreitet. Ihr Sohn war aufgewacht und lehnte stöhnend an der Wand. Jetzt kicherte Kubiak. Hedwig starrte ihn an. War es Irrsinn, oder war es Freude? Sie wußte es nicht. Immer noch kichernd, ging Kubiak zur Tür, steckte den Schlüssel ins Schloß und öffnete langsam. Im Türrahmen drehte er sich um, flüsterte geheimnisvoll: "Wart noch ein bißchen, Hedwig, du sollst die meineidige Hand nicht mehr länger mit dir herumschleppen. Ich hacke sie dir ab. Warte nur noch ein wenig. Ich hole bloß die Axt." Und als Hedwig abwehrend die Hände ausstreckte, fügte er hinzu: "Hab keine Angst, mit meinen Fingern berühre ich dich nicht. Ich hab ja geschworen; Kubiak schwört nicht falsch." Dann ging er hinaus und verschloß wieder sorgsam die Tür.

Hedwig lief zu ihrem Sohn, rüttelte ihn und schrie: "Komm rasch, er schlägt uns beide tot!" Aber der hockte zusammengekauert in der Ecke.

An der Tür entstand ein Geräusch. Der Griff bewegte sich. Hedwig stürzte zum Fenster, riß es auf, zwängte sich mühsam hindurch und verschwand.

In der Tür stand Kubiak und blickte suchend ins Zimmer. In der Hand schwang er eine große Axt. Als er das offene Fenster bemerkte, brummte er ärgerlich: "So ein dummes Aas. Hätte ihr gern die Meineidshand abgehackt." Mit einem Fluch warf er die Axt hinaus. Als sie auf den Hof polterte, zuckte er zusammen, strich mit der Hand über die Stirn und atmete befreit auf. Sein Gesicht glättete sich. Nun packte er den Stiefsohn und schleifte ihn aus dem Haus. Auf dem Hof stellte er ihn auf die Füße. Er schimpfte: "Steh auf, du Pschakreff, du!" Die frische Luft tat dem Stiefsohn gut. Kubiak stieß ihn vom Hof und schob ihn vor sich her zum Dorf hinaus. Hinter dem letzten Bauernhaus blieb er stehen und zischte ihm ins Gesicht: "Du Lerge, du Schwein; wenn dich meine Augen jemals wieder hier erblicken, schlage ich dich tot." Dann stieß er ihn zum Abschied kräftig vor die Brust.

Kubiak wischte sich den Schweiß von der Stirn. Hochaufgerichtet ging er auf seinen Hof zurück. Im Strohsack seines Bettes lag ein Beutel mit Gold- und Silberstücken. Er zählte dreißig Taler in seine Tasche. Dann verschloß er die Wohnung und ging in die Schenke. Dort warf er das Geld auf den Schanktisch und sagte: "Sauft, Leute, bis die dreißig Taler alle sind."

Aber niemand rührte das Geld an.

Kubiak wartet eine Weile, dann nahm er das Geld und warf es aus dem Fenster.

Der Wirt schüttelte den Kopf und flüsterte seinen Gästen zu: "Er hat den Verstand verloren. Er will das Teufelsgeld loswerden, dabei hat's der Stiefsohn schon längst versoffen."

Kubiak verlangte jetzt eine Flasche *Alten Affen*. Der Wirt stellte sie schweigend auf den Tisch. Kubiak schluckte hastig. Er war ein sehr sparsamer Mann, ein ordentlicher Bauer. Nur selten hatte man ihn in der Schenke gesehen. Dann hatte er höchstens ein Achtel Kornschnaps getrunken und war wieder heimgegangen. Noch nie schien ihn jemand betrunken gesehen. Jetzt sahen sie zu, wie er den Fünfundsechzigprozentigen ohne Pause in seine Kehle laufen ließ, so wie es nur geübte Trinker taten. Ein Bauer nahm ihm die Flasche ab: "Trink nicht so hastig das scharfe Zeug, du holst dir den Tod." Dann legte er ihm freundschaftlich die Hand auf die Schulter und tröstete ihn: "Du bist ein ordentlicher Bauer, Kubiak. Wir alle wissen es. Du bist frei von dieser Schuld. Niemand wird dich verachten. Nimm es dir nicht so sehr zu Herzen."

Kubiak sah den Sprecher dankbar an. Als auch die andern ihm zunickten, hellten sich seine Züge auf. Er schob ihnen die Flasche hin und sagte: "Dann trinkt auf mein Wohl." Die Männer griffen sofort zu. Kubiak suchte in seinen Taschen nach Geld, und als er nichts finden konnte, bat er den Wirt, bis zum nächsten Tag zu warten. Inzwischen waren mehrere Männer aus der Schenke gelaufen, hatten Laternen geholt und die weggeworfenen Silberstücke wieder eingesammelt. Als

Kubiak gehen wollte, drückten sie ihm das Geld in die Hand. "Steck's ein, Kubiak", sagten sie. "Das ist ein ehrliches Geld."

Dieses Erlebnis hatte ihn etwas aufgerichtet. Er freute sich, daß man ihn nicht verachtete. Als er aber allein in seiner Stube war, überkam ihn wieder der ganze Jammer der letzten Stunden.

Am anderen Morgen ließ er bekanntmachen, daß er seinen gesamten Viehbestand bis auf ein Pferd verkaufen wolle. Alles Zureden half nichts. Er bestand darauf. Und als sich die Bauern weigerten, ihm das Vieh abzukaufen, ließ er einen Viehhändler kommen und überließ ihm alles für wenig Geld.

Drei Tage darauf fuhr er mit dem Pferd, das ihm geblieben war, in die Stadt. Dort hatte er mit dem Anwalt, den er noch von dem Pferdeprozeß her kannte, eine längere Unterredung. Kurz vor Mitternacht kehrte er sinnlos betrunken heim. Er lag hinten auf dem Wagen. Das Pferd hatte den Weg allein nach Haus gefunden. Nun hielt es schnaubend und ungeduldig wiehernd vor dem Hoftor. Nachbarn weckten den Betrunkenen und führten Pferd und Wagen auf den Hof. Als sie ihm auch das Pferd abschrillen und versorgen wollten, jagte er sie lästerlich fluchend davon.

Mühsam stieg er vom Wagen, verschloß zuerst das Hoftor und spannte dann aus. Dabei klopfte er den Hals des Pferdes und lobte es: "Bist ein braves Tierchen, Schkapa, wart, gleich kriegst du einen ganzen Scheffel Hafer." Er mußte sich am Pferd festhalten, um nicht zu stürzen. Nachdem er seiner Schkapa den versprochenen Hafer in die Krippe geschüttet hatte, suchte er den Futterreimer und ging zum Ziehbrunnen nach Wasser.

Hedwig hatte schon die dritte Nacht in einem Strohschober außerhalb des Dorfes zugebracht. Sie hatte heimlich einige Bauern aufgesucht und um Essen gebeten, aber man hatte ihr die Tür gewiesen. Als Kubiak in der Stadt war, hatte sie es auch im Nachbardorf versucht, aber auch hier war inzwischen bekanntgeworden, welche Schuld sie auf ihr Gewissen geladen hatte. Nein, mit einer Meineidigen wollte man nichts zu tun haben. "Wir wollen den Zorn Gottes nicht auf uns laden, geht aus unserem Dorf", hatten die Bauern gesagt. Bald versammelten sich die Kinder um sie und bestaunten sie wie ein Weltwunder. Sie trieben ihren Spott mit ihr und riefen: "He, Meineidige, du hast Hörner auf dem Kopf! He, du hinkst ja; an deinen Füßen sind Pferdehufe!" Andere schrien: "Geh in die Hölle, Hedwig, der Teufel wartet schon auf dich!" Ein Junge steckte ihr eine Weidenrute hinter die Schürzenbänder und spottete: "Wackel mal mit dem Schwanz, Meineidige, vielleicht schickt dir der Schwarze ein Hexengespann, da brauchst nicht zu laufen." – "Oder einen Besen," schrie ein anderer, "da kannst drauf reiten." Manche warfen sogar mit Steinen und Erdklumpen nach ihr. Sie hielt die Hände vors Gesicht und

schleppte sich mühsam aus dem Dorf; aber die Kinder liefen wie eine Meute hinterher und wollten nicht von ihr ablassen. Ihr Haar, in dem Dreckbatzen klebten, hing ihr in langen Strähnen vom Kopf; ihre Kleider waren verschmutzt und zerrissen. Als sie schließlich ein großer Erdklumpen ins Gesicht traf, jagte sie weinend davon.

Hedwig lief um ihr Leben. Erst als sie weit hinter dem Dorf erschöpft zusammengebrochen war, ließ der Kinderhaufe von ihr ab und kehrte ins Dorf zurück. Nun erzählten sie den Eltern, wie sie der Meineidigen zugesetzt hätten. Die Väter und Mütter hörten sich die Prahlereien ihrer Kinder nicht ohne Grausen an, aber ermunterten sie dennoch: "Jagt die Meineidige zum Dorf hinaus, wenn sie sich noch einmal sehen läßt. Die Hand müßte man ihr abhacken."

Hedwig raffte sich wieder auf und wartete, im Wald versteckt, bis es dunkel wurde. Dann schlich sie sich ins nächste Dorf. An einem abseits gelegenen Bauernhaus klopfte sie an und bat um ein Stück Brot. Mitleidig ließ sie die Bäuerin in die helle Stube, wo die Familie gerade beim Abendbrot saß.

Aber kaum war sie eingetreten, hatte der Bauer sie schon erkannt. Wütend sprang er auf und schrie sie an: "Du wagst dich in mein christliches Haus, du Gottverlassene? Geh zum Pfarrer nach Laski und bekenne deine Schuld, vielleicht wird er dir Absolution erteilen. Dann kannst du wieder mein Haus betreten. Aber sieh dich vor, die Pickelhaube sucht dich schon, sie will dich der irdischen Gerechtigkeit überliefern."

Hedwig schleppte sich nach Laski. Als sie das Tor verschlossen fand, ging sie um den Hof herum und stieg über den niedrigen Gartenzaun. Vor dem Ziehbrunnen blieb sie stehen, zerrte den Eimer, der an einer langen Kette hing, nach unten, um ein wenig Wasser zu schöpfen. Vielleicht hatten ihre Kräfte nicht mehr ausgereicht, um den vollen Eimer wieder heraufzuziehen. Vielleicht hatte sie sich allzu tief über den Rand geneigt und war hineingefallen. Aber es war auch möglich, daß sie in ihrer Verzweiflung den Tod gesucht hatte. Niemand könnte es sagen. –

Der Brunnen war sehr tief, wohl an zehn Meter. Aber das Wasser reichte ihr nur an die Brust. Der Schacht war sehr eng, kaum daß zwei Männer nebeneinander stehen konnten. Hedwig ragte mit dem Kopf über das Wasser; sie mußte wohl mit den Beinen zuerst hineingefallen sein.

Kubiak wunderte sich ein wenig darüber, daß der Eimer tief im Brunnen steckte. Er faßte nach der Kette und zerrte daran. Aber der Eimer saß fest. "Pschakreff", lallte er böse und zerrte heftiger. Plötzlich hielt er inne und horchte. Aus der Tiefe kam ein Stöhnen, und die Kette bewegte sich. So betrunken Kubiak auch war, das ernüchterte ihn. Erschrocken trat er vom Brunnen zurück und bekreuzigte sich

dreimal. Da hörte er ein klägliches Wimmern aus der Tiefe. "Ich kann nicht sterben, holt mich hier raus. Um der Barmherzigkeit Gottes, helft mir!"

Kubiak erkannte die Stimme seiner Frau. Augenblicklich war die Angst gewichen, aber aller Kummer der letzten Tage überwältigte ihn von neuem. Er beugte sich über den Brunnenrand und fragte höhnisch: "Will dich denn der Teufel nicht haben, he? Wo du ihm schon so weit entgegengekommen bist?"

"Um Christi willen," jammerte Hedwig, "rette ich, ich kann ohne die Sakramente nicht sterben."

Kubiak wurde böse. Er lallte: "Nimm – nimm den Namen Gottes nicht – nicht – in deinen verfluchten Mund."

"Habt Erbarmen", jammerte Hedwig.

Kubiak überlegte. Dann neigte er sich noch tiefer über den Brunnen und flüsterte: "Geht nicht, Hedwig, geht wirklich nicht. Ich darf dich ja nicht anfassen. Ich hab ja geschworen, hörst du? Ich hab geschworen, und Kubiak schwört nicht falsch, hörst du, Kubiak schwört nicht falsch." Plötzlich richtete er sich auf, lachte, klatschte in die Hände und kicherte vor sich hin, genauso wie damals in der Stube, als er ihr die Hand abhacken wollte. Dann neigte er sich wieder über den Brunnen. "Geht nicht, Hedwig, geht nicht. Du hast doch die meineidige Hand. Ich wollte sie dir abhacken – abhacken, aber du bist davongelaufen. Siehst du? Und ich hab geschworen, ich berühre dich nicht, nicht mit einem Finger." Kubiak holte Atem. Dann sprach er weiter: "Ich hätt dir bloß die Axt auf die meineidige Hand geschlagen, weiter nichts. Meine Hand hätte dich nicht berührt." Er achtete nicht auf ihr Gejammer. Er nahm den leeren Eimer wieder an sich und torkelte in den Stall zurück. Hier zeigte er den leeren Eimer seinem Pferd. "Siehst du, Schkapa, hab kein Wasser für dich, und du hast Durst." Er legte beide Arme um den Hals des Pferdes und flüsterte ihm ins Ohr: "Sie sitzt im Brunnen, hörst du, sitzt im Brunnen und hält die Kette fest." Nach einer Weile hob er den Eimer wieder auf und sagte: "Wart noch ein bisschen, ich hol dir Wasser."

Kubiak torkelte zum Tor hinaus auf die Straße und rüttelte am Tor des Nachbarn. Als ihm niemand öffnete, ging er zum Tor hinaus und füllte den Eimer in einem Graben. Dann schwankte er zurück. Auf der Dorfstraße stolperte er, fiel lang hin und verschüttete das Wasser. Wieder lief er zum Graben, rutschte auf dem schlüpfrigen Abhang aus, kollerte ins Wasser, fluchte, rappelte sich wieder auf und füllte den Eimer von neuem. Jetzt glückte es ihm, wohlbehalten den Stall zu erreichen. Gierig schlürfte das Pferd das Wasser. Kubiak sah ihm zu und freute sich: "Siehst du, Schkapa, der Kubiak kümmert sich um seine Tiere."

Es muß wohl schon zwei Uhr nachts gewesen sein, als er sich ins Bett legte. Das Tor zur Straße hatte er weit offengelassen. Auch der Pferdestall war unverschlossen.

Um die Mitagsstunde des nächsten Tages schlief Kubiak immer noch. Vor dem Hoftor hatte sich eine Menge Menschen versammelt. Aus dem offenen Stall hörten sie Kettenklirren und das unruhige Schnauben des Pferdes. Es hatte Hunger und Durst. "Der alte Kubiak wird noch betrunken im Bett liegen", sagte ein Bauer und ging in den Stall. Er stieg auf den Boden, holte Heu und warf es dem Pferd vor. Dann nahm er den Eimer und ging zum Brunnen. Als er sich über den Rand neigte, ließ er erschrocken den Eimer fallen. Dann winkte er schweigend den anderen. Wenige Minuten später war auf dem Hof das halbe Dorf versammelt. Man holte die langen Stangen mit den Eisenhaken, die auf jedem Hof bereitgehalten wurden, um sie bei Feuer zur Hand zu haben, und zerrte damit die Hedwig mühsam aus dem Brunnen.

Als die Leiche auf dem Hof lag, trat Kubiak verschlafen aus dem Haus, fuhr sich mit der Hand über die Stirn und schüttelte verständnislos seinen Kopf. Er konnte es nicht begreifen, was mit der Hedwig geschehen war. Nur undeutlich erinnerte er sich an die letzte Nacht.

Es war sehr wichtig, festzustellen, ob ein Unglück oder Selbstmord vorlag. Nicht wegen der Polizei. Wer kümmerte sich hier schon darum, wie einer starb. Die Polizei hatte andere Sorgen. Aber man mußte doch wissen, wie man eine solche Leiche beerdigen sollte. Die Selbstmörder begrub man in ungeweihter Erde. Zwar auch auf dem Friedhof, aber dicht am Zaun. Die Seele eines Selbstmörders gehört ohne Zweifel dem Teufel. Niemand konnte sie ihm entreißen.

Der Pfarrer erklärte sich zwar bereit, auch für diese Tote eine Messe zu lesen, wußte aber nicht mit Bestimmtheit, ob sie helfen würde. Man sollte es immerhin versuchen. Möglich, daß es der armen Seele Erleichterung verschaffte.

Kubiak bestellte und bezahlte drei heilige Messen für die Seele seiner verstorbenen Frau.

Nach der Beerdigung schüttete man den Brunnen zu und besprengte die Stelle mit geweihtem Wasser.

Kubiak verkaufte den Bauern für wenig Geld acht Morgen gutes Land. Einen Teil des Geldes brachte er ebenfalls seinem Anwalt in der Stadt. Wieder kam er sinnlos betrunken heim. Nachdem er das Pferd in den Stall gebracht hatte, ging er noch in die Dorfschenke. Man hatte ihn in den letzten Tagen kaum nüchtern gesehen, selbst am frühen Morgen torkelte er schon durch das Dorf. In der Schenke wurde er am Abend freudig begrüßt, denn er hatte sich zu einem noblen Spender entwickelt. Man sagte, der Schenkwirt heimse den größten Teil seiner Wirtschaft ein. Oft hatte Kubiak in einem Graben übernachtet, weil er nicht mehr die Kraft fand, das Bett aufzusuchen.

An diesem Abend torkelte er schwerbetrunken heim, niemand kümmerte sich um ihn. Die anderen waren froh, daß sie ihr Bett fanden. Kubiak stolperte über den dunklen Hof. Sein Pferd hatte er hungrig und durstig in den Stall gesperrt, als er aus der Stadt gekommen war. Es hörte ihn heimkommen und mahnte ihn, ungeduldig wiehernd, an seine Pflicht. Kubiak besann sich, stolperte in den Stall, schüttete einen halben Sack Hafer in die Krippe, wobei er einen Teil in den Mist verstreute. Dann suchte er im Dunkeln den Eimer, fand ihn und ging zum Brunnen. Hier versank er etwas in den frisch aufgeschütteten Boden, stolperte und schlug lang hin. Der Eimer polterte auf die Erde. Kubiak blieb regungslos liegen. Nach einer Weile faßte er nach dem Eimer, richtete sich mühsam wieder auf und torkelte auf die Wiese, um Wasser zu holen. Als er auf dem Abhang des Grabens stand, rutschte er aus und fiel auf den Rücken. Sein Kopf schlug auf den Boden. Kubiak rollte in den Graben.

Am anderen Morgen fanden die Dorfbewohner den Ertrunkenen im seichten Wasser des Grabens. Man begrub ihn in geweihter Erde. Der Sarg wurde vor dem Altar in der Kirche aufgestellt. Alle Dorfbewohner, ob groß oder klein, hörten die Totenmesse. Der Pfarrer begleitete den Toten bis zum Grab. Dem Sarg voranschreitend, trug der Kirchendiener, von zwei Ministranten begleitet, an einer langen Stange den gekreuzigten Heiland. Der Pfarrer hielt eine lange Grabpredigt. Er sprach von dem sündhaften Geld, das dieses Unglück verschuldet habe. "Was nützt es euch," rief er beschwörend, "wenn ihr die ganze Welt gewönnet und nähmet doch Schaden an eurer Seele. – Verflucht sei der Mensch, der nur das Geld liebt." Er hatte sich in Zorn geredet. Einen Augenblick hielt er inne und fuhr dann fort: "Eher kommt ein Kamel durchs Nadelöhr, als ein Reicher in den Himmel. Selig sind die Armen. Teilt euren Reichtum mit den Armen, mit der – "

Der alte Herr brach erschöpft ab, hustete und besprengte dann den Sarg in der Grube mit Weihwasser. "Friede seiner Seele", murmelte er.

"So eine herrliche Grabrede hat er schon lange nicht mehr gehalten", flüsterten sich die Menschen beim Verlassen des Friedhofes zu, und manch einer dachte wohl an die wenigen Taler in seinem Strohsack. – Nahezu zweihundert Taler hatte Kubiak noch in seinen Taschen gehabt. Mit diesem Geld wurde der Pfarrer gut bezahlt.

Kinderzeit in Garki (1)

Zum erstenmal hatte eine Geburt Julke aufs Krankenlager geworfen. Die schwere Arbeit in der Brikettfabrik trug wohl die Schuld daran. Mehrere Wochen mußte sie im Bett bleiben. Peter war arbeitslos. Der einzige Verdiener war Erwin. Aber was brachte der Junge schon nach Hause. Kaum, daß man ihn davon satt machen konnte. Martha durfte ein halbes Jahr früher die Schule verlassen. Sie wäre wohl als Dienstmädchen bei irgendeiner Herrschaft untergekommen, aber wer sollte sich dann um die Mutter und die anderen Kinder kümmern. Peter lief wie ein geprügelter Hund von Fabrik zu Fabrik und versuchte auch, wieder als Kumpel Arbeit zu finden, aber man wies ihn ab. Seine Entlassungspapiere waren nicht in Ordnung. Eine unbändige Wut packte ihn. Als ihn ein Schreiber in einer Ziegelei, wo er sich um eine Anstellung bewarb, abgewiesen hatte, war er nahe daran gewesen, ihm ins Gesicht zu schlagen. Glücklicherweise war ihm noch rechtzeitig die Erkenntnis gekommen, daß dieser Mensch nichts dafür konnte und selber nur ein willenloses Werkzeug seines Herrn war. Peter ging in eine Arbeiterversammlung. Was diese Leute für einen Unsinn zusammenquatschen, dachte er. Er wußte nicht einmal, was "Kapitalist" bedeutet, geschweige denn all die anderen Redensarten, mit denen die Leute vorn am Tisch nur so um sich warfen. Er war doch in die Schule gegangen und hatte nie so was gelernt. Als schließlich vom Achtstundentag gesprochen wurde, spitzte er die Ohren. Aber leider konnte er jetzt nichts mehr verstehen, weil alle durcheinander schrien und jeder es besser wissen wollte.

Als mehrere auf einmal "Streik!" schrien, sprang Peter von seinem Stuhl auf und schrie auch dazwischen: "Jawohl Leute, das ist das Richtige, – streiken, sofort streiken! Ich streike auch schon. Bin seit fünf Wochen arbeitslos."

Ein Herr zog ihn am Rock auf seinen Stuhl zurück und zischte ihn an: "Halt bloß dein Maul, du Polack." Der Mann büßte ein paar Zähne ein.

Ein Tumult brach los. Stühle wurden geschwungen. Einer drosch auf den anderen ein, und keiner wußte mehr, wer sein Feind war. In Peter erwachte die alte

Leidenschaft. Und als ihn ein Stuhlbein auf die Schulter traf, sagte er sein "Pschakreff!" und schlug wie ein Verrückter um sich. Dabei bevorzugte er die besser angezogenen Männer und warf manchen zum Fenster hinaus, nachdem er ihn niedergeschlagen hatte. Endlich wagte es keiner mehr, ihm entgegenzutreten. Mehrere Kumpel umringten ihn und riefen beifällig: "Denen hast du es aber gegeben, diesen Speichelleckern. Die Grubenherren schicken sie bloß her, um zu stänkern." Peter fühlte sich als Held.

Plötzlich fragte ihn ein Kumpel: "Bist du organisiert?" Peter versuchte das Wort nachzusprechen, brachte es aber nicht fertig und fragte zurück: "Was ist das?"

"Das ist ein Arbeiterverband, und jeder Arbeiter müßte drin sein. Dann würde es hier anders aussehen", sagte ein Kumpel mit verarbeiteten Händen und einem gelben, eingefallenen Gesicht. Peter zeigte ihm seine Fäuste: "Ich bin ein Arbeiter, weiter nichts."

"Dann gehörst du zu uns", riefen mehrere.

"Hab ich gesagt, daß ich woanders hingehöre?" fragte Peter. Man schob ihm eine Eintrittserklärung zu. Peter unterschrieb, und da er arbeitslos war, brauchte er nichts zu bezahlen. Er war bei den Sozialdemokraten gelandet und wußte es nicht. Die Kumpel kümmerten sich um Peter, und schon drei Tage später war er durch ihre Fürsprache auf der Kippe eines Abraumbetriebes untergekommen. Der Kolonnenführer war ein Landsmann aus dem Posenschen. Peter hatte einen Kameraden gefunden, mit dem er sich ausgezeichnet vertrug und aussprechen konnte. –

Wenn die Kumpel eine Versammlung hatten, stand Peter vor dem Eingang, zeigte jedem gutangezogenen Besucher seine Fäuste und ermahnte ihn, sich recht anständig zu verhalten; denn nur dann dürfe er wieder zur Tür hinaus. "Radaubröder" – diesen Ausdruck hatte er inzwischen schon gelernt – "fliegen alle zum Fenster raus", versicherte er ihnen unmißverständlich. Einmal wollten ihn zwei Pickelhauben festnehmen, aber im Nu waren sie von einer dichten Menschenmenge umringt, und die Gendarmen ließen wieder von ihm ab. Peter wunderte sich über die Kumpel, die sich nicht einmal vor zwei Gendarmen fürchteten.

Es wurde Winter. Peter arbeitete schon mehrere Wochen auf der Kippe. Er führte ein ordentliches Leben und trank nur ab und zu mal einen Schnaps, wenn er sich mit den Kumpeln in einer Schenke versammelte. Als er zum ersten Mal merkte, daß er zu den *Sozialdemokraten* gehörte, fühlte er sich betrogen und verraten und hatte mit den Kameraden eine heftige Auseinandersetzung. Er erinnerte sich an Julkes Worte, daß die Sozialdemokraten mit dem Teufel zu tun hätten. Mit sich selbst uneinig, fragte er schließlich seinen Landsmann, den Kolonnenführer, um

Rat. Dieser war, bevor er aus der Heimat auswanderte, ein begeisterter Anhänger der Kirche gewesen. Obwohl er jetzt nur noch selten zur Messe ging, blieb er seinem Glauben treu. Und da Peter ihn einmal in der Kirche getroffen hatte, schenkte er seinen Worten volles Vertrauen. Als er begriffen hatte, daß die Sozialdemokraten keine Kirchenhasser waren, atmete er erleichtert auf. Er nahm sich vor, seine Frau aufzuklären, aber Julke wollte von alledem nichts wissen. Peter ließ jedoch nicht locker. Und eines Tages gab Julke zu, daß die Sozialdemokraten vielleicht gar nicht so üble Menschen seien, aber man müsse vorsichtig sein; denn hier gehe es um das Seelenheil. Sie widersprach ihm nicht mehr, nahm sich aber im stillen vor, den Herrn Pfarrer zu fragen.

Bei der nächsten Beichte schüttete sie ihm ihr Herz aus. Der Pfarrer stellte zwar in Abrede, daß diese Leute mit dem Teufel zu tun hätten, riet ihr aber, sich von ihnen fernzuhalten; denn sie seien Hetzer und Aufwiegler und versuchten, die "gottgewollte Ordnung des Staates" zu untergraben. "Du sollst deinem Herrn untertan sein", schloß er seine Belehrung.

An diesem Tag kam Peter mit einer Abschlagszahlung heim. Julke überschüttete ihn mit Vorwürfen und erzählte, was ihr der Pfarrer gesagt hatte. Peter saß am Tisch und schlürfte schweigend die Abendsuppe, und je mehr Julke tobte, desto stärker schwollen ihm die Stirnadern an. Julke bemerkte es zu spät; denn sonst hätte sie bestimmt gleich den Mund gehalten. Peter hatte schon längst aufgehört zu essen. Er hielt die Schüssel fest umklammert und starrte böse seine Frau an, die ihm den Rücken gekehrt hatte, sich am Herd zu schaffen machte und aufgebracht weiterzankte. Als sie sich ihm schließlich wieder zuwandte, klebte ihr auch schon die Mehlsuppe im Gesicht. Peter schlug mit der Faust auf den Tisch und sagte "Pschakreff!" und lief hinaus. Er schlug die Tür so kräftig hinter sich zu, daß die Füllung herausbrach.

Die Kinder waren entsetzt in die Kammer geflüchtet, und als die Mutter die Augen wieder frei hatte, war sie allein. Spätabends kam Peter sinnlos betrunken heim und jagte alle aus der Wohnung.

Dies trug sich kurz nach meinem fünften Geburtstag zu und blieb als erste Kindheitserinnerung in mir haften.

Mein Vater zerschlug an diesem Tag die ganze Wohnungseinrichtung und warf sich schließlich auf das Stroh in der Kammer, wo er seinen Rausch ausschließ. Als alles ruhig war, wagten wir uns wieder nach und nach in die Wohnung. Am anderen Morgen ging mein Vater, wie gewöhnlich, zur Schicht, ohne nur einmal seinen Mund aufgemacht zu haben. Nun herrschte wieder Friede im Haus, Freilich, den größten Teil seiner Abschlagszahlung hatte er vertrunken, und die Möbel waren auch nicht besser geworden.

Wenige Tage später kam aus Ostrowo ein eingeschriebener Brief von Kubiaks Anwalt. Außer der Aufforderung, in einer wichtigen Angelegenheit dort hinzukommen, enthielt der Brief noch zwei ausgeschriebene Fahrkarten dritter Klasse. Meine Mutter besah sich den Brief von allen Seiten und schüttelte den Kopf. Sie wußte damit nichts anzufangen. Als der Vater von der Schicht kam, klärte er sie auf: "Wird was mit dem Pferdeprozeß zu tun haben, kannst ja hinfahren, wenn er Fahrkarten geschickt hat. Ich darf meine Arbeit nicht vernachlässigen, sonst schmeißen sie mich wieder auf die Straße. Es warten schon genug andere darauf, daß einer fliegt."

Tags darauf fuhr meine Mutter. Beim Abschied sagte Vater: "Guck dich dort gleich um, ob du eine Wirtschaft zu pachten kriegst, ich hab das Leben hier satt!" Meine Mutter fuhr vierter Klasse nach Ostrowo, denn sie schämte sich, dritter zu fahren. Vier Tage später war sie wieder zurück. Wir Kinder wußten alle, daß sie kein Geld hatte, und wunderten uns deshalb über all die schönen Sachen, die sie von der Reise mitbrachte. Aber sie schwieg sich aus, bis Vater von der Schicht kam. "Na, was tut sich dort?" begrüßte er sie mürrisch. Dann setzte er sich an den Tisch und sah die Mutter fragend an. Mutter setzte sich ihm gegenüber, und wir alle standen mit offenem Mund um den Tisch herum. Meine Mutter holte tief Atem und begann: "Die Hedwig hat – "

In diesem Augenblick schlug der Vater mit der Faust auf den Tisch und schrie: "Nenne mir diesen verfluchten Namen nicht!"

Aber Mutter fuhr unbeirrt fort: "Die Hedwig hat den Meineid eingestanden." Der Vater hob nur ein wenig den Kopf. Mutter erzählte dann alles, was sich in Laski zugetragen hatte. Als sie von Hedwigs Tod berichtete, schlug Vater schweigend ein Kreuz.

"Kubiak hat für dich eintausendfünfhundert Taler bei seinem Anwalt hinterlegt und für mich noch dreißig Taler dazu. Mein Geld habe ich mitbekommen, aber deins mußt du dir selber holen", schloß die Mutter, ohne sichtbare Freude, ihre Erzählung. Ich hörte das Wort "tausend" und begriff, daß es sehr viel Geld sein mußte.

Vater kündigte ordnungsgemäß seine Arbeit; aber bevor der Kontrakt abgelaufen war, bekam er eine doppelseitige Lungentzündung. Mehrere Wochen kämpfte er mit dem Tod, und ich kann mich heute noch erinnern, wie ihm eine Nachbarin löffelweise kaltes Wasser einflößte.

Nach seiner Genesung fuhr mein Vater nach Ostrowo und holte das Geld. Dann fuhr er nach Garki, nahe der schlesischen Grenze, vier Kilometer von dem Kreisstädtchen Adelnau entfernt. Hier erwarb er ein schönes, geräumiges

Häuschen aus roten Backsteinen mit Stall und Schuppen und vier Morgen Land und Wiese hinter dem Hof.



Nun saßen wir alle, außer Erwin und Martha, die in Senftenberg geblieben waren, im Wartesaal von Posen. Wir hockten auf den prallen Säcken mit Federbetten und bestaunten die vielen Menschen um uns herum. Die Mutter war neugierig und versuchte wiederholt den Vater über die neue Wirtschaft auszufragen. Aber er verriet nichts und sagte nur: "Wart, bis wir da sind. Dann wirst schon sehen."

Wir waren da. Mit Säcken und Bündeln beladen, stolperten wir über den Bahnübergang, die Dorfstraße hinunter. Das erste Haus, an dem wir vorüberkamen, war eine große Gastwirtschaft mit angebautem Tanzsaal. Dann kam ein schmaler Wiesenstreifen und dahinter wieder ein schönes Haus. Davor blieb mein Vater stehen, warf den Bettsack aufs Pflaster und stöhnte: "Wenn wir erst da wären; – wir haben noch eine halbe Stunde zu laufen." Auch Mutter warf ihren Bettsack auf die Erde, setzte sich erschöpft darauf, betrachtete wohlgefällig das schöne Haus und sagte: "Sieh dich nach einem Fuhrwerk um, Peter; denn so weit können wir mit der Last nicht laufen." Statt darauf einzugehen, deutete Vater auf das Haus und fragte: "Würde dir so ein Haus gefallen?"

"Dumme Frage! Dazu sind wir nicht reich genug, und wenn ich wirklich das Geld hätte, dann müßte dieses Haus nicht gerade hier stehen; denn ... " – und Mutters Augen wanderten hinüber zur Schenke.

Vater achtete jedoch nicht auf ihre Worte, warf seinen Bettsack wieder über die Schulter und ging, ohne sich umzusehen, auf das Haus zu. Wir sahen ihm sprachlos nach. Im Hoftor blieb er stehen, wandte sich halb um, winkte einladend und rief: "Na, wollt ihr nicht in unser Haus reinkommen?"

Meiner Mutter schoß das Blut ins Gesicht. Ihre Augen glitten über das Nachbarhaus, die Schenke. Sie begann bitterlich zu weinen. Ich wunderte mich sehr darüber; aber später verstand ich sie.

Tags darauf brachte ein Bauer meine Eltern in die nahe Stadt, und abends kehrten sie mit einer hochbeladenen Möbelfuhre heim. Wieder einen Tag später saßen wir alle um den Tisch in der geräumigen Küche, löffelten behaglich unsere Suppe und kamen uns furchtbar vornehm vor.

Da fragte die Mutter: "Wie willst du uns alle von den zwei Morgen Acker und den zwei Morgen Wiese satt machen, Peter? Willst du dich bei den Bauern für trockenes Brot schinden?"

Vater lachte: "Und an die zwei Blagen in Senftenberg denkst du wohl nicht? Lange genug haben sie unnütz mein Brot gegessen. Jetzt sollen sie für die Eltern auch etwas tun."

Mutter erwiderte: "Verlaß dich nur auf die Kinder, – die haben mit sich selbst zu tun."

Der Acker erwies sich als minderwertig; er lag sehr tief, der reine Sumpf. Man half sich, indem man tiefe Gräben zog, um die Beete trockenzulegen. Aber in den Gräben stand fast den ganzen Sommer über das Wasser, und die Kartoffeln verfaulten, bevor sie reif wurden. Im Winter dagegen hatten wir eine eigene, herrliche Eisbahn hinter dem Haus, genau vier Morgen groß. Sie brachte uns viel Prügel ein; denn wir konnten es nicht lassen, unsere Schuhe darauf zu verschleifen. Auch die Wiese war nichts wert, wie meine Eltern behaupteten, denn die Ziege wollte das saure Gras nicht fressen. Aber wir Knaben waren anderer Meinung. Dort blühten im Sommer die herrlichsten Sumpflumen. Wir patschten mit aufgekrempeelten Hosenbeinen im Wasser und jagten die zahlreichen Frösche, von den Blutegeln gar nicht zu reden, die sich ab und zu an unseren Beinen festsaugten und die wir mit einem Messer gewaltsam entfernen mußten.

Als meine Eltern die Möbel aus der Stadt holten, war ich mit meinem Bruder Paul auf Entdeckungsreise gegangen. Wir liefen die Dorfstraße entlang und bewunderten die großen Bauernhäuser zu beiden Seiten; aber auch manch eine armselige Hütte war dazwischengequetscht und sah so aus, als ob die großen Gehöfte sie erdrücken wollten. Wir waren mächtig stolz auf unser Haus und nahmen uns vor, mit den Kindern so armseliger Eltern nicht zu sprechen.

Unser Dorf hatte keinen Anfang und kein Ende. Zwischen grünen Wiesen, genau in der Mitte, stand eine Mühle, von der mehrere Wege, wie die Verstreungen eines Karussells, nach allen Seiten liefen; unwillkürlich erinnerte ich mich an ein Karussell, das ich einmal in Senftenberg gesehen hatte. Stundenlang hatte ich zugeschaut, wie sich die anderen Kinder auf Pferden, Wagen, ja sogar auf Löwen im Kreise drehten. Ich hatte damals die Mutter mit Tränen in den Augen angefleht, mir doch fünf Pfennig zu schenken, damit ich auch einmal fahren könne. Aber Mutter hatte mich angeschrien: "Das fehlte noch, sei froh, daß du zu essen hast." Seitdem träumte ich manche Nacht und sogar am Tag von diesem Karussell und gab die Hoffnung nicht auf, einmal wieder so ein Ding zu sehen und mitfahren zu dürfen. Nun sah ich die große Windmühle auf einer kleinen Anhöhe und ringsum im weiten Kreis große und kleine Hütten, Bäume, Hecken und Zäune. Ich starrte verloren auf das schöne Bild und verfolgte die großen Flügel der Mühle, die sich unaufhörlich drehten. *Plötzlich bewegten sich auch die Hütten ringsum, hüpften und tanzten lustig im großen Kreis um die Mühle, und ich saß auf einem Pferd und fuhr*

mit. Immer schneller drehte sich das Karussell, und ich hielt mich am Arm meines Bruders fest, um nicht herabgeschleudert zu werden. Erst als mir Paul einen heftigen Stoß in die Rippen versetzte, stand alles ruckartig still, nur die Flügel der Windmühle drehten sich unermüdlich weiter. Ich seufzte und sagte: "Du, Paul, wenn mal ein Karussell nach Garki kommt, fahre ich auch."

"Wenn du Geld hast", gab Paul sehr klug zurück.

Ich wurde eingeschult. In der einen Hand trug ich eine Schiefertafel, an der zwei viereckige Tuchlappen baumelten, und in der anderen einen Schiefergriffel. Der Lehrer war ein kleines Männchen mit kahlem Kopf, fuchtelte wichtig mit einem dünnen Rohrstock in der Luft herum und versprach uns Prügel, wenn wir nicht aufpaßten. Ich verglich ihn mit meinem Vater und dem Knüppel, mit dem er immer auf uns herumdrosh, und lachte laut. "Vor dem hab ich keine Angst", sagte ich zu meinem Nachbarn. Der Lehrer ließ mich nach vorn kommen, forderte mich auf, ihm meine Hand zu zeigen und schlug blitzschnell mit seinem Rohrstock drauf. Ich wunderte mich sehr, daß es so weh tat, und Tränen stiegen mir in die Augen.

Nach der Schule fragte mich die Mutter, wie es mir gefallen hätte. Ich hielt ihr meine geschwollene Hand hin und sagte: "Der kleine Mann hat mich verhauen."

"Ist ja kein Wunder", erwiderte meine Mutter. "Solche ungezogenen Blagen wie die meinen gibt es im ganzen Dorf nicht."

Die Schule lag jenseits der Bahn, kaum fünfhundert Schritt von unserem Haus entfernt. Dieser kurze Schulweg gefiel mir gar nicht; daher lief ich nach Schulschluß mit meinen Brüdern oft in entgegengesetzter Richtung im Kreis durch das ganze Dorf, denn da erlebten wir manches Abenteuer.

Josef war auf einem abgelegenen Hof als Hütejunge verdingt; aber wir sahen uns jeden Tag in der Schule, wo er mir manchmal etwas von seinem Frühstücksbrot abgab.

Bald stellte es sich heraus, daß unser Haus mit einer Hypothek von tausend Mark belastet war. Angeblich hatte das Geld nicht ausgereicht, um alles zu bezahlen. Aber meine Mutter hatte den Vater in Verdacht, daß er manchen Taler für sich beiseite gebracht hatte, um oft die Schenke aufsuchen zu können. Vater war auch schon in der Schenke gewesen, aber nur, wie er sagte, um sich dem Nachbarn vorzustellen. Daß er stark betrunken wieder heimkam, gehört wohl zu dieser Vorstellung. – Die Hypothekenzinsen waren fällig; wir hatten kein Geld. Vater ging zum Bauern arbeiten, aber nach kaum drei Stunden kam er zurück und stöhnte: "Ich kann nicht, krieg keine Luft; die Grube hat meine Lunge zerfressen."

"Du mußt frischen Pferdemit einatmen, das hilft", riet ihm die Mutter. Vater ging lieber in die Schenke und sagte: "Weißt du, Julke, der Nachbar ist ein netter

Mensch, gar nicht geizig, ich soll öfter kommen, sagte er, brauch nichts zu bezahlen. Ja, die Leute sind reich, ihnen kommt es auf ein paar Schnäpse nicht an."

"Frag ihn lieber mal, wer ihn reich gemacht hat", gab die Mutter aufgebracht zurück.

Ja, Säckels, so hießen unsere Nachbarsleute, waren nette Menschen. Ihre drei Jungen, sechs, acht und neun Jahre alt, liefen immer in neuen Sachen umher und lutschten dauernd an einem Streifen Schokolade, den sie für einen Groschen aus dem Spielautomaten holten, der in ihrer Gaststube stand. Ich hatte den großen Kasten mit den vielen Griffen und Spiegeln anfangs sehr bewundert und gelobt, weil er so schön spielen konnte und zuletzt noch einen Streifen Schokolade spendierte. Als ich aber erfuhr, daß er den eingeworfenen Groschen nicht wieder herausgab, haßte ich ihn und spuckte ihn einmal verächtlich an, als mich niemand beobachtete.

August war mein Freund, schon deshalb, weil er genauso alt war wie ich. Ich fragte ihn, woher er die vielen Groschen habe, die der Automat fraß. "Ach, bist du dumm", sagte er. Er führte mich hinter den Schanktisch und zeigte mir die Holzroste auf dem Fußboden. "Da," sagte er wichtig, "da kullert manchmal ein Groschen runter, manchmal auch eine Mark, und die hole ich mir dann." – "Soll ich mal nachsehen, ob was drunter ist?" fragte ich und bückte mich, um den Rost aufzuheben. Aber August stieß mich entsetzt zurück und schrie: "Bist du verückt? Diese Woche bin ich nicht dran, erst nach dem Sonntag!" Als ich ihn fragend ansah, fuhr er fort: "Ach, das weißt du nicht? Wir drei haben geschworen, verstehst du – wir haben *wahrhaftig* gesagt –, daß wir nur unter die Bretter gucken, wenn wir dran sind!" Ich ärgerte mich, daß wir zu Hause nicht auch solche Roste hatten.

Säckels Jungen waren alle Musikanten. An den Sonntagen gingen sie im Gänsemarsch um das Haus und bliesen dabei in Blechtrompeten. Die Leute klatschten in die Hände und lobten sie: "Tüchtige Kinder, diese Säckels."

Ich war meinem Vater böse, daß wir so arm waren, trotz des schönen Hauses, das beinahe ebenso schön war wie das der Säckels; denn in unserem Haus stand kein Spielautomat und waren auch keine Roste, unter die Groschen oder Markstücke kullerten. Und goldene Trompeten konnte uns Vater auch nicht kaufen. Ich war auf meinen Freund August so neidisch, daß ich ihn am liebsten verprügelt hätte; aber er war viel kräftiger als ich, und da traute ich mich nicht.

Dann kam der Tag, an dem ich den ersten Groschen fast mein eigen nannte. August war in der Schule sehr faul, und ich mußte ihm die Rechenaufgaben vorsagen, wofür ich manche Dresche von dem Lehrer bezog. Dafür verlangte ich nach Schulschluß von ihm frech einen Groschen. August kaute nachdenklich an seinem Schiefergriffel und sagte: "Kriegst ihn, mußt ihn aber in den Automaten werfen." Ich nickte unsicher. "Sag *wahrhaftig*", forderte er mich auf. Ich sagte *wahrhaftig*,

steckte den Groschen schnell in den Mund und rannte vergnügt davon. Zu Hause wickelte ich ihn in einen Tuchfetzen, band eine Schnur herum und trug ihn um den Hals. Nun wartete ich sehnsüchtig auf das Karussell, das einmal nach Garki kommen würde.

Am anderen Tag traf ich August in der Schule und gab ihm freundschaftlich die Hand. Aber er sah mich verächtlich an, versteckte seine Hand auf dem Rücken und knurrte mich böse an: "Einem Mann, der falsch schwört, gibt man nicht die Hand." Ich bekam Gewissensbisse, wollte mich aber um keinen Preis von meinem Groschen trennen. Nach Schulschluß tuschelten die drei Brüder Säckel geheimnisvoll miteinander. Plötzlich stürzten sie sich auf mich und verprügelten mich jämmerlich. Dabei zerrissen sie mir meine Jacke, die mir meine Mutter eigens für die Schule genäht hatte. Ich versprach, mich zu rächen und die Jacke ihrem Vater zu zeigen. Da nahm mich der älteste auf die Seite und erklärte mir: "Wenn du nochmal *wahrhaftig* sagst, daß du uns nicht verraten tust, und das *wahrhaftig* nachher nicht wieder falsch ist, dann ist der erste falsche Schwur von dir weg, und du kommst nicht in die Hölle." Ich versprach alles und sagte nochmals *wahrhaftig*. Zu Hause sagte die Mutter auch: "Wahrhaftig, du bist ein nichtsnutziger Bengel", und drosch auf meiner kaputten Schuljacke so lange herum, bis sie noch an zwei anderen Stellen geplatzt war. Meinen Groschen hatte ich aber gerettet, und das war die Hauptsache.

Mein Bruder Josef war auch ein nichtsnutziger Bengel; das behauptete jedenfalls meine Mutter. Er hütete bei seinem Bauern drei Kühe. Auf der Weide hatte er ihnen Brennesseln unter den Schwanz geklemmt. Sie waren wie wildgewordene Stiere quer über die bestellten Felder nach Hause gerannt, hatten sich mit hocherhobenen Schwänzen empört vor dem Bauern aufgestellt, bis der ihre mißhandelten Hintern entdeckt hatte. Daraufhin wollte der Bauer auch den Josef mißhandeln. Aber Josef ließ sich nicht einfangen und rannte nach Hause. Der rachedurstige Bauer rannte hinterher, und so war es kein Wunder, daß beide fast gleichzeitig auf unserem Hof ankamen.

"Was," staunte der Varter, "Brennesseln hast du den Kühen in den Arsch gesteckt?!" Josef verteidigte sich: "Nein, Vater, nicht in, sondern an!" Dennoch packte Vater ihn beim Kragen, riß eine Latte von unserem schönen Zaun ab, klemmte Josefs Kopf zwischen die Beine und bearbeitete mit dem kantigen Holz hauptsächlich die Stelle, wo bei den Kühen der Schwanz anfängt. Ich stand dabei und freute mich ebensowohl wie der Bauer, weil Josef mich schon sehr oft verdroschen hatte. – Wenn ich geahnt hätte, was für Kummer und Schmerz mir die zerbrochene Latte bringen würde, hätte ich nicht gelacht.

In meiner Ahnungslosigkeit hob ich die Latte auf, die der Vater fortgeworfen hatte, betrachtete sie aufmerksam und zerbrach mir den Kopf, was ich wohl damit anfangen könnte. Schließlich fragte ich Stachu, den ältesten Sprößling Säckels, um Rat. Er strich mit der Hand über die glatte Fläche der vierkantigen Latte und sagte: "Hm, so glatt wie eine Eisenbahnschiene." Dann besann er sich noch eine Weile und rief: "Ich hab's, wir bauen eine Eisenbahn. Das heißt, ich baue die Eisenbahn und du besorgst die Schienen."

In einem Schuppen auf Säckels Hof bauten wir die Eisenbahn. Stachu war ein Meister darin. Er schnitt von einem runden Pfahl vier Scheiben ab; dann schnitt er noch von einem dünnen Pfahl ebenfalls vier Scheiben ab, nagelte die kleinen auf die großen, und die Räder waren fertig. Dann bohrte er Löcher in die Räder, steckte Holzachsen hindurch, nagelte eine Kiste darauf. Er legte den Hammer aus der Hand, lutschte an seinem blutigen Finger und sagte zufrieden: "So, der Eisenbahnwagen wäre fertig. Nun brauchen wir nur noch die Schienen." Ich wagte den schüchternen Einwand, daß ja zu einem richtigen Eisenbahnzug noch eine Lokomotive gehöre. Aber er schrie mich ärgerlich an: "Was du für ein dummes Zeug zusammenquatscht! Zu was bist denn du da? Du ziehst die Lore am Strick, und ich setz mich drauf. Wirst staunen, wie leicht die auf den Schienen fährt." Dann seufzte er schwer und brummte: "Wenn wir nur erst die Schienen hätten." – Rings um unser Haus war ein schöner Holzzaun, alles glatte, vierkantige Leisten. Ich schlich mit einer Brechstange um den Zaun und entfernte vorerst alle Latten, die auf die Pfosten genagelt waren. Dadurch entstanden keine Lücken, und es fiel nicht sonderlich auf. Stachu verband die Latten mit Brettern und legte in seinem Garten einen langen Schienenstrang an. Aber der genügte ihm wohl nicht. Deshalb begann er noch einen zweiten Strang zu bauen. Der Zaun meines Vaters wies schon bedenkliche Lücken auf. Aber Stachus Lattenhunger war unersättlich. "Wie soll das mal enden?" fragte ich. "Wenn das mein Vater merkt, schlägt er mich tot!"

"Du dummes Aas,", erwiderte Stachu, "du mußt eine Latte wegnehmen und die nächste dranlassen, dann merkt kein Mensch was, auch dein schlauer Vater nicht." Dann fügte er ungeduldig hinzu: "Los, hol welche, ich muß noch eine Weiche bauen; wie soll der Zug sonst auf die anderen Schienen kommen." Er baute die Weiche, zerschnitt furchtbar viele Latten, aber es wollte und wollte nicht funktionieren. Ich zitterte jetzt schon um jede Latte, die er von mir verlangte. Schließlich lief er auf den *Bahnhof*, stellte sich breitbeinig zwischen eine Weiche und betrachtete sie fachmännisch. Und tatsächlich: nachdem er noch fünf Latten verbraucht hatte, klappte es wundervoll. Ich war die Lokomotive, der Weichensteller, der Kartenknipser, der Stationsvorsteher und der Prellbock. Er war nur der Passagier. Das ärgerte mich. "Los, zieh du!" schrie ich schließlich wütend. Er saß mit dem Hintern in der Kiste, ließ die Beine baumeln und fragte

spöttisch: "Bin ich die Lokomotive oder bist du die Lokomotive?" Wir konnten uns nicht einig werden, daher droschen wir aufeinander los. Weil er aber der Stärkere war, bekam ich die meiste Dresche und schrie deshalb auch am lautesten.

Mein Vater war bei seinem Vater in der Schenke. Und da sie dachten, ich hätte mir ein Bein gebrochen oder die Scheune stände in Flammen, stürzten sie beide heraus und kamen gerade noch zurecht, um dem Stachu den Befehlsstab zu entreißen, den er mir, dem Stationsvorsteher, entrissen hatte und nun auf meinem Kopf zerschmettern wollte. Meinem Vater müssen wohl unsere Schienen sehr bekannt vorgekommen sein, denn er reckte plötzlich den Hals, sah über Säckels Zaun auf unserem Zaun, sagte "Pschakreff!", riß eine Eisenbahnschiene los, und dann kam es mir so vor, als ob ein Eisenbahnzug über meinen Kopf polterte. Jemand schrie noch "Halt, halt!", aber das Unglück war wohl schon geschehen. –

Ich lag vierzehn Tage lang im Bett und schrie ab und zu: "Halt, halt!"; denn alle Augenblicke wollte ein Zug über meinen Kopf rollen. Wenn Vater nicht zu Hause war, kam Stachu schuldbewußt an mein Bett geschlichen und steckte mir heimlich manchen Streifen Schokolade aus dem spielenden Automaten zu. Ich aß sie unter der Decke, weil meine Schwester Anna dauernd mein Bett umlagerte und greinte, wenn ich ihr nichts abgeben wollte. Aber auch das brachte mir nur Nachteile, denn Mutter regte sich furchtbar über die bekleckerten Betten auf und verdrosch mich wieder jämmerlich. Wohl um meinen verbundenen Kopf nicht zu treffen, stülpte sie mir fürsorglich die Bettdecke darüber und bearbeitete mit der bloßen Hand meinen nackten Hintern. Ich haßte den Spielautomaten jetzt noch mehr und beschloß, ihn dreimal anzuspucken, sobald ich wieder laufen konnte. Wegen der Eisenbahngeschichte zürnte mir die Mutter nicht. Im Gegenteil, sie tröstete mich und sagte: "Dein kaputter Kopf hat wenigstens etwas Gutes gebracht – dein Vater geht jetzt nicht mehr in die Schenke."

Ich staunte sehr, denn ich ahnte ja nicht, was sich bei dem Eisenbahnunglück noch alles zugetragen hatte. Der Schenkwirt hatte "Halt, halt!" geschrien und versucht, meinem Vater die Schiene zu entreißen. Der Säckel wußte damals noch nicht, daß man meinen Vater in Ruhe lassen mußte, sobald er kurz "*Pschakreff*" gesagt hatte. Und weil er das nicht wußte, zerbrach die Latte auf seinem Kopf. Vielleicht hat er mir das Leben gerettet. Sein Kopf war größer und härter, deshalb brauchte er nicht so lange im Bett zu liegen wie ich. Obendrein war mein Vater furchtbar böse auf ihn und wollte, nur um Säckel zu ärgern, keinen Schnaps mehr bei ihm trinken. Säckel wollte ihm wohl auch keinen mehr verkaufen, deshalb schrie er über beide Zäune in unseren Hof: "Bei mir brauchst du deine Bettelgroschen nicht zu versaufen!"

Mutter begriff, daß ihm die Schenke vorläufig verschlossen war, und diese Tatsache erweckte in ihr solche Freude, daß sie sofort bereit war, sich mit Vater wieder zu vertragen. – Vielleicht wäre es lange Zeit gutgegangen, wenn Mutter nicht alles verdorben hätte. Seit dem Einzug in Garki hatte sie den Wirt gar nicht begrüßt oder seinen Gruß höchstens nur mit einem hochmütigen Nicken beantwortet. Jetzt änderte sie plötzlich ihr Benehmen und grüßte ihn freundlich. Leider legte Säckel das falsch aus und sah darin eine Anbiederung. Er hielt meinen Vater auf der Straße an und sagte: "He, Peter, wollen wir uns nicht wieder vertragen? Eine Schande ist das, wenn sich zwei Männer wie wir beide wegen einer Lappalie aus dem Wege gehen. Komm 'rein, ich spendiere eine Flasche *Alten Affen*." Vater ging hinein. Sie tranken zwei *Alte Affen*, und mit einem kam Vater spätabends heim.

Meinen Bruder Josef wollte kein Bauer im Dorf mehr haben. Daher gab ihn die Mutter für den halben Preis ins Nachbardorf. Hier mußte er auf einer entlegenen Weide vier Kühe hüten. Zwei Monate lang war der Bauer mit ihm zufrieden, dann passierte wieder etwas.

Es war sehr heiß, und die Fliegen und Rinderbremsen machten den Kühen viel zu schaffen. Die langen Schwänze erreichten fast jede Stelle ihres Körpers, und sie peitschten unermüdlich auf die Stechfliegen ein. Aber leider erlitten die Fliegen dadurch keinen Schaden und stürzten sich immer wieder auf die armen Kühe. Josef hatte diesem sinnlosen Kampf lange genug untätig zugesehen und sann auf Abhilfe. Schließlich glaubte er das Richtige gefunden zu haben. Er wickelte eiergroße Steine in Tuchlappen und band sie den Kühen an das Schwanzende. Nun beobachtete er gespannt, was geschehen würde. Und tatsächlich, manch ein Plagegeist kollerte erschlagen zur Erde. Schließlich merkten die Kühe, daß die Fliegen viel weniger schmerzhaft waren als der Versuch, die Bremsen fortzujagen; darum ließen sie hinten die Schwänze und vorne die Köpfe traurig hängen.

Aber nun trieben es die Stechfliegen zu bunt. Schließlich war die Geduld der Kühe zu Ende. Erst hoben sie die Köpfe und brüllten, dann versuchten sie, die Schwänze hochzuringeln. Sie drehten sich ein paarmal im Kreis und stoben – ausgerechnet über die noch nicht abgeernteten Felder des Nachbarn – dem schützenden Stall zu. Gerade in diesem Augenblick mußte der Bauer aus dem Haus treten. Kopfschüttelnd stand er neben einer Kuh und betrachtete die zahlreichen Beulen auf dem Fell. Wohl um ihm den Fall zu demonstrieren, schlug die Kuh mit dem steinbeschwerten Schwanz nach den Fliegen und traf den Bauern am Kopf. Nicht zum ersten Mal hatte eine Kuh ihm den Schwanz um die Ohren geschlagen; müßig, sich darüber aufzuregen. Aber was jetzt passiert war, brachte den Bauern außer Fassung. Schon wollte er der Kuh einen kräftigen Fußtritt versetzen, da entdeckte

er Josefs Erfindung. Auch den Erfinder entdeckte er gleich darauf hinter einem Holzstapel. Der Bauer ließ Josef gar nicht erst zu Wort kommen, sondern schlug ihm mit seiner breiten Hand so kräftig auf den Mund, daß er einige Schritte zurücktaumelte und sich in den Mist setzte. Diesen Vorsprung nutzte Josef zu seinem Vorteil aus und entkam glücklich dem wütenden Verfolger. Josef war vom Nutzen seiner Erfindung so sehr überzeugt, daß er sofort zum Vater lief und ihm alles erzählte. Diesmal hatte Vater auch Verständnis für solche Sachen, lachte schallend, lobte seinen gescheiten Sohn und schimpfte auf den geizigen Bauern, weil der den Josef der Mutter für so wenig Geld abgeschwatzt hatte.

"Ich werde dir schon eine andere Stelle besorgen," tröstete er ihn, "und unter fünfzehn Talern jährlich kriegt dich keiner mehr."

Zwei Tage später hielt ein Bauer aus einem weit entfernten Dorf vor der Schenke. Vater ging hinüber, um etwas Neues zu hören. Nachdem sie zu dritt eine Flasche Kornschnaps getrunken hatten, erinnerte sich Vater an seinen gescheiten Sohn und fragte den Bauern, ob er eine Hilfe brauche. "Mein Sohn ist ein geborener Kuhhirt," sagte er, "und wenn du fünfzehn Taler und eine Flasche *Alten Affen* ausgibt, kannst du ihn gleich mitnehmen."

Säckels Stachu mußte schnell den Josef holen. Nachdem ihn der Bauer längere Zeit prüfend gemustert hatte, schüttelte er den Kopf und schrie: "Mehr als zehn Taler ist der Bengel nicht wert."

"Fünfzehn sag ich dir, du Pschakreff!"

"Zwölf und kein Silberstück mehr."

"Trinken wir erst noch einen", sagte Vater. Und als die Flasche reihum war, rief der Bauer aufgebracht: "Na schön, zwölf, und einen halben *Affen*." Aber als er Vaters wütendes Gesicht bemerkte, lenkte er ein: "Sollst deinen Willen haben und einen ganzen *Affen*."

"Du Zigeuner, du Betrüger! Ist denn die Blage keine fünfzehn und einen ganzen *Affen* wert? Guck ihn dir an, Bauer, hat Knochen wie ein Pferd."

Der Bauer faßte Josef am Arm, prüfte seine Muskeln und erwiderte traurig: "Gott soll mich für meinen Leichtsinn strafen – sollst schon die fünfzehn und den ganzen haben." Dann schlug er die Faust zornig auf den Tisch und schrie Josef an: "Aber das sage ich dir, du unnützer Fresser, zwanzig Eimer Wasser mußt du jeden Tag in den Kuhstall schleppen, und der Brunnen steht neben dem Schweinestall." Dann legte er ein paar Münzen auf den Tisch und knurrte: "Hier hast fünf Taler Anzahlung, und wenn der Bengel bis zum Heiligen Martini aushalten tut, kriegst den Rest." Vater strich das Geld hastig ein. Josef zitterten die Knie. Er blickte voll Haß auf die beiden Männer. Der Bauer mußte das wohl bemerkt haben, wühlte in seinen Taschen, drückte dem Jungen einen Groschen die Hand und sagte nunmehr

freundlicher: "Da, steck's ein, und wenn du jeden Tag auch noch fünf Eimer Wasser in den Pferdestall schleppest, kriegst an jedem Mondwechsel einen Groschen extra. – So, nun geh raus und passe auf mein Gespann auf."

Mit rotem Kopf betrachtete Josef den Groschen in seiner Hand. Einen Augenblick sah es so aus, als wollte er ihn dem Bauern an den Kopf werfen, aber nach einem zornigen Blick auf den Vater ging er schweigend hinaus.

Ich hatte die ganze Zeit mit meinem Freund August an der Tür gelauscht, und als Josef mit den Groschen in der Hand herauskam, versperrte ihm August den Weg und sagte: "Gib ihn her, ich steck ihn in den Automaten." Aber Josef schob ihn wütend beiseite. Er bat mich, auf das Gespann zu achten, und ging zur Mutter, um sich zu verabschieden.

Ich wartete fast eine halbe Stunde auf ihn. Dann kam er mit einem kleinen Bündel zurück, warf es auf den Wagen, drückte mir den Groschen in die Hand und sagte traurig: "Steck's ein, Theo. Vielleicht sehen wir uns nicht wieder, vielleicht muß ich bald sterben." Als ich ihn verwundert anblickte, fügte er hinzu: "Nach Hause kann ich nicht mehr kommen, der Vater schlägt mich tot. Und der Bauer hetzt mich bestimmt zu Tode." Dann wischte er sich verstohlen die Tränen aus den Augen und bat: "Bete für mich ein Vaterunser, wenn ich tot bin, damit ich nicht in die Hölle komme."

Ich sah ihn traurig an, und auch mir kamen die Tränen. Da sagte er: "Ich hab heute was Schlimmes gemacht, aber ich sag dir nicht, was."

In diesem Augenblick kam der Bauer aus der Schenke, und sie fuhren los. Vater hatte sich zum Abschied nicht sehen lassen. Josef saß hinten auf dem Wagen, beide Hände vor das Gesicht gepreßt. Er weinte oder kicherte laut, genau wußte ich es nicht.

Tags drauf war Sonntag. Vater sollte mit der Mutter in die Kirche nach Adelnau. Er wollte erst nicht, aber er mußte. Es waren nämlich schon wieder vier Wochen vergangen, und seine Beichte war fällig. Man konnte zwar für einen Groschen mit der Bahn nach Adelnau fahren, aber für einen Groschen bekam man dort auch eine lange Wurst und einen Teller Suppe. Daher fand sich selten ein Dummer, der lieber mit der Bahn fuhr und dafür auf die Wurst verzichtete. Um zehn Uhr fing das Hochamt an. Um neun Uhr putzte Vater noch an seinen Schafstiefeln. Vier Kilometer waren es bis zur Kirche. Mutter tobte: "Wenn du so weiter trödelst, dann kommen wir vielleicht gerade noch zum Amen zurecht." Vater spottete: "Kannst schon recht haben, aber die Wurst hält der Schlachter bestimmt warm."

Mutter war schon fertig angezogen und erteilte uns inzwischen gute Ratschläge, wie wir uns zu verhalten hätten, um keine Prügel zu bekommen. wenn sie wieder heimkämen. Endlich hatte Vater das letzte Stäubchen von seinen Schafstiefeln

entfernt, langte in unseren neuen Schrank, zerrte seine Lodenjoppe heraus und fuhr in die Ärmel. Keiner achtete auf ihn. Als er "Pschakreff!" sagte, fuhren wir alle wie von der Tarantel gestochen herum und starrten ihn ängstlich an. Vater zog den Arm blitzschnell aus dem Joppenärmel, roch an seiner Hand, sagte: "Pschakreff, Katzendreck!" und warf die Joppe der Mutter an den Kopf. Dann schnallte er, ohne Paul und mich auch nur eine Sekunde aus den Augen zu lassen, seinen Leibriemen ab und knurrte: "Wer war's?"

Paul guckte mich an, ich guckte Paul an, dann guckten wir ihn an und fingen an zu zittern.

Vater schlug erst dem Paul seinen Riemen probeweise über den Kopf. "Warst du's?" Und als Paul die Schultern hob, schlug er auch mir den Lederriemen um die Ohren. "Warst du's?" Ich vergaß vor Schreck, mit den Schultern zu zucken, und bekam deshalb gleich noch einen Schlag übers Gesicht. Ich wischte mir schnell das Blut von der Nase und erwartete geduldig den nächsten Schlag. Aber in diesem Augenblick war die Mutter zwischen uns getreten. Sie stemmte die Hände in die Hüften und sagte böse: "Bist du gescheit? Schlägst kurz vor der Beichte die Kinder blutig, und kein Mensch weiß, weshalb!"

Vater hob die Joppe vom Fußboden, zeigte ihr einen Ärmel und schrie sie an: "Wenn du Augen im Kopf hast, dann kannst du ja sehen weshalb, oder bist am Ende du es gewesen, der es gemacht hat?" Mutter betrachtete kopfschüttelnd den Ärmel. Wir wagten nicht, uns zu bewegen, reckten aber die Hälse, um wenigstens die Ursache unserer Prügel zu erfahren. Der Ärmel war unten mit groben Stichen zugenäht. Mutter und Paul lachten laut, aber ich traute mich noch nicht, weil meine Nase immer noch heftig blutete. Vater war über soviel Unverstand empört. Er hielt Mutter das offene Ende der Joppe vor die Augen und tobte: "Faß da rein, faß da rein, sag ich dir und beriech nachher deine Pforten. Was ist drin? Katzendreck, ganz frischer Katzendreck." Mutter versuchte ihn zu beschwichtigen und sagte: "Da wird vielleicht die Katze – na ich sag schon, das Biest müßte man ersäufen, überall legt sie ihren Dreck – "

Vater unterbrach sie: "Jetzt sag bloß noch, die Katze hat erst den Ärmel unten zugenäht und dann oben reingeschissen, dann bring ich das Vieh zum Zirkus und krieg mindestens hundert Taler dafür." Danach peilte er uns beide wieder an und hob den Riemen. Aber Mutter rief: "Nimm dein bißchen Verstand zusammen. Paul versteht vom Nähen grad soviel wie der Hahn vom Eierlegen. Von Theo gar nicht zu reden. Oder glaubst du vielleicht, ich mache solch einen Blödsinn?" Das schien Vater einzuleuchten, denn er wandte sich verächtlich ab und sah sich suchend nach einem anderen Missetäter um. Sein Blick fiel auf meine kleine Schwester Anna, die hinter einem Stuhl versteckt ängstlich herüberschielte. Sofort streckte sie abwehrend ihre Hände aus und sagte: "Hau mich nicht, – Josef war's." Schnell

veränderten sich Vaters Züge. Er zog die Hose wieder hoch, band seinen Riemen um den Bauch und sagte ruhig zur Mutter: "Beeil dich, mach mir die Joppe sauber. Sonst komme ich nicht zur Beichte zurecht."

Ich dachte an Josef, an seinen Groschen, an seinen Tod und betete schnell ein Vaterunser für ihn. Ich hatte noch nicht zu Ende gebetet, da waren die Eltern schon aus dem Haus. Wir waren allein und atmeten auf. Paul sagte: "Ich möchte jetzt nicht der Josef ein. Was denkst du, was der mit ihm macht, wenn er ihn erwischt?" "Ach," erwiderte ich, "der Josef weiß schon, daß er dafür sterben muß; er hat mir einen Groschen gegeben, damit ich für ihn beten soll, wenn er tot ist."

Paul seufzte schwer: "Spaß macht es gerade nicht zu sterben, denn nachher kommt man vielleicht in die Hölle. Aber ist schon egal, bald müssen wir alle sterben; die Welt geht nämlich unter. Die alte Babuschka hat es mir erzählt. Du, die weiß ganz genau, wie das kommt, soll ich dir's erzählen?"

Wir hockten uns alle drei im Kreis auf die Erde, und Anna sperrte ängstlich ihren Mund auf. Ich wischte mir die blutige Nase, betrachtete meine Hand und hörte ihm klopfenden Herzens zu. Paul schilderte den Weltuntergang so eindringend und schrecklich, daß mir kalte Schauer über den Rücken liefen. Als er mein angstverzerrtes Gesicht bemerkte, tröstete er mich: "Brauchst noch keine Angst zu haben; erst kommt der Antichrist, und wenn der dagewesen ist, kommt der Weltuntergang."

"Was ist das für ein Mann, der Antek?" fragte ich meinen Bruder.

"Das ist so ein Mann," klärte mich Paul auf, "der fährt mit einem großen Ofen, in dem Feuer brennt, überall herum und wird alle Menschen verführen wollen. Und wenn sich einer nicht verführen läßt, steckt er ihn in den Ofen rein und verbrennt ihn."

"Das muß aber Spaß machen, so mit einem Ofen herumzufahren", platzte ich heraus.

Paul dachte angestrengt nach, dann sprang er plötzlich auf und schrie: "Du, Theo, wir spielen Antichrist!"

Wir gingen zu Säckel. Stachu und August waren mit ihren Eltern in die Kirche gefahren, aber Franz war zu Hause. Ihn weihte Paul in alle Einzelheiten ein. Bald hatten wir auf Säckels Hof eine alte Blechtonne gefunden. Wir stellten sie auf einen Handwagen, packten ein paar Ziegelsteine darunter und machten in der Tonne Feuer. Erst wollte es nicht brennen, aber Franz schlug mit einem Nagel ein paar Löcher hinein, da brannte es lichterloh. Wir zogen den Wagen mit der Feuertonne auf die Straße. Um diese Zeit waren die meisten Erwachsenen in der Kirche, und die Kinder tobten draußen umher. Bald waren wir von einem dichten Kinderhaufen umringt. Zuerst begegneten wir unserer Anna, die mit ihrer

Stoffpuppe auf dem Arm vor der Gartentür stand und unseren Feuerwagen bestaunte. Franz fragte sie mit tiefer, verstellter Stimme: "Läßt du dich verführen?" Als Anna den Kopf schüttelte, riß er ihr die Puppe aus den Armen und warf sie in die Feuertonne. Anna schrie wie am Spieß, rannte hinter uns her und wollte ihre Puppe wiederhaben. Aber nachdem ihr Paul klargemacht hatte, daß die Puppe nun im Himmel und ein richtiger Engel geworden sei, gab sie sich zufrieden. – Wir zogen weiter. Vor Winzecks Haus standen die Schwestern Magda und Friedel, vier und sieben Jahre alt. Beide hatten schön angezogene Holzpuppen. Paul fragte: "Laßt ihr euch verführen?" Anna, die mitgelaufen war, wollte wohl nicht allein die Leidtragende sein und flüsterte den Winzeck-Mädchen zu, sie sollten nein sagen. Und als Paul noch einmal mit tiefer Baßstimme fragte, ob sie sich verführen ließen, schüttelten beide heftig den Kopf. Im nächsten Augenblick lagen ihre Puppen in der Tonne. Die Jüngere hatte inzwischen schon von Anna erfahren, daß ihre Puppe nun auch im Himmel sei, aber die Ältere wollte davon nichts wissen. Sie schrie und strampelte wie besessen, bis der Großvater aus dem Haus stürzte und mit einem Knüppel auf uns arme Antichristen eindrosch. Wir flüchteten eilig mit unserem Höllenwagen – und liefen einem anderen Dorfbewohner in die Arme. Er war empört, redete was von Häuser und Dorf anstecken, verprügelte uns ebenfalls und kippte den Wagen mit der Feuertonne in den Graben. Paul schrie zornig: "Wann soll denn die Welt untergehen, wenn Ihr den Antichristen nicht in Ruhe laßt?" Der Mann drohte: "Wartet nur, wenn euer Vater nach Hause kommt, da könnt ihr was erleben."

Das brachte uns augenblicklich zur Besinnung. Wir hockten in Säckels Gaststube und berieten, wie wir unsere Väter am besten versöhnen könnten. Franz machte sich keine großen Sorgen, denn mehr als eine Ohrfeige hatte er von seinem Vater nicht zu erwarten. Anders dagegen war es um Paul und mich bestellt.

Franz zerbrach sich den Kopf, wie er uns helfen könnte. Ich überlegte, welche Strafe mich erwartete. Was war schon passiert? Drei selbstgebastelte Puppen waren verbrannt. Wenn Josef dagewesen wäre, hätte er den Mädeln bestimmt neue geschnitzt. Freilich, Stoff für neue Puppenkleider hatten wir nicht, und das schien mir der größte Schaden, den wir angerichtet hatten. Aber plötzlich fiel mir ein, was der Mann gesagt hatte, als er den Wagen in den Graben kippte. "*Häuser und Dorf anstecken*", hatte er gesagt. Mein Gott, ja, dachte ich ängstlich, das wird wohl das Allerschlimmste sein.

Ich zitterte heftig und dachte an alle Prügel, die ich bekommen hatte. Ich kam zu der Einsicht, daß die letzte mit der *Eisenbahnschiene* die schmerzloseste gewesen war. Ich hatte fast gar nichts gemerkt, war nur umgefallen und später im Bett wieder aufgewacht. Ich überlegte, ob ich dem Vater nicht gleich eine Zaunlatte bereitlegen sollte. Aber auch den Plan verwarf ich wieder, denn mir fiel ein, daß er

Josef mit der Latte auf den Hintern und den Rücken geschlagen hatte, und das mußte sehr weh tun, denn Josef hatte sehr geschrien.

Nun kam mir ein gräßlicher Gedanke. Wir hatten einmal Tollkirschen gepflückt, da hatte uns die Großmutter von Säckel, die alte Babuschka, entsetzt angeschrien und uns die Kirschen aus den Händen geschlagen. Sie behauptete, daß man davon große Bauchschmerzen bekäme und sofort sterben müsse. Als Paul das letztmal Prügel bekam, hatte er wütend gesagt: "Dem tue ich Tollkirschen ins Essen." Aber auch diesen Gedanken mußte ich wieder aufgeben; denn der Vater würde ja mit der Prügelei nicht so lange warten, bis Mutter das Essen fertig hatte. In meiner Verzweiflung wollte ich selber Tollkirschen essen und beschloß, Babuschka zu fragen, wieviel man davon brauche, um keine großen Bauchschmerzen zu bekommen und doch zu sterben.

Ich erschrak, denn Franz war plötzlich aufgesprungen und hinter den Ausschank gelaufen, wo er mit wichtiger Miene die Reihe mehr oder weniger gefüllter Schnapsflaschen betrachtete. Er sagte: "Wartet, ihr kriegt keine Schnicke von eurem Vater", zerrte eine leere Seltersflasche unterm Schanktisch hervor und goß aus jeder Schnapsflasche etwas hinein. Als die Seltersflasche voll war, gab er sie uns. "So, die stellt ihr eurem Varer auf den Küchentisch, und wenn er heimkommt, lauft ihr erst fort, und wenn er den Schnaps gefunden hat, tut er euch nichts."

Ich war über diese glückliche Wendung so erfreut, daß ich einen gewaltigen Hopser machte und einen Stuhl umwarf. – Dann packte mich große Reue, weil ich damals meinen Schwur gebrochen und den Groschen nicht in den Automaten gesteckt hatte. Nun zerrte ich an der Schnur an meinem Hals, wickelte den Groschen aus dem Lappen, reichte ihn Franz und bat: "Steck ihn rein, ich habe damals *wahrhaftig* gesagt und euch sehr geärgert."

Franz warf ihn ein, und wir standen feierlich um den Automaten herum und die klingelnden Laute erschienen mir so schön wie das Orgelspiel in der Kirche. Wir teilten die Schokolade in drei Teile und versprachen, nie wieder falsch zu schwören. Dann blickten wir abermals die Schnapsflasche an. Paul schüttelte den Kopf und sagte traurig: "Wir werden doch Dresche kriegen, wie soll er denn wissen, von wem der Schnaps ist, und wenn er's schon weiß, dann weiß er noch lange nicht für was."

"Schreib's ihm auf", sagte ich. Paul löste das Etikett von einer leeren Flasche und malte mit großen Buchstaben auf die Rückseite: *Schnaps für den Antichristen*.

Um zwei Uhr kamen unsere Eltern aus der Kirche heim. Paul und ich flitzten hinter den Stall. Anna hatten wir aufgetragen, in der Küche zu warten und uns zu holen, wenn der Vater den Schnaps ausgetrunken hätte. Fünf Minuten später war Anna schon hinter dem Stall und piepste: "Stube kommen, Vater ruft." Wir sahen darin

ein gutes Zeichen und rannten los, ohne uns um Anna zu kümmern, die laut schreiend hinter uns her stolperte.

In der Küchentür blieben wir erstarrt stehen. Vater saß neben der geschlossenen Schnapsflasche, und seine Augen wanderten böse vom Etikett der Flasche zu uns herüber. Er herrschte uns an: "Herkommen!" Wir gehorchten sofort und stellten uns zitternd vor den Tisch. Paul wollte gerade seinen Mund aufmachen, da traf ihn Vaters Rechte mitten im Gesicht, und seine Linke traf mich am rechten Ohr.

Dann hörte ich wie aus weiter Ferne seine Stimme: "Das war für den Antichristen, damit ihr's nicht vergesst, daß ich euer Vater bin und ein wohlgezogenes Kind den Vater nicht beschimpfen darf, auch wenn es jeden Tag Prügel bekommt." Dann sah er uns grimmig an, holte tief Luft und knurrte: "So billig wär't ihr mir nicht davongekommen, aber ich hab erst vor zwei Stunden die heiligen Sakramente empfangen, da darf ich nicht fluchen." Das bedeutete wohl, daß er nicht richtig prügeln konnte, wenn er nicht dabei fluchen durfte.

Ich erkannte blitzschnell, daß die Ohrfeige nichts mit *dem Weltuntergang und dem Antichristen* zu tun hatte und zerbrach mir den Kopf, wie lange die Sakramente bei ihm wirksam sein würden. Da hörte ich Paul sagen: "Der Schnaps ist gut, Vater." Vater sah ihn dumm an, hob wieder die Faust. Paul stemmte sich fest auf die Erde, wohl um nicht gleich umzufallen. Aber Vater schlug nicht zu, sondern griff nach der Flasche, ließ den Verschuß aufspringen und roch daran. Er schüttelte den Kopf, sah uns an, roch wieder daran, schüttelte noch einmal den Kopf. Dann nahm er einen tüchtigen Schluck, sagte staunend "Pschakreff", nahm noch einen Schluck, wischte sich zufrieden den Mund und sah uns ungläubig an. Da trat meine Mutter hinzu, stemmte die Hände in die Hüften und schimpfte: "Die Kinder haben schon recht, du bist schlimmer als der Antichrist. Keine zwei Stunden ist es her, daß du das Fleisch und das Blut Christi genossen hast, und schon fluchst du wieder. Damit hast du den Heiland aus deinem Herzen verjagt."

Mir wurde angst. Jetzt hatten wohl die Sakramente keine Wirkung mehr. Aber Vater lachte, deutete auf die Seltersflasche und sagte: "Damit ist's sowieso vorbei; ich habe eben einen ganz großartigen Schnaps getrunken." Um sich von dieser Tatsache zu überzeugen, nahm er noch einmal einen tüchtigen Schluck, brummte wieder staunend "Pschakreff" und schrie uns an: "Zum Donnerwetter, ihr nichtsnutzigen Blagen, wo habt ihr den Schnaps her?"

Paul sah mich ermunternd an. Ich sagte hoffnungsvoll: "Gekauft, Vater; für mein Geld gekauft."

"So," sagte er, "komm mal näher heran, und wenn du lügst, hole ich eine Zaunlatte."

Ich zitterte, er aber fragte: "Wer hat dir das Geld gegeben?"

"Der August, weil ich ihm die Rechenaufgaben vorsage."

"Kann wahr sein", stellte Vater fest. "Wo gekauft?"

"Bei Säckels, Franz hat ihn mir verkauft."

Vater verpaßte mir einen leichten Katzenkopf und brummte ärgerlich: "Gelogen, Säckels haben so einen Schnaps nicht."

"Doch," trumpfte ich auf, "Säckels haben noch mehr davon."

"Du Pschakreff!" empörte sich Vater. "Du lügst!"

"Nein!"

Vater hob die Faust, sah mich scharf an, ließ sie wieder sinken und schimpfte: "So ein Lump, dieser Säckel, das Beste säuft er allein, und für mein gutes Geld verkauft er mir Wasser."

Dann legte er eine Mark auf den Tisch, trank die Seltersflasche leer und sagte: "Lauf rüber und hol noch etwas davon. Ich mach inzwischen die Wäscheleine zurecht; wenn du etwas anderes bringst, schnell ich dich auf die Bank." Ich stürzte hinaus. –

Franz sah mich ratlos an. Ich drängte: "Sag deinem Vater, du hättest mir eine Flasche für eine Mark verkauft."

"Und wo hab ich die Mark? Meinst, mein Vater ist blöd?"

"Hast sie eben verloren!"

Franz dachte angestrengt nach: "Na klar, beim Spielen verloren."

Wir gingen in die Gaststube, und er erzählte seinem Vater vom Weltuntergang, vom Antichristen, von der Feuertonne, den verbrannten Puppen und von dem Schnaps, den er zusammengemixt und der meinem Vater so gut geschmeckt hatte. Säckel lachte, daß sein dicker Bauch wackelte. Ich reichte ihm die Mark und die Seltersflasche. Er wollte sie füllen, aber ich puffte Franz in die Seite. Er verstand und sagte: "Laß mich das machen, Vater, er will den gleichen haben wie vorhin."

Säckel schaute zu und lachte. Franz gab mir die volle Flasche, und sein Vater gab mir vier Groschen zurück.

Franz sagte: "Für die erste hab ich ihm auch eine Mark abverlangt."

"Viel zu viel", meinte Säckel und gab mir noch mal vier Groschen. Die wickelte ich in den Tuchfetzen, den ich immer noch um den Hals trug. Den Schnaps und die anderen vier Groschen brachte ich meinem Vater. Inzwischen hatte ihm Paul die Sache mit dem Antichristen ausführlich geschildert, und als ich mit der Selterflasche in die Küche kam, unterbrach er sein dröhnendes Gelächter, trank die Flasche halb leer und lobte: "Sieh da, genauso gut."

Am späten Nachmittag besuchte Großvater Winzeck den alten Säckel und verlangte für die verbrannten Puppen seiner Enkelkinder Schadensersatz. Säckel tröstete ihn mit ein paar Schnäpsen.

Ich mußte Paul einen Groschen abgeben und einen in den Automaten werfen. Immerhin verblieben mir noch zwei Groschen. Ich war glücklich. Das Karussell könnte jetzt kommen, dachte ich sehnsüchtig.

Leider trug mir dieser Sonntag, bevor er zu Ende ging, die ewige Feindschaft meines Vaters ein. Bis zu seinem Tod konnte er mir den Verrat nicht vergessen, den ich an ihm beging. Von diesem Tag an liebte ich die Mutter ebenso sehr, wie ich den Vater haßte.

Wir saßen beim Abendbrot. Mutter fragte Vater: "Woher hast du die Mark für den Schnaps?" Vater schälte schweigend seine Pellkartoffeln, zerschnitt sie in kleine Stücke und warf diese in die dampfende Mehlsuppe, ohne zu antworten. Mutter wiederholte ihre Frage. Wir schälten unsere Pellkartoffeln mit dem Löffelstiel und schielten ängstlich auf den Vater, denn er war schon unruhig geworden. Als er auch jetzt noch keine Antwort gab, löffelte Mutter schweigend ihre Suppe, und wir atmeten befreit auf.

Plötzlich jedoch legte sie den Löffel auf den Tisch: "Ah, nun geht mir ein Licht auf; – wieviel Taler hast du für Josef bekommen?"

"Eine Flasche Schnaps", erwiderte Vater zornig.

"Du lügst."

"Frag Säckel."

Darauf sagte Mutter: "Lauf rüber, Junge, und frag ihn."

Ich stand sofort auf und ging hinaus. Ich wußte, daß er fünf Taler bekommen hatte, deshalb ging ich erst gar nicht zu Säckel, sondern wartete eine Weile hinter dem Stall und kehrte dann wieder zurück. Der Vater sah mich böse an und brummte: "Nun, sag's der Mutter, wenn du's weißt."

Flehend blickte ich zur Mutter hinüber. Sie ermahnte mich: "Sag die Wahrheit, Junge; denn wer lügt, der stiehlt auch; beides sind schwere Sünden."

Ich zögerte. Vater hatte seinen Teller schon halb gegessen, hob die Augen, sah mich warnend an und knurrte: "Sperr schon dein Maul auf, sonst glaubt Mutter womöglich, ich hab dir was eingeredet." Ich flüsterte leise: "Fünf Taler." Im nächsten Augenblick sah ich nichts mehr, denn die Suppenschüssel klatschte mir ins Gesicht. Und als ich die Augen wieder aufmachen konnte, sah ich alle Schüsseln und die Pellkartoffeln in der ganzen Küche verstreut, und Vater war fort. Mutter wischte sich mit der Schürze Kartoffelreste aus dem Gesicht.

Nachts um ein Uhr kehrte Vater sinnlos betrunken heim. Wir schliefen schon alle. In der Küche entstand ein furchtbarer Lärm.

Paul kletterte eilig im Hemd aus dem Fenster. Ich sprang hinterher und verstauchte mir ein Bein. Mutter reichte Paul meine Schwester Anna aus dem Fenster. Er trug sie eilig fort; dann zerrte er mich weg. Ich humpelte auf den Hof. Zitternd vor Kälte, standen wir, nur mit unseren Hemden bekleidet, neben dem Stall und starrten auf die Haustür. Mutter war noch drin. – Dann sprang die Tür

auf. Mutter rollte die fünf Steinstufen herunter und blieb regungslos liegen. Erst als sich die Tür wieder geschlossen hatte, liefen wir hin. Anna trat dabei auf ihr langes Nachthemd, stürzte und blieb wimmernd liegen. Niemand achtete auf sie.

Wir versuchten die Mutter in den Stall zu schleifen, aber wir schafften es nicht. Dann hoben wir Anna auf und wollten sie im Ziegenstall aufs Stroh betten, aber der Stall war verschlossen. Jetzt regte sich Mutter. Wir halfen ihr auf die Beine, führten sie hinter den Stall und legten sie ins weiche Gras. Die Nächte waren schon kalt; wir zitterten. Mutter weinte: "Paul, lauf zu Säckels, vielleicht nehmen sie uns auf."

Bei Säckels war's schon dunkel. Paul kletterte über den Zaun; wir hörten ihn ans Fenster klopfen. Er wurde geöffnet: Säckels Kopf tauchte auf. Wir hörten hastiges Geflüster. Dann sprach Säckel, und das Fenster wurde heftig zugeschlagen. Paul kam heulend angelaufen. "Er will nicht, hat keine Lust sich mit Vater zu verkrachen." Dann lief ich mit Paul über unsere Wiese; das kalte Wasser umspülte unsere nackten Waden. Ich dachte an die Blutegel und ekelte mich zum ersten Mal vor ihnen. Am Ende unserer Wiese war ein Feldweg. Hundert Schritte links stand eine weißgetünchte Hütte. Hier wohnten Labudas.

Sie hatten fünfzehn Kinder; die Zwillinge, zwei kleine, blasse Mädchen, gingen mit mir zusammen in die Schule. Aber nur im Sommer. Im Winter nicht, denn sie hatten keine Schuhe. Im Herbst und im Frühjahr standen sie in den Pausen auf einem blaugefrorenen Bein im Hof, das andere versteckten sie unter ihren Röcken, um es zu wärmen. Nach einer Weile kam das Bein wieder heraus und das andere verschwand unter dem zerrissenen Rock. Es sah so aus, als ob sie nur ein Bein hätten. Die Kinder warfen ihnen lebende Frösche vor und höhnten: "Da, Storchliesel, Storchgustel, freßt! Nachher gibt's keine mehr, und ihr müßt nach Afrika fliegen."

Jeden Tag besah der Lehrer ihre Köpfe und stocherte mit dem Federhalter in ihren Haaren herum, und wenn er etwas gefunden hatte, schrie er sie an: "Marsch, in die Lausebank, aber dalli!" Dann bedeckten sie das Gesicht mit den Händen und gingen leise weinend in die Lausebank.

Manchmal hatte der Lehrer aber nichts gefunden, und sie durften auf ihrem Platz bleiben. Aber dann schrie mitten in der Stunde die Zajak-Balbine: "Die hat Läuse, bei der sitze ich nicht", und sie mußte wieder in die Lausebank. Nur wenn die Liesel ihr die Rechenaufgaben vorsagte, blieb Balbine still.

Ihre Geschwister gingen in eine andere Klasse. Der drei Jahre ältere Sylvester hatte einmal seinem Schulkameraden das Frühstück gestohlen und aufgeessen. Der Lehrer hatte ihn verprügelt und unserem Lehrer alles laut erzählt. Dabei guckte er immer auf die beiden Mädchen von Labuda. Die Gustel wurde ganz rot und weinte. Der Lehrer fragte: "Hast wohl kein reines Gewissen?" Die Kinder guckten gleich in

ihre Taschen und der Winzeck-Christian schrie laut: "Mein Brot ist weg, die Gustel hat es mir gestohlen." Gustel weinte, aber es half ihr nichts. Sie bekam auf beide Hände mit dem Rohrstock. Als sie auf seine Frage noch immer den Kopf schüttelte, schlug er ihr über den Rücken und sagte: "Weil du so verstockt bist." – Gustel hatte noch nicht aufgehört zu weinen, da klopfte die Mutter des Christian an die Tür, gab dem Lehrer ein kleines Päckchen und sagte: "Entschuldigen Sie, Herr Lehrer, der Christian hat sein Frühstück vergessen." Der Lehrer war sehr böse auf Christian; aber dessen Vater war ein reicher Bauer, daher tat er ihm nichts.

Familie Labuda

Jetzt standen Paul und ich im Hemd vor Labudas Hütte. Paul klopfte zaghaft, während ich mir die kalten Beine warmrieb. Frau Labuda steckte den Kopf heraus, und Paul erzählte zähneklappernd, was sich bei uns zugetragen hatte. "Wart, wart", sagte sie und machte das Fenster wieder zu.

Es dauerte sehr lange, bis sie wiederkam. Sie hatte ein großes, zerrissenes Tuch mitgebracht. Wir machten einen großen Bogen um unsere Wiese und standen bald hinter dem Stall. Mutter hatte sich schon aufgerichtet und lehnte leise stöhnend an der Wand. Frau Labuda legte das Tuch um sie, hob Anna auf den Arm, stützte mit der anderen die Mutter und führte sie in die Hütte.

Die Decke war so niedrig, daß man die dicken Holzbalken mit der Hand erreichen konnte. Rings an den Wänden standen Betten, und auf einem lagen fünf Kinder quer, mit den Köpfen zur Wand. Die Füße baumelten über den Rand. Ein Mädels war bis zu den Hüften aufgedeckt, es hatte kein Hemd an. Ich guckte schnell wieder weg, weil ich mich schämte. Aber Paul schielte immerzu hin. Ich dachte erst, die Liesel und die Gustel wären auch dazwischen. Aber nachher entdeckte ich sie im Bett ihres Vaters. Ihre Köpfe lagen am Fußende. Vor dem Bett stand eine kleine Kiste mit Sand; Vater Labuda hustete alle Augenblicke und spuckte hinein. Manchmal spuckte er auch daneben, und dann schimpfte ihn seine Frau aus.

In einem anderen Bett schliefen drei Jungen und wühlten mit den Beinen im blanken Stroh. Es hing über den Bettrand, und ein paar Halme waren auf dem Fußboden verstreut. Frau Labuda weckte die Jungen und wollte sie aus dem Bett jagen, damit wir mit unserer Mutter darin schlafen konnten. Aber Mutter wollte nicht, wickelte sich in das Tuch und legte sich neben dem Kamin auf die Erde. Die kleine Anna hielt sie fest an die Brust gedrückt. Ich sollte mit Paul zu den Jungen kriechen. Mir war so kalt, ich hätte es gern getan, aber Paul zog mich fort. Da riß Frau Labuda einen schwarzen zerschlissenen Pelzmantel vom Bett und warf ihn uns zu. Ein älterer Junge, so an dreizehn Jahre, fluchte ärgerlich und wühlte sich verschlafen tief in das Stroh hinein. Paul breitete den Pelz neben die Mutter, und ich wickelte mich hinein; er aber stand immer noch und schielte ständig auf das

nackte Mädchen. Schließlich stieß Mutter ihn mit der bloßen Zehe. Er brummte irgend etwas und kuschelte sich neben mich in den warmen Pelz.

Mutter Labuda seufzte schwer, warf ihren Rock ab und kletterte über zwei zusammengerückte Stühle, auf denen auch jemand schlief, in das vierte Bett. Ich konnte nicht sehen, wieviele Kinder darin lagen. Ihr Hemd war an mehreren Stellen zerrissen. Draußen funkelten die Sterne am Himmel; der Mond warf sein weißes Licht durch das kleine Fenster auf die Frau, die jetzt ein Bein über die Stuhllehne hob, um in ihr Bett zu gelangen. Ihre Beine waren durch unzählige Krampfadern verunstaltet. Ich dachte an ihre beiden Töchter Gustel und Liesel und konnte es nicht begreifen, daß diese häßliche Frau ihre Mutter war. – Ich konnte nicht einschlafen; denn jedesmal, wenn der alte Labuda hustete, mußte ich an die zwei kleinen, blassen Mädchen denken, die in seinem Bett schliefen. Einmal wollte ich aufstehen und nachsehen, ob sie nicht wach wären, aber Paul schlief auch nicht und schimpfte leise: "Bleibste liegen, man guckt nicht auf nackte Mädels." Er dachte an die andere.

Ich muß schließlich doch eingeschlafen sein, denn plötzlich zerrte mir Paul den Pelz vom Körper und zankte: "Los, steh auf, wir müssen nach Hause."

Ich öffnete verschlafen die Augen. Die Sonne schien durch die kleinen Fenster in die Stube. Um mich herum standen ein paar Mädels und Buben. Ich zog mein Hemd verschämt über die Knie. Die anderen lachten mich aus. Ich suchte Liesel und Gustel, aber sie waren nicht dabei. Frau Labuda war in unsere Wohnung gegangen und hatte unsere Sachen geholt. Vater, der schon wach war, hatte sie angeschrien: "Sag meinen Leuten, wenn sie nicht sofort heimkommen, hole ich sie mit dem Knüppel. Eine Schande ist das, sich nachts zu fremden Leuten ins Bett zu packen!"

Wir gingen heim. Zum Abschied wollte ich den beiden Mädchen die Hand geben, aber sie lagen noch im Bett ihres Vater, hatten die Augen geschlossen und mich gar nicht angeguckt. Ich war sehr traurig darüber.

Mutter trug die immer noch schlafende Anna in unser Haus. Ich wartete mit Paul auf dem Hof. Da winkte uns Mutter durch die zerbrochene Scheibe herein.

In der Küche war alles kurz und klein geschlagen. Der Tisch war umgekippt und hatte nur drei Beine. Durch die offene Tür zum Schlafzimmer sahen wir Vater angekleidet im Bett liegen. Seine Beine lagen da wie zwei dicke Baumstämme, und die Stiefelsohlen hatten Löcher. Er rauchte eine dicke Zigarre und stieß blaue Rauchwolken gegen die Decke. Ich wunderte mich darüber, denn bisher hatte er nur Pfeife geraucht. Er hatte drei Stück davon. Eine kurze, die wie ein abgebrochener Krückstock aussah, eine krumme mit einem silbernen Deckel und eine ganz lange mit einem großen Kopf, der immer unten auf der Erde stand, wenn Vater sie rauchte. Wenn er diese Pfeife rauchte, war er sehr freundlich. Bei der

krummen war man nie sicher, wie er gelaunt war. Aber wenn er die kurze rauchte, war er meistens betrunken, oder er ging bald trinken. Aber wie es jetzt mit ihm bestellt war, wußten wir nicht.

Vater sagte kein Wort. Ab und zu drehte er den Kopf, stieß den Rauch mitten in die Stube, schielte zur Mutter hin, starrte wieder die Decke an und zog an der Zigarre. Mutter hob einen verbeulten Topf von der Erde, hielt ihn gegen das Fenster, angelte den Stallschlüssel vom Haken und ging melken. Bald kam sie mit dem vollen Milchtopf zurück, suchte die Essigflasche im Küchenschrank, dessen Türen abgerissen waren, füllte einen Eßlöffel voll ab und reichte diesen vorsichtig Paul. Er sah sie sprachlos an. "Gurgel mal tüchtig," sagte sie, "damit die Schwindsuchtwürmer kaputtgehen." Paul wußte schon, was das für Würmer waren und gurgelte kräftig. Ich dagegen weigerte mich, bis Mutter sagte: "Ja, der alte Labuda spuckt dauernd welche aus, und die schwirren dann in der Stube herum. Wie leicht kannst du welche im Mund haben." Ich steckte meinen Finger in den Mund und suchte danach, aber meine Mutter erklärte mir, daß man diese Würmer nur mit einem Vergrößerungsglas sehen könne. Der Lehrer hatte uns schon so ein Glas gezeigt, und die Fliegen waren dreimal so groß, wenn man durchguckte. Dann gab die Mutter jedem von uns eine Tasse Ziegenmilch, weil die Würmer auch keine Ziegenmilch vertrugen. Dann gingen wir in die Schule. Ich suchte Liesel und Gustel, aber auch in der Lausebank saßen sie nicht. Darüber war ich wieder sehr traurig, denn ich wollte ihnen von den Würmern und dem Essigwasser erzählen.

Mittags, zu Hause, war ich sehr erstaunt, daß unsere Möbel wieder ganz waren. Nur das Fenster war noch kaputt. Aber das alles interessierte mich weniger. Ich dachte immerzu an die Schwindsuchtwürmer und an die beiden blassen Labuda-Mädel. Deshalb fragte ich Mutter, warum die Leute solche Würmer bekämen. "Sieh mal," sagte sie, "wenn die Kinder nichts zu essen haben als Brot und Kartoffeln, sind sie blaß und schwach. Die Würmer überfallen solche Kinder und fressen ihnen die Lunge kaputt. Aber wer Milch, Eier oder Fleisch ißt, den lassen sie in Ruhe."

"Ach so", sagt ich und dachte an Sylvester, der seinem Schulkameraden die Brotschnitten geklaut hatte.

Da hörte ich auf dem Hof ein Huhn gackern. Ich schlich in den Hühnerstall und verscheuchte eine Henne vom Nest. Sie flatterte auf die Hühnerleiter und gackerte empört. Ich steckte schnell zwei Eier in die Tasche und schlich vorsichtig aus dem Stall. Mein Herz pochte zum Zerspringen. Ich lief über die Wiese, beide Hände schützend um die Eier in meinen Taschen gelegt. Einmal stolperte ich und fiel mit dem Gesicht ins Wasser, weil ich die Eier nicht loslassen durfte. Bald stand ich vor Labudas Bett.

Ich sah die Mädels, sie lächelten mich an. Gustel hatte rote Flecken auf den Wangen. Labuda hustete und spuckte in die Kiste. Ich dachte an die Würmer und verschloß mit einer Hand schnell meinen Mund. Mit der anderen umklammerte ich ein Ei und steckte es Gustel heimlich unter die Decke. Dann verschloß ich mit der anderen Hand meinen Mund und angelte nach dem zweiten Ei. Ich steckte es Liesel zu.

Zu Hause gurgelte ich wieder mit Essigwasser. Mutter lächelte, sagte aber nichts. Vater verließ schweigend das Haus. Kaum war er fort, kam Frau Labuda. In der Hand hielt sie zwei Eier. Ich bekam einen roten Kopf. Frau Labuda fragte, auf michweisend: "Habt Ihr die Eier zu mir rumgeschickt? Der Bengel tat so geheimnisvoll." Mutter warf einen kurzen Blick auf mich und erwiderte schnell: "Ja, Frau Labuda, nehmen Sie's in Gottes Namen für die freundliche Aufnahme. Ich hätte Ihnen gern mehr gegeben, aber ich habe selbst nichts." Frau Labuda küßte meiner Mutter die Hand und ging weinend hinaus.

Kaum war sie draußen, bekam ich zwei Ohrfeigen. "Eine fürs Stehlen und die andere, weil's Eier waren. Fürs Eierstehlen gibt es doppelte Strafe; denn ein Huhn muß Schmerzen erdulden, wenn es ein Ei legt." Nach einer Weile fügte sie hinzu: "Ein Glück, daß der Vater nicht da ist." Die zweite Ohrfeige bekümmerte mich wenig, ich fragte mich nur, ob Frau Labuda die beiden Eier den Mädchen kochen würde, und beschloß, sie in der Schule danach zu fragen. Aber ich sah sie nicht. Sie kamen nicht mehr, und dabei war noch lange nicht Winter.

137

Als meine Eltern einmal nicht zu Hause waren, stahl ich wieder zwei Eier. Dann holte ich einen Topf aus der Küche und versuchte unsere Ziege zu melken, aber das Biest war nicht damit einverstanden, hopste herum und meckerte blöde. Da verprügelte ich sie tüchtig. Nun stand sie still. Ich stellte den Topf in den Mist und zog mit beiden Händen an ihren Zitzen. Aber als ich den Topf schon halbvoll hatte, steckte sie plötzlich ein Bein hinein und verschüttete mir fast die ganze Milch. Den Rest goß ich der Ziege wütend um das Maul und gab es auf.

Mit den zwei Eiern lief ich zu Labudas. Diesmal stellte ich mich nicht noch einmal so dumm an, sondern reichte Frau Labuda die Eier und sagte: "Meine Mutter läßt schön grüßen und schickt Ihnen zwei Eier für Gustel und Liesel. Sie sollen die Eier gleich kochen und die Mädchen vorher mit Essig gurgeln lassen, das hilft bestimmt. Wir machen das auch so." Frau Labuda schüttelte verständnislos den Kopf, bedankte sich aber herzlich.

Vier Wochen später sagte Mutter: "Geh mit Paul zu Labuda und bete ein Vaterunser an seinem Totenbett für die arme Seele; er ist heute nacht gestorben. Aber geht nicht so nah heran und faßt die Leiche nicht an." Wir gingen hin. In seinem Bett lagen nur Liesel und Gustel. Die Kiste mit dem Sand war aber noch da.

Jetzt spuckten die Mädels abwechselnd hinein. Vater Labuda lag im Holzschuppen auf einem breiten Brett, mit zwei Säcken zugedeckt. Ich starrte ihn eine Weile an, dann lief ich fort. Unterwegs fiel mir ein, daß ich vergessen hatte, das Vaterunser zu beten. Schnell lief ich in den Stall, kniete neben der Ziege nieder und holte das Gebet für ihn nach.

Drei Tage später trugen vier Männer eine schwarze Kiste zum Friedhof. Eine Menge Menschen liefen hinterher.

Unser Kastanienbaum vor dem Haus hatte schon seine Knospen entfaltet, und die saftigen Blätter beherbergten zahlreiche Maikäfer. An einem Sonntag saß ich oben auf dem Baum und schüttelte die vom Tau erstarrten Käfer herunter, die Paul unten aufsammlte. Da kam Mutter heraus und sagte traurig: "Geht mal zu Labudas rüber, Gustel ist heute nacht gestorben. Gott hat das arme Kind zu sich gerufen. Betet ein Ave-Maria für sie." Mit zitternden Knien rannte ich über die überschwemmte Wiese. Ich lief gleich in den Holzschuppen. Auf dem Brett lag Gustel mit einem Sack zugedeckt. Sie lächelte immernoch. Ich glaubte nicht, daß sie tot sei und berührte ihre weiße Hand. Da zuckte ich zusammen. Sie war eiskalt. Ich ballte meine Fäuste und schrie: "Lieber Gott, du bist auch nicht besser als mein Vater, warum hast du sie sterben lassen? Sie hat dir noch nichts getan. Und das Brot in der Schule hatte sie auch nicht geklaut!"

"Bist du verrückt?" schimpfte Paul und zerrte mich in die Stube. Aus dem Bett lächelte uns Liesel an. Neben ihr schlief der drei Jahre ältere Bruder Sylvester, der das Brot in der Schule geklaut hatte. Er lachte nicht, sondern blickte uns böse an, hustete und spuckte in die Sandkiste. Zwei Tage später sagte die Mutter: "Geht zu Labudas, die - "

"Nein", schrie ich auf. "Ich war schon da, ich hab schon für Gretel gebetet."

"Nein, mein Junge. Liesel ist heute nacht gestorben."

Grauen packte mich. Ich warf mich auf die Erde, schrie und wand mich in Krämpfen. Mutter hob mich besorgt auf, sie fühlte meine Stirn. "Oh, mein Gott, du fieberst ja." Sie kleidete mich aus und packte mich ins Bett. Ich sah nicht, daß zwei Tage später zwei Männer eine kleine weiße Kiste über den Feldweg trugen. Und ich sah auch die zweite Kiste drei Tage später nicht. Ich träumte, daß der liebe Gott die Gustel wieder lebendig gemacht hatte. Sie stand vor meinem Bett, hielt ein Hühnerei in der Hand und drohte mir mit dem Finger. Ich öffnete die Augen, und da stand auch Mutter neben Gustel. Ich schrie sie an: "Koch ihr das Ei, sonst stirbt sie noch einmal!" Mutter legte mir einen essigetränkten Lappen auf die Stirn und sagte zu Gustel: "Paul, Theo hat hohes Fieber, geh mal zu Säckels und hol ein Stück Eis. Der hat doch immer welches zum Bierkaltmachen!" Plötzlich hatte sich Gustel in meinen Bruder Paul verwandelt, und von der gegenüberliegenden

Wand sah mich Jesus mit durchstochener Brust an und schüttelte sein dornengekröntes Haupt. Aber plötzlich verwandelte er sich in meinen Vater, der eine Zigarre rauchte, und aus der Dornenkrone wurden zwei Hörner; ich schrie auf und wollte aus dem Bett flüchten, aber meine Mutter drückte mich wieder in die Kissen.

Die Blätter fielen von den Bäumen, da trugen vier Männer eine etwas größere Kiste über den Feldweg. Mutter hatte mir nicht gesagt, daß Sylvester gestorben war. Als drei Wochen später seine Schwester Pelagia starb, sagte Paul: "Komm, wir gehen mal rüber. Die ist auch tot." Und als ich ihn verständnislos anstarrte, klärte er mich auf: "Das ist die Pelagia, die damals so ganz nackt im Bett gelegen hat, als wir da schlafen mußten." Ich erinnerte mich und ging betrübt mit. Wir gingen erst in die Stube; jetzt standen vor zwei Betten kleine Kisten mit Sand. In einem lag ein Mädels, in dem andern ein Junge. Er hatte ganz dünne Lippen und eine spitze Nase. Mutter Labuda saß auf der Bettkante, hielt seinen Kopf und flößte ihm mit einem Löffel Suppe ein. Wenn er schluckte, schloß er jedesmal die Augen. Schließlich wollte er nichts mehr haben. Frau Labuda legte seinen Kopf auf das Strohkissen: "Pelagia hat's schon überstanden, aber der arme Junge muß sich so quälen, er kann nicht sterben."

Ein größeres Mädels streute weißen Sand auf den frisch gescheuerten Fußboden, blieb vor dem Bett ihres Bruders stehen und belehrte die Mutter: "Pelagia hat auch die Galoppierende gehabt, und er nicht, darum dauert es bei ihm so lange."

Ich hätte gern gewußt, das das für eine Krankheit war, die Galoppierende, getraute mich aber nicht zu fragen. Als ich Paul fragend in die Seite stieß, zuckte er mit den Schultern und brummte: "Wird wohl eine Pferdekrankeheit sein."

Frau Labuda ging mit uns in den Schuppen. Auf dem Brett lag das Mädchen, mit einem zerrissenen Tuch bedeckt. Es war das gleiche Tuch, in das sich meine Mutter gehüllt hatte, als sie in Labudas Stube auf der Erde schlief. Durch ein Loch sah ein Knie heraus. Frau Labuda zerrte das Tuch bis zur Hüfte herunter, deckte die Brust des Mädchens auf und flüsterte: "Seht ihr, Kinder, wie abgezehrt sie ist." Zwischen den Rippen waren tiefe Furchen. Wir knieten alle drei nieder und beteten.

Nachdem Pelagia beerdigt war, kamen zwei Barmherzige Schwestern aus dem Kloster der Stadt, bespritzten alle Betten und Möbel mit rotem Wasser, schleppten allen Hausrat auf den Hof und bestrichen die Wände und Decken der Stube mit Kalk. Dann gingen sie im Dorf von Haus zu Haus und fragten die Leute, ob sie ein gesundes Kind von Labuda aufnehmen wollten. Aber die Leute hatten alle Angst und schüttelten die Köpfe. Dann fuhren die Schwestern wieder in die Stadt.

Nach und nach starben alle. Nur die Mutter lebte noch, ebenso die drei Söhne, die in der Fremde waren und nur zur Beerdigung des Vaters gekommen waren. Frau Labuda hütete auf dem Feldrain ihre Ziege. Die grauen Haare hingen ihr in Strähnen über das zerfurchte Gesicht. Ihre Finger waren dürr und gekrümmt. Und die Kinder schimpften sie "alte Hexe".

Erwin und sein Vater

Seit Vater die Möbel zerschlagen hatte, war schon über ein Jahr vergangen. Es war im März, an einem Nachmittag. Mutter lag im Bett. Vater jagte uns alle aus der Wohnung. Wir liefen auf den Bahnhof und bettelten den Stationsvorsteher an, er solle uns erlauben, die Schranke herunterzukurbeln. Aber er sagte, wir müßten warten, bis ein Zug käme. Wir warteten geduldig, bis es zu dunkeln begann. Dann wollte ich nach Hause. Aber Paul meinte: "Bist du verrückt? Der schmeißt dich gleich wieder raus. Mutter kriegt ein Kind, das geht nicht so schnell." Ich versuchte ihn auszufragen, aber er wies mich wegen meiner Neugierde zurecht: "Halt den Mund, dazu bist du noch zu jung." Dabei war er bloß zwei Jahre älter.

Ja, wir hatten eine Schwester bekommen. Mariechen hieß sie, sie war rund und dick und zappelte wie ein fetter Frosch in der Wiege neben dem Ofen. Frau Säckel hatte Pate gestanden. Nun bewunderte sie den Nackedei. "Ja," sagte Mutter, "das kommt davon, weil mein Alter über ein Jahr lang nicht gesoffen hat."

Ich fragte Paul, was der Schnaps mit unserem dicken Schwesterchen zu tun hätte, aber er hob nur die Schulter. Er wußte es auch nicht.

Vater lag schon mehrere Wochen im Bett. Er trank die ganze Milch unserer Ziege. Ich durfte nicht an sein Bett kommen. "Geh mir aus den Augen, du bist ein Verräter, du bist wie der Judas."

Ich fragte die Mutter, warum Vater so böse auf mich sei. "Ach, mach dir nichts draus," sagte Mutter, "es ist wegen der fünf Taler für Josef."

Ich erinnerte mich an meinen Bruder und fragte die Mutter, wo er so lange stecke und warum er nicht heimkomme. Sie erwiderte: "Gott weiß, an wen ihn der Vater verschachtert hat. Kein Mensch weiß, wer der Bauer war und aus welchem Dorf. Der Lumpenhändler kommt doch überall herum, aber er kann ihn auch nicht finden."

"Vielleicht ist er schon tot, denn er wollte damals sterben; ich sollte für ihn beten."

Mutter sah mich fragend an. Dann schüttelte sie heftig den Kopf und sagte nichts mehr. Sie trug dem Vater zwei gekochte Eier und einen Blechtopf mit Milch ans Bett.

Als sie wieder in die Küche kam, fragte ich: "Hat Vater solche Würmer, wie sie Labudas hatten?" Sie drehte sich schnell zu mir um und sagte böse: "Red nicht so dummes Zeug; die Grube hat ihm die Lunge kaputtgemacht, aber er wird bald wieder gesund."

Im Dorf baute jemand ein neues Haus. Paul bewunderte die Männer, die auf dem hohen Gerüst furchtlos umherliefen. "Komm nach Hause," sagte er, "wir bauen auch ein Gerüst." Er stieg auf unseren Stallboden, öffnete im Giebel eine Luke. Dann kam er wieder herunter und nagelte über zwei armdicke, sehr lange Hölzer eine Querlatte. Mühsam richteten wir das Gestell vier Schritte von der Giebelwand auf. Ich mußte dieses Gestell unten festhalten, damit es nicht umkippte. Paul kletterte auf den Boden, warf ein langes Brett auf die Querlatte, nagelte es an der Bodenluke fest und turnte darauf herum. Das Gerüst wackelte stark. Ich schrie laut, aber er noch lauter: "Halt fest, ich hol noch ein Brett." Er kam mit einem zweiten Brett, schaukelte hoch oben über meinem Kopf. Plötzlich polterte es über mir. Ich kriegte es mit der Angst, ließ die Hölzer los und lief fort. Hinter mir krachte das Gerüst zusammen. Paul flog in hohem Bogen in einen Wassergraben; krabbelte wie ein Frosch herum, sprang pudelnaß heraus und lief hinter mir her. Mitten auf der Wiese, knöcheltief im Wasser, erwischte er mich. Er drückte meinen Kopf ganz hinunter. Ich schluckte Wasser, verlor die Besinnung. Da warf er mich über die Schulter, trug mich zur Mutter und sagte: "Beinahe wäre er erstickt. Ich hab ihn grad noch gerettet."

"Jesus Maria", schrie meine Mutter, stellte mich auf den Kopf und versuchte, das Wasser aus mir herauszuschütteln. Bald war ich wieder bei Besinnung. Sofort hielt mir Paul seine Faust vor die Augen und drohte: "Wenn du deinen Mund aufsperrst, lasse ich dich richtig ersaufen."

Paul war stark; in der Schule fürchteten sich alle vor ihm. Wenn er wütend war, sagte er auch schon *Pschakreff* wie der Vater und verdrosch alle.

Auf dem Heimweg von der Schule überholte uns ein Bauer mit einem leichten Leiterwagen. Wir sprangen hinten auf. Als wir an unserem Haus vorbeikamen und absteigen wollten, hieb der Bauer heftig auf sein Pferd ein und fuhr lachend weiter. Paul schrie "Pschakreff!", und als der Bauer nicht hören wollte, steckte er sein Bein zwischen die Speichen des Hinterrades. Eine Speiche brach entzwei, Pauls Bein auch, aber der Wagen stand still. – Mutter schlug die Hände über dem Kopf zusammen. Vater kletterte aus dem Bett und schimpfte. Mutter holte zwei schmale Bretter. Dann legte Vater den Paul auf den Fußboden. Mutter kniete auf seiner

Brust, und Vater zog und drehte an dem gebrochenen Bein. Paul biß sich vor Schmerz die Lippen blutig und brummte: "Wenn ihr denkt, ich werde schreien, da könnt ihr lange warten." Vater schrie ihn an: "Halt's Maul!" Dann packte Mutter ein Brett unter das gebrochene Bein und das andere oben drauf. Vater wickelte die Wäscheleine darum, schleifte ihn ins Bett und gab ihm dann zwei schallende Ohrfeigen. Paul sagte keinen Ton.

Kaum waren Vater und Mutter aus dem Haus, humpelte er in den Schuppen, bastelte sich ein paar Krücken und hopste damit auf der Straße herum. Bis der Vater ihn erwischte, ins Bett jagte und die Krücken zerbrach. Aber bald hatte Paul ein paar neue gebaut und hopste wieder umher, wenn niemand zu Hause war.

Nach vier Wochen wickelte Vater die Wäscheleine ab, aber Paul konnte nicht laufen. Alle Prügel half nichts. Er hüpfte nur auf einem Bein.

Fast ein ganzes Jahr dauerte es noch, bis er sich daran gewöhnt hatte, wieder auf beiden Beinen zu gehen. Dann gab ihn die Mutter für fünfzehn Taler einem Bauern ins Nachbardorf.

Bald sprachen alle Leute von dem tüchtigen Jungen Paul. Er konnte pflügen, mähen, Kühe melken, reapierte die Dreschmaschine und sogar die Wanduhr. Schon nach sechs Monaten zahlte ihm der Bauer mehr. Paul kaufte sich schöne Sachen dafür und besuchte uns eines Tages in einem neuen Anzug, um den Hals einen sauberen Kragen und einen roten Schlips. Nach acht Monaten wollte er fünfundzwanzig Taler Lohn haben, und als der Bauer sich weigerte, lief er ihm davon.

Dann verdingte er sich bei einem anderen Bauern, der ihm gern fünfundzwanzig Taler im voraus zahlte. Er kaufte sich allerlei Schusterwerkzeug und reparierte an seinen freien Tagen den Dorfbewohnern billig die Schuhe.

Vater ging es wieder besser. Er trank nicht mehr, aber dafür rauchte er den ganzen Tag teure Zigarren. Erwin schickte ab und zu ein paar Taler. Davon verbrauchte Vater den größten Teil für sich. Mutter schimpfte, aber es half nichts. Jetzt beklagte sich Mutter brieflich bei Erwin.

Kurz vor Weihnachten kam Erwin plötzlich zu Besuch. Er war ebensogroß wie der Vater, hatte einen neuen Anzug an und trug über der Weste eine goldene Uhrkette. Er tat sehr vornehm, klimperte mit den Silbermünzen in seiner Tasche und unterhielt sich nur mit Vater und Mutter. Seine beiden Geschwister und mich beachtete er kaum.² Wir standen um den Tisch herum und schauten zu, wie er eine Menge Eier verschlang, die ihm die Mutter vorgesetzt hatte. Wir hofften, daß für

² sic!

uns welche übrigbleiben würden; aber er aß sie alle auf. Mutter betrachtete seine großen, schwieligen Hände, streichelte sie und fragte mitleidig: "Du mußt wohl schwer arbeiten, Junge?"

Erwin seufzte: "Es geht. Ich bin Heizer auf einer Grubenlok." Dann legte er der Mutter vier kleine Goldstücke auf den Tisch, und Vater drückte er einen Taler in die Hand. Der betrachtete wütend den Taler, als wollte er ihn Erwin an den Kopf werfen. Schließlich aber steckte er ihn ein und ging schweigend hinaus. –

Wir saßen um den Tisch in der Küche. Erwin blickte in Gedanken versunken durch das Fenster auf die Schenke. "Du hättest ihm den Taler nicht geben sollen, Junge," sagte Mutter, "wirst sehen, was er anstellt, wenn er heimkommt."

Erwin ließ die Glieder seiner Kette durch die Finger gleiten. "Was kann er schon anstellen, mehr als sich besaufen kann er nicht. Das gehört wohl dazu."

Mutter betrachtete seine Uhrkette und meinte: "Mußt du für sowas dein schwerverdientes Geld ausgeben? Das ist wohl Gold? Eine Uhr tragen nur reiche Leute."

Erwin lachte: "Für einen Groschen in der Tombola gewonnen." Und er zog an der Kette. Aus der Westentasche kam eine kleine Schere zum Vorschein.

Mutter sah ihn an. "So stark wie dein Vater. – Hast du noch mehr von ihm?"

"Ja, – seinen Jähzorn. Sonst nichts,,"

"Trinkst du auch Schnaps?"

Erwin schüttelte den Kopf. "Hab's versucht, aber jedesmal muß ich dabei an Vater denken, da bleibt er mir im Halse stecken. Darum laß ich es. Wenn ich mal verheiratet bin, soll mein Haus für Frau und Kinder keine Hölle sein. – Wenn ich an mein Elternhaus denke, schüttelt's mich."

Mutter senkte die Augen auf die Tischplatte, betrachtete ihre verarbeiteten Hände und fragte leise: "Geht es dir gut?"

Erwin schob ihr seine schwieligen Pranken zu und erwiderte: "Da, schau hin. Zwölf Stunden als Heizer auf der Grubenlok. Wir dürfen nur minderwertige Braunkohle verheizen, und wenn wir zur Kippe rauffahren, stehe ich ununterbrochen vor der Feuerkiste, schaufle und schmeiße den Dreck in die Glut. Dabei arbeitet das Gebläse. Die Kohle fliegt zum Teil gleich wieder unverbrannt zum Schornstein hinaus, und der Dampfdruck fällt. Wenn wir auf der Steigung halten müssen, können wir nicht mehr allein anfahren. Dann müssen wir Notsignal geben, damit eine Hilfslok kommt und uns raufhilft. Dafür wird mir eine Mark Strafe vom Lohn abgezogen. Vom letzten Lohn fehlten mir vier Mark. – Was glaubst, wie die Lok hin und her wackelt. Vergangene Woche bin ich beim Schippen mit dem Kopf auf den Rand der glühenden Feuerkiste gefallen. Ich dachte schon, der Teufel hätte mich geholt, und der Lokführer hat sich dabei noch krankgelacht. – Wenn andere Mittagspause haben, muß ich den Klapperkasten nachsehen. Ist dem Lokführer

seine Arbeit, aber was soll ich machen? Es warten schon genug auf meinen Posten. – Andere gehen sonntags aus. Ich darf es nicht; denn in meinem Spind liegen Briefe. Darin steht: *Schicke Geld, schicke Geld, schicke Geld.*" Erwin schlug mit der Faust auf den Tisch und wiederholte schreiend: "*Schicke Geld*, dabei hab ich keine ganzen Arbeitsschuhe an den Füßen, brauche Arbeitshemden, Schlosserjacken, Hose." Er zerrte am Kragen seines Anzugs und fügte hinzu: "Und für diesen Anzug hab ich noch dreißig Mark Schulden." Mutter blickte erschrocken zu ihm auf. Erwin tobte weiter: "Zum Teufel noch mal, woher soll ich das Geld nehmen? Obendrein muß ich noch herkommen und das viele Geld der Bahn in den Rachen werfen. Und wozu? Weil der Vater mein schwerverdientes Geld versäuft, weil mein Vater dich halbtot prügelt. Weil er die Wohnung zertrümmert, weil er meinen Geschwistern die Köpfe blutig schlägt – und zwischendurch baut er mir noch eine kleine Schwester!"

Er war aufgesprungen und lief erregt in der Küche auf und ab. Schließlich blieb er mit geballten Fäusten vor der Mutter stehen. "Sag, Mutter, was soll ich hier? Soll ich mir eure verbeulten Köpfe anschauen, eure blauen Schwielen und Flecke? Oder soll ich den Vater verprügeln, damit er sich das Saufen abgewöhnt? Soll ich ihn davonjagen?"

Mutter weinte leise vor sich hin. Erwin setzte sich, streichelte ihre Hände und sagte weich: "Verzeih, ich werde nachher mit ihm ein ernstes Wort reden."

Mutter trocknete sich mit einem Schürzenzipfel die Tränen und fragte gequält: "Wie geht es Marthel?"

Erwin erzählte: "Das arme Ding tut mir leid, arbeitet beim Grubendirektor als Küchenmädchel. Steht bis elf Uhr nachts am Abwaschtisch, weil alle Tage was los ist. Alle vier Wochen hat sie einen Nachmittag frei, kommt aber vor drei Uhr nicht fort. Wenn ich gerade Schicht habe, kommt sie für ein Viertelstündchen zu mir auf die Maschine. Weißt du, was sie kriegt? Drei ganze Taler im Monat – und alle Wochen einen Brief von dir. Weißt du, was drinsteht? *Schicke Geld, schicke Geld. Weil Vater – weil die Kinder – weil die Hypothekenzinsen – weil kein Holz – weil kein Brot da ist, weil – Herr Gott, Mutter, das Mädchel hat kein ganzes Hemd auf dem Hintern. Die Burschen gucken nach ihr. Sie möchte auch mal ausgehn. Aber sie kann nicht. Sie darf nicht; denn in ihrem Nachtschränkchen liegen Briefe, so viele Briefe wie bei mir im Spind, und sie schuftet Tag für Tag, Woche für Woche und sonntags auch. Unsereiner hat wenigstens Sonntagsruhe, aber ..."*

Mutter unterbrach: "Da darf das Mädchel wohl gar nicht in die Kirche – ?!"

"Was du für Sorgen hast," rief Erwin ärgerlich, "schreib mal ihrer Gnädigen, daß deine Tochter jeden Sonntag zur Kirche muß. Weißt, was die Frau Direktor zu ihr gesagt hat? *Wer fleißig arbeitet, der betet zugleich. Gott hört dich auch am Abwaschtisch.*"

"Gott, sind diese Menschen schlecht", stöhnte die Mutter.

"Nicht schlechter als wir, vielleicht nicht einmal so schlecht wie mein Vater."

Mutter trumpfte auf: "Dein Vater geht in die Kirche, zur Beichte, zum – "

Erwin unterbrach sie zornig: "– und versäuft mein schwerverdientes Geld, euer Brot, schlägt die Frau zum Krüppel, seine Kinder halbtot, flucht wie ein Teufel, geht wieder in die Kirche, beichtet und säuft und prügelt wie zuvor. Foltert und betet, sündigt und beichtet, säuft und betet danach den Rosenkranz, und wenn ihm dabei eine Perle aus den Fingern rutscht, sagt er *Pschakreff*. Und du sagst, die Frau Direktor sei ein schlechter Mensch, weil sie deine Tochter nicht in die Kirche gehen läßt. Nicht deshalb, weil sie deine Tochter auch am Sonntag schuften läßt, nicht deshalb, weil sie ihr nur drei Taler den Monat zahlt, und auch nicht deshalb, weil sie deine Tochter bis elf Uhr nachts am Abwaschtisch beschäftigt, sondern nur, weil Marthel nicht in die Kirche darf! – Aber wenn das arme Mädel aus Verweilung ins Wasser geht, dann hat nicht nur die gnädige Frau Direktor sie auf dem Gewissen, nein, auch der Vater, auch du!"

Mutter schrie auf: "Jesus, Junge! Was redst du da, was ist mit Marthel?"

Erwin erzählte leise: "Marthel möchte fort. Sie geht da langsam kaputt, aber die Gnädige läßt sie nicht. Du hast sie gut erzogen. Sie schuftet, betet am Abwaschtisch, wenn die Glocken zum Hochamt läuten. Sie muckt nicht auf und fügt sich widerspruchslos allen Anordnungen der Herrschaft. Du sollst deinem Herrn untertan sein, hast du sie gelehrt. Und Marthel ist eine tüchtige und billige Arbeitskraft, die die Gnädige nicht entbehren kann und will. Marthel könnte ja fortlaufen, aber dann müßte sie auf nahezu fünfzig Taler verzichten. Die Gnädige ist schlau. Marthel bekommt eigentlich vier Taler den Monat, aber einen Taler hält die Gnädige zurück. Nein, Mutter, betrügen tun diese Leute nicht, die sind durchaus ehrlich! Marthel bekommt das Geld bestimmt einmal ausgezahlt, wenn sie die Bedingungen erfüllt, die ihr die Frau Direktor vorgeschrieben hat: Sie muß ihr treu und ehrlich so lange dienen, bis sie sich verheiratet. Also spart die Gnädige für Marthels Aussteuer. Wenn sie aber vorher davonläuft, bekommt sie nichts. Höchstens ein schlechtes Zeugnis. – Ja, wenn sie ein Zuhause hätte. Aber Marthels Elternhaus ist eine Hölle. Gewiß, ihr Herr Direktor säuft auch, aber dann tobt er nicht, er singt, macht Spaß, kneift Marthel höchstens mal in die Backen, faßt ihr nach der Brust. Er verspricht ihr sogar einen Taler für einen Kuß. Verstehst du nun, Mutter, weshalb sie gern ins Wasser möchte? Aber sie geht noch nicht; denn sie hat Angst vor der Hölle. Aber wie lange wird sie sich davor noch fürchten?"

Mutter schluchzte: "Gnädiger Gott, was ist das für eine Welt. Erbarme dich unser. Laß das Mädel nicht – " Heiße Tränen erstickten die weiteren Worte. Sie wühlte in ihrer Tasche, brachte zwei Zehnmarkstücke zum Vorschein und schob sie Erwin zu. "Gib Marthel das Geld. Und sag ihr, sie soll mir keines mehr schicken. Sie soll sich

schöne Sachen kaufen und auch mal ausgehen. Ich werde der Frau Direktor schreiben, daß sie ihr auch mal Sonntag nachmittag freigibt. Geh dann mit ihr aus, Junge. Geh mit ihr tanzen. Aber paß auf, daß ihr nichts passiert. – Ich hab ja noch zwanzig von dir, das wird schon eine Weile reichen, muß eben sehen, wie ich allein zurechtkomme."

Erwin schob ihr das Geld wieder zu und versprach, Marthel von seinem nächsten Lohn etwas abzugeben. Dann betrachtete er eine Weile Anna und mich, suchte in seiner Tasche und gab jedem einen Groschen.

Mutter sah verloren durchs Fenster auf die Straße. Erwin hatte sich seine Pfeife gestopft und blickte ebenfalls zu den hellerleuchteten Fenstern des Nachbarhauses hinüber. Plötzlich fuhr Mutter zusammen: "Vater kommt heim. Mein Gott, ist er betrunken!"

In der Schenke hatte Vater den Taler wütend auf den Tisch geworfen und geschrien: "Da, gib Schnaps dafür, die Schulden kann ich noch nicht begleichen, aber morgen, das schwör ich dir, Säckel." Dann neigte er sich über den Schanktisch und flüsterte: "Erwin hat vierzig Mark heimgebracht und der Alten gegeben." Er goß seinen Schnaps hinunter, wandte sich an die Gäste: "He, Männer, wem gehört das Geld, dem Mann oder der Frau? Und wenn ich es in den Graben werfe, geht's keinen was an, und wenn ich es versaufe, erst recht nicht!"

Die Männer lachte und riefen: "Gib erst eine Lage aus, dann verraten wir dir, wer recht hat." Der Wirt goß die Gläser voll. Sie stießen an und verfluchten alle Weiberknechte.

Der Taler war bald vertrunken. Der Wirt weigerte sich, noch mehr anzuschreiben, denn Vater hatte bei ihm fast acht Taler Schulden. Säckel erklärte: "Schluß, Peter, keinen Tropfen mehr ohne Geld."

Die andern spotteten: "Geh, Peter, geh schon heim, mach vor deiner Alten einen Kniefall, vielleicht rückt sie noch einen Taler raus." Vater starrte sekundenlang in ihre Gesichter und trat mit schleppenden Schritten an den Tisch. Ein Bauer sagte: "Ja, Peter, wenn einem die Knochen schlapp werden, muß man sich ducken und froh sein, daß man zu Hause keine Dresche kriegt."

Vater stützte sich mit den Fäusten schwer auf den Tisch. Noch bevor der Sprecher verstummte, fegte er die Gläser vom Tisch und fluchte: "Pschakreff!"

Niemand rührte sich. Selbst der Wort hinter dem Schanktisch hörte auf, Gläser zu spülen. Endlich richtete Vater sich auf und sagte beherrscht: "Hört zu, Männer! Ich gehe jetzt heim, die Prügel zu holen oder die vier Goldstücke. Wenn ich Prügel bekomme, bin ich das letzte Mal hiergewesen, aber wenn ich die Goldstücke habe, komme ich gleich wieder." Dann ging er zur Tür, drehte sich nochmals um und rief

dem Wirt zu: "Stell vier *Alte Affen* auf den Tisch; bevor du drei Vaterunser betest, hast du das Geld dafür."

Vater stand in der Tür. Sein Schnurrbart hing in feuchten Strähnen über die Lippen, er hatte die Fäuste geballt und den Oberkörper wie zum Sprung vorgeneigt. Erwin blickte kurz auf, betrachtete dann schweigend seine eigenen Fäuste. Die Augen der Mutter ruhten hilfeschend auf ihm. Annas Kopf verschwand unter der Tischplatte. Ich fühlte, daß es auch für mich höchste Zeit war, ihr zu folgen. Ich machte mir Vorwürfe, daß ich nicht beizeiten die Küche verlassen hatte. Jetzt war es zu spät; das Fenster hinter mir war geschlossen.

Vater stand schon mitten in der Küche. Er schob sich bis dicht an den Tisch heran. Sein Blick lag ein paar Sekunden forschend auf Erwin. Aber der blickte nicht einmal auf. Mutter zog den Oberkörper von der Tischkante und lehnte sich weit zurück. Jetzt schlug Vater mit der Faust auf den Tisch, knurrte nicht einmal unfreundlich: "Gib das Geld her."

Mutter blickte flehend auf Erwin, und als sie bemerkte, daß er scheinbar uninteressiert mit seinen Fäusten spielte, zitterte sie heftig.

Da schrie Vater schon: "Gib die Goldstücke, Weib, oder soll ich sie dir aus dem Unterrock schütteln?"

Mutter stammelte: "Ich hab sie Erwin gegeben."

Erwin hob den Kopf und sagte ruhig: "Glaub's nicht, Vater, – Mutter hat sie noch in der Tasche."

Vaters Kopf fuhr herum. Er blickte Erwin an, und auf seinen Zügen malte sich Erstaunen. In diesem Augenblick hätte ich meinen Bruder am liebsten ins Gesicht geschlagen. Tränen traten mir in die Augen. Feigling, elender, dachte ich. Vater lachte triumphierend auf, beugte sich über den Tisch, hob die Faust und schrie: "Raus damit!"

Da sprang Erwin wie eine Katze hoch, umklammerte Vaters Handgelenk und stieß ihn mit großer Wucht fort. Er schrie: "Halt endlich deinen Mund, du unverbesserlicher Säufer!" Dann setzte er ruhiger hinzu: "Morgen, wenn du nüchtern bist, reden wir noch einmal darüber."

Vater taumelte rückwärts und fand einen Halt am Küchentisch. Sprachlos blickte er auf seinen Sohn. Erwin ging zu ihm, legte den Arm um seine Schulter und sagte freundlich: "Komm, Vater, laß dich ins Bett bringen. Schlaf erst mal deinen Rausch aus." Aber Vater musterte ihn haßerfüllt und stieß ihm die Faust so heftig gegen die Brust, daß er zurücktaumelte. Erwins Züge veränderten sich augenblicklich. Jetzt sah er dem zornigen Vater ähnlich. Mit geballten Fäusten stürzte er wieder vor, aber Vater hatte schon die Tür erreicht und verschwand fluchend auf dem Hof. – Mutter atmete auf. "Gott sei Lob, er geht in den Stall, seinen Rausch ausschlafen."

Erwin hatte sich rasch beruhigt und saß schon wieder schweigend am Tisch. Auch Anna war wieder hervorgekrochen. Ich wollte die Tür, die der Vater offengelassen hatte, wieder schließen, da blieb ich erstarrt stehen. Vater stand in der Tür. In seinen Händen hielt er eine Mistgabel. Die blanken Zinken waren drohend auf uns gerichtet.

Erwin sprang auf und hielt den Stuhl schützend vor seinen Körper. Anna war schon längst wieder unter dem Tisch verschwunden. Langsam, ohne meinen Blick von den blanken Zinken zu wenden, duckte ich mich, um endlich neben meiner Schwester zu landen. Sie schlang ihre Arme um meinen Hals, preßte sich ängstlich an mich. Sie drückte mir fast die Luft ab. Ich fühlte, wie sie am ganzen Körper zitterte.

Zwischen den Tischbeinen hindurch starrten wir auf die Gabelzinken. Erwins Gesicht konnte ich nicht sehen, nur den Stuhl und dahinter seine Beine. Plötzlich wurde der Stuhl hochgerissen und flog Vater entgegen. Ein Zinken hatte Erwins Rock an der Hüfte durchbohrt. Die anderen ruhten auf seinem Oberschenkel. Er schleuderte die Mistgabel von sich, sie traf meine Schwester am Bein. Anna schrie auf, stieß mit dem Kopf gegen die Tischplatte und hockte sich wimmernd neben mich. Erwin war inzwischen mit einem mächtigen Satz auf den Vater zugesprungen. Er umklammerte seinen Unterarm und preßte den Körper mit aller Gewalt gegen die Wand. Beide keuchten.

"Du Teufel", zischte Vater, trat Erwin auf die Füße und stieß ihm wiederholt die Knie in den Leib. Erwin knurrte: "Halt still, sonst vergesse ich mich."

Ich betete laut für den Sieg meines Bruders. Auch meine Schwester faltete die Hände und wimmerte immerzu nur die zwei Worte: "Vater unser, Vater unser – "

Der Vater hatte meinem Bruder den Kopf ins Gesicht gestoßen. Erwins Nase blutete heftig. Nun zerrte er Vaters Arme auseinander, preßte sie gegen die Wand. Den Kopf hatte er dem Vater vor den Hals gestemmt. So verharrten die beiden, nur ihr schwerer Atem war noch zu hören. Endlich ließ mein Bruder den Vater los und trat einen Schritt zurück. Vater knickte zusammen, sein Gesicht war fast schwarz angelaufen. Erwin bückte sich, wollte ihm wohl aufhelfen. Aber Vater kam allein hoch, rang verzweifelt nach Luft. Doch kaum hatte er sich etwas erholt, ächzte er: "Verflucht ist der Mensch, der seine Hand gegen den Vater hebt, die Hand wird ihm verdorren."

Erwin erwiderte ruhig: "Ich habe dich nicht geschlagen, aber ich habe es verhindert und werde es verhindern, daß du uns zum Krüppel machst. – Und damit du es weißt, du bist nur noch dem Namen nach mein Vater. Ich schäme mich, dein Sohn zu sein."

Vater brauste auf: "Ich bin euch wohl schon im Wege, jetzt, wo ich schwach und krank bin? Nachdem ich meine Gesundheit für euch geopfert habe, bin ich euch

lästig. – Gut, ich mache euch Platz. Auf dem Boden werde ich wohl noch einen Balken finden, an dem ich mich aufhängen kann. Schande soll über euch kommen." Er wankte zur Tür. Über dem Kochherd war ein Stück Wäscheleine gespannt. Erwin riß sie herunter, eilte dem Vater nach und drückte ihm die Leine in die Hand. "Da nimm, die reißt bestimmt nicht!"

Kurz darauf knarrten die Stufen der Bodentreppe. Mutter sprang auf und jammerte: "Großer Gott, diese Schande, – Junge, lauf ihm nach, rette ihn!" Und als Erwin zögerte, wollte sie selbst zur Küchentür hinaus. Aber Erwin schob sie beiseite, drehte den Schlüssel um und steckte ihn ein. Mutter flehte: "Geh schnell, schneid ihn ab!"

"Ist noch zu früh zum Abschneiden", erwiderte Erwin, setzte sich an den Tisch, stopfte seine Pfeife und paffte gemütlich. Mutter lief zum Fenster und sagte aufgeregt: "Wenn du nicht augenblicklich deinen Vater rettest, schrei ich um Hilfe, daß alle Nachbarn zusammenlaufen!"

"Schrei nur, ich glaube kaum, daß sich jemand sehen läßt. Wer möchte sich schon von ihm die Knochen kaputtschlagen lassen?"

Mutter betete schluchzend. Anna stieß mich an und flüsterte: "Ist er ganz tot, wenn er sich aufhängt?" Ich nickte, und Anna strahlte.

150

Wohl eine Stunde mochte vergangen sein, da klopfte Erwin seine Pfeife aus, holte die Stallaterne, entzündete sie und sagte: "Komm, Mutter, gehen wir ihn abschneiden."

Mutter zitterte am ganzen Körper und fragte ihn, ob er ein Messer habe, aber er brummte nur: "Komm schon." Mutter riß noch schnell das kleine Weihwasserbecken vom Türpfosten an sich und folgte ihm eilig. Die Treppenstufen knarrten: "Oh, mein Gott, oh, Mutter Maria."

Auf dem Boden angekommen, folgte sie mit weit aufgerissenen Augen dem flackernden Lichtschein der Laterne, fest überzeugt, daß der Vater an irgendeinem Balken hing. Aber so sehr sie sich auch mühte, sie konnte ihn nirgends entdecken. "Komm her, Mutter", rief Erwin plötzlich vom andern Ende des Bodens.

Der Vater lag im Stroh, den Strick kunstvoll um den Hals geknotet. "Oh, barmherziger Gott, er lebt nicht mehr!" schrie die Mutter. Erwin nahm ihr das Weihwasserbecken aus den Händen, bespritzte das Gesicht des *Toten*, und Mutter wunderte sich nicht wenig, als er sofort die Augen aufschlug und verständnislos in das matte Licht der Laterne blinzelte.

"Was so ein Wasser für eine Wirkung hat", sagte Erwin zur Mutter, die immer noch auf den Strick starrte, der vom Hals des Vaters herabhing.

"Na, komm schon, steh auf, Vater", sagte Erwin jetzt freundlich, indem er sich bückte und das Ende des Strickes ergiff. Mühsam richtete sich der Vater auf. Erwin

stützte ihn dabei, ohne jedoch den Strick loszulassen. Nun gingen sie beide die Stufen hinunter, indes die Mutter mit der Laterne leuchtete. In der Schlafstube setzte er den Vater auf die Bettkante, löste umständlich den Strick von seinem Hals, zog ihm die Stiefel aus und legte ihn angekleidet ins Bett; dabei fragte er: "Na, Vater, wie war's denn in der Hölle?"

Vater antwortete nicht und schloß erschöpft die Augen.

In der Küche meinte Erwin: "Der Teufel wollte ihn nicht haben." Mutter wies ihn zurecht: "Schäm dich, du redest von deinem Vater."

"Na, na", sagte Erwin nur und stopfte wieder seine Pfeife.

Anna sagte enttäuscht: "Der ist ja gar nicht tot."

Am Sonntag darauf begleitete Erwin den Vater in die Kirche. Ich mußte mit, Mutter blieb zu Hause. Erwin bezahlte für uns alle die Bahnfahrt, und da es noch zu früh war, in die Kirche zu gehen, führte er uns in eine Gastwirtschaft und spendierte für jeden eine warme Wurst mit Brötchen. Während ich eine Limonade bekam, tranken die beiden ein Glas Bier. Sie unterhielten sich über allerlei, und ich hörte heraus, daß Vater unser Häuschen verkaufen und wieder eine Wirtschaft pachten wollte, damit wir nicht auf Erwins Hilfe angewiesen wären.

In der Kirche war ein Franziskaner zu Gast, von dem man erzählte, daß er ein großer Prediger sei. Daher war auch die Kirche gerammelt voll. Ich stand wohl über eine Stunde zwischen den Erwachsenen eingeklemmt und wartete ungeduldig auf das Ende der langen Predigt. Der Franziskaner schien sehr böse zu sein und schlug ab und zu mit der Faust auf die Kanzelbrüstung. Er sprach über die Sünde wider das keimende Leben und bezichtigte die Mütter des Mordes an ihren ungeborenen Kindern. "Wer sein Weib berührt, nur um der Wollust zu frönen, ist ein von Gott verstoßener Sünder", rief er zum Schluß. Ich hatte von der ganzen Predigt sehr wenig verstanden und war froh, als sie zu Ende war. Zu Hause fragte Mutter, ob die Predigt schön gewesen sei und worüber der Franziskaner gesprochen habe. Erwin erwiderte: "Größeren Blödsinn konnte er gar nicht quatschen."

"Junge, was redest du da. Alles, was von der Kanzel gepredigt wird, ist Gottes Wort, auch wenn es dir nicht paßt."

Er legte den Löffel auf den Tisch und rückte den Stuhl ein wenig ab. "Du hast recht, solche Predigt paßt mir nicht. – Er regt sich auf, weil manche Mütter die vielen gottgewollten Kinder nicht haben wollen. Je mehr Kinder, desto größer die Gnade und der Segen Gottes, hat er gesagt. Labudas hatten fünfzehn Kinder, davon mußten zwölf an der Schwindsucht sterben. Wo war da der große Prediger? Warum hat er denn die Kinder nicht gerettet? Und wie sieht es bei den anderen aus? Von den sechzehn Kindern Wrobels sind elf schon wieder tot. Jedesmal, wenn

eines starb, weinte die Mutter, freute sich aber doch, daß ein unnützer Fresser weniger im Haus war."

Erwin rückte wieder an den Tisch und löffelte seine Suppe.

Mutter wischte sich den Mund und erwiderte: "Ja, es gibt schlechte Menschen. Sie werden der Strafe Gottes nicht entgehen. – Aber wir sind auch arm, und ihr seid alle gesund."

Erwin spottete: "Ja, Theos Schädel ist wieder verheilt, und wenn die Läuse meinen Bruder Josef nicht schon aufgefressen haben, lebt er womöglich auch noch irgendwo. – Sag mal, Vater, weißt du eigentlich, wo er steckt, wie es ihm geht?"

Vater brummte: "Wahrscheinlich geht es ihm gut, sonst wäre er schon längst heimgekommen. Und wenn er gestorben wäre, hätte man mich benachrichtigt."

Erwin blieb volle acht Tage. In dieser Zeit war Vater wie umgewandelt und hatte sogar ab und zu ein freundliches Wort für meine Schwester. Mich beachtete er kaum. Unsere Befürchtung, er würde sein Verhalten nach Erwins Abreise ändern, bewahrheitete sich nicht. Er mied die Schenke und grüßte nicht einmal den Wirt, wenn er ihm begegnete.

Kinderzeit in Garki (2)

Es wurde Winter.

Ich war ein guter Schüler, bekam aber sehr viel Prügel, weil ich oft Dummheiten machte. Nicht selten blieb unser Lehrer eine ganze Unterrichtsstunde fort, und ich mußte in dieser Zeit auf die Klasse aufpassen und die Namen aller Kinder an die Tafel schreiben, die Krach machten oder polnisch sprachen. Polnisch zu sprechen war streng verboten, und dafür gab es stets Prügel. Zweimal in der Woche jedoch durften wir auch polnisch sprechen, und zwar in den Pausen vor der Religionsstunde, denn Religionsunterricht wurde nur in polnischer Sprache erteilt, was ebenfalls unser Lehrer Ostrowitsch besorgte. –

Ich stand vorn an der Tafel und wartete, ob einer einen Mucks von sich gab, um ihn gleich aufzuschreiben. Aber alle bleiben still. Ich schnitt Grimassen, um die Kinder zum Lachen zu reizen. Aber das half nicht. Da hatte ich einen Einfall. Ich schrieb den Namen unseres Lehrers auf die Tafel und forderte die Kinder auf, das Geschriebene laut vorzulesen. Dann wischte ich aus der Mitte das "w" fort, setzte dafür ein "sz" ein und forderte die Kinder auf, noch einmal zu lesen. Jetzt ertönte eine Lachsalve, und ich lachte selber mit. Da ging die Tür auf, und der Lehrer stand im Zimmer. Augenblicklich verstummten alle, und mir fuhr der Schreck in die Glieder. Auf der Tafel stand "Ostroszitsch" – *Ostro* heißt auf polnisch scharf, *Szitsch* heißt Arsch.

Der Lehrer bekam einen roten Kopf. Dann holte er den Rohrstock, klemmte meinen Kopf zwischen seine Beine und drosch wie ein Verrückter auf mich ein. Als er gar nicht wieder aufhören wollte, packte mich die Wut, und ich biß ihn in den Oberschenkel. Augenblicklich ließ er mich los und versetzte mir mit dem Rohrstock einen Hieb quer über das Gesicht. Ich spuckte Blut, mein Auge war gleich darauf fast zugeschwollen. Jetzt jagte er mich nach Hause. Meine Eltern waren fortgegangen und hatten die Wohnung verschlossen. Ich wußte aber, wo der Schlüssel versteckt war, holte ihn aus dem Holzschnuppen und öffnete.

In der Küche roch es nach verbrannten Lumpen. Ich riß die Tür zum Schlafzimmer auf – dicke Rauchschwaden quollen mir entgegen. Neben dem Ofen lag meine kleine Schwester Marie in der Wiege. Ich zerrte das Kind heraus und legte es auf die Bank in der Veranda. Dann lief ich wieder in die Stube. Um den geheizten Ofen war eine Schnur gespannt, auf der Kinderwäsche zum Trocknen lag. Ein Strumpf war dem Ofen zu nahe gekommen und verkohlte. Schnell riß ich ihn herunter und öffnete das Fenster. Als der Rauch abgezogen war, holte ich Marie wieder in die Stube und legte sie in die Wiege. Ich versuchte sie wachzurütteln, aber alle meine Bemühungen waren vergebens. Ratlos lief ich zum Nachbarhaus. Frau Säckel kam sofort mit, sie flößte meiner Schwester löffelweise Milch ein, bewegte die Arme des Kindes, fühlte den Puls und versicherte mir aufatmend, daß meine Schwester noch lebe. –

Mehrere Tage kämpfte meine Schwester mit dem Tod. Meine Mutter wich die ganze Zeit nicht von ihrer Wiege und pflegte sie schließlich wieder gesund. Als Marie fieberfrei war, kochte mir Mutter zur Belohnung zwei Eier, worüber sich wieder Vater aufregte. Von nun an wurde meine kleine Schwester nur noch meiner Fürsorge anvertraut, wenn Mutter nicht zu Hause war.

Wegen der Schläge, die mir der Lehrer ins Gesicht versetzt hatte, war meine Mutter in die Schule gekommen. Auf dem Flur zankte sie sich so laut mit dem Lehrer, daß wir es in der Klasse hören konnten. Mutter schrie: "Wenn er Ostroszitsch auf Sie gesagt hat, dann hätten Sie ihm den Szitsch verkloppen sollen und nicht in das Gesicht schlagen. Ich habe meine Kinder nicht deshalb großgezogen, damit die Lehrer sie zum Krüppel schlagen. Außerdem ist Ostroszitsch der richtige Name für so einen wie Sie!"

Der Lehrer schrie dazwischen: "Ich fordere Sie auf, sofort die Schule zu verlassen. Zum ersten, zum zweiten und zum dritten. So, ich werde Sie wegen Hausfriedensbruch belangen."

"Tu das, Ostro-szitsch", rief Mutter laut und ging. Bei diesen Worten lachten wir, daß das Zimmer dröhnte, und alle Kinder wiederholten: "Ostro-szitsch, tu das, Ostro-szitsch!"

Den ärgsten Schreier holte sich der Lehrer gleich aus der Bank. Bisher hatte er immer unsere Köpfe zwischen seine Schenkel geklemmt. Aber wohl, weil ich ihn gebissen hatte, legte er jetzt den Sünder über seinen Stuhl. Dann drosch er mit aller Gewalt auf dem Hintern und dem Rücken des Knaben herum. Der Junge schrie und versuchte, mit seinen Händen die schmerzenden Stellen zu schützen. Aber der Rohrstock schlug ihm die Hände blutig. Der Junge tat mir leid, denn eigentlich war ich ja der Schuldige. Als schließlich der Stuhl umkippte und der Lehrer weiter auf

den am Boden Liegenden einschlug, sprang ich auf die Bank und schrie wütend: "Ostro-szitsch!"

Der Lehrer ließ sofort von dem Knaben ab und lief auf mich zu. Ich sprang flink über die Bänke zur Tür. Noch einmal rief ich "Ostro-szitsch!" und rannte nach Hause.

Wenn ich aus der Schule heimkam, mußte ich immer, nachdem ich die Küchentür hinter mir geschlossen hatte, stehenbleiben, meine Mütze vom Kopf nehmen und *Gelobt sei Jesus Christus* sagen. Diesmal aber war ich so aufgeregt, daß ich den Gruß vergaß.

Schon klebte mir der Hirsebrei im Gesicht. Auch den Löffel warf mir der Vater an den Kopf. Der Brei war noch sehr heiß, und ich wälzte mich vor Schmerzen auf der Erde. Glücklicherweise hatte ich die Augen geschlossen. Als mir Mutter das Gesicht abwischte, schälte sich stellenweise die Haut.

Ich lag einige Tage im Bett und lief noch eine weitere Woche mit verbundenem Gesicht herum. Als ich wieder zur Schule gehen konnte, begleitete mich die Mutter und drohte dem Lehrer, meinen Vater hinzuschicken, wenn er es noch einmal wagen sollte, mich zu schlagen. Und weil der Jähzorn meines Vaters dem Lehrer bekannt war, ließ er mich fortan in Ruhe. Vater wußte von alledem nichts.

Der Spitzname des Lehrers hatte sich bald im ganzen Dorf herumgesprochen und war allen so geläufig geworden, daß manche Eltern ihn gelegentlich mit "*Herr Ostroszitsch*" anredeten. An allen Zäunen und Mauern konnte man seinen Spitznamen lesen. Und wenn der Lehrer durchs Dorf ging, schrien ihm die Kinder hinter Zäunen und Büschen versteckt "*Ostro-szitsch*" zu. Schließlich ließ er sich in eine andere Gegend versetzen. Am Tag seiner Abreise waren alle Kinder auf dem Bahnsteig. Ostrowitsch steckte seinen Kopf durch das Abteilfenster und ermahnte uns zum Abschied, einem Herrn Lehrer künftig mehr Respekt zu erweisen. Kaum setzte sich der Zug in Bewegung, entstand ein ohrenbetäubender Lärm. Alles schrie "Ostro-szitsch, Ostro-szitsch!" und manche verdeutschen den Schimpfnamen sogar: "Scharfer Arsch!" Alle Reisenden steckten die Köpfe zum Fenster heraus und lachten. Selbst der Stationsvorsteher lachte.

Meine Fürsorge gefiel meiner kleinen Schwester Marie so sehr, daß sie sich nur noch von mir bemuttern ließ. Als mich mein Vater einmal verprügeln wollte, schrie und strampelte sie wie besessen, stürzte sich auf ihn und versuchte, ihn fortzuzerren. Und als ihr der Vater einen Stoß versetzte und sie zu Boden fiel, verkrallte sie sich in sein Hosenbein und biß ihn in die Wade. Da ließ der Vater von mir ab, betrachtete das wütende Kind und sagte: "Wie die Kubiaken." Von da an

erhielt meine Schwester Marie den Spitznamen *die Kubiaken*, auf den sie noch Jahrzehnte später hörte.

Da Marie jedesmal, wenn ich mit ihr an der Schranke stand und ein Zug vorbeifuhr, begeistert in die Hände klatschte und mich immerzu quälte, sie doch einmal mit der Huschbahn fahren zu lassen, beschloß ich, ihr den Wunsch zu erfüllen. Eines Tages putzte ich ihr mit einem Lappen heimlich das Gesicht, band ihr eine saubere Schürze um und ging mit ihr zum Bahnhof. Hier wickelte ich mein Geld aus dem Tuchlappen, den ich immer noch um den Hals trug, schob es durch das kleine Schalterfenster und verlangte zwei Fahrkarten nach Gramdorf, der nächsten Station westwärts. Ostwärts nach Adelnau traute ich mich nicht zu fahren, da dort so viele Bahnsteige waren und ich fürchtete, mich nicht zurechtzufinden. Der Beamte gab mir die Fahrkarten und schob noch zwei Groschen wieder zurück.

Meine Schwester hüpfte vor Freude, als der Zug einlief. Sie klebte am Fenster und bestaunte mit weit aufgerissenen Augen und Mund die tanzenden Bäume und Häuser. Auf der nächsten Station wollte sie nicht aussteigen, hielt sich am Fenster fest, schrie und strampelte, als ich sie fortzuzerren versuchte. Schließlich gelang es mir aber doch, sie loszureißen. Ich klemmte sie unter meinen Arm und lief zur Tür am Ende des Wagens. Aber zu meinem Schreck war der Zug schon wieder in Fahrt, so daß wir nicht mehr aussteigen konnten. Vorsichtshalber blieb ich gleich mit ihr an der Tür stehen, und so war es nicht schwer, sie auf der nächsten Station auf den Bahnsteig zu zerren.

An der Sperre reichte ich dem Knipser meine Fahrkarten; aber er schüttelte den Kopf und rief den Stationsvorsteher. Der brachte uns in sein Dienstzimmer. Hier mußte ich meine letzten zwei Groschen hergeben. Dafür nahm der Mann zwei neue Fahrkarten aus einem Fach, knipste sie durch und warf sie in einen Kasten.

Marie hatte den ganzen Vorgang genau beobachtet, und als der Beamte die Karten in den Kasten warf, protestierte sie und schrie so lange, bis er jedem von uns eine abgefahrene Karte in die Hand drückte.

Auf dem Bahnsteig stellten wir uns beide mit dem Rücken gegen die Mauer des Stationsgebäudes und starrten auf die Schienen; aber kein Zug ließ sich sehen. Ich versuchte meine Schwester zu überreden, mit mir in den Wartesaal zu gehen; aber davon wollte sie nichts wissen. Sie befürchtete offenbar, der Zug könnte kommen und ohne uns abfahren. Es begann schon zu dunkeln. Wir standen immer noch allein und verlassen an der Mauer. Wir waren beide barfuß und froren. Das Gesicht meiner Schwester war schon ganz blau. Aus ihrer Nase hingen zwei lange Lichte. Um meine Nase muß es auch nicht viel besser ausgesehen haben; denn als wenig später der Stationsvorsteher herauskam und uns an der Mauer bemerkte, gab er uns zuerst den guten Rat, uns die Nasen zu putzen. Ich besann mich auf meine Pflicht als Kinderwärter, putzte ihr mit der Schürze die Nase, und da ich kein

Taschentuch besaß, lieh ich mir auch gleich die Schürze für meine Nase aus. Jetzt fragte uns der gute Mann, was mit uns beiden los sei, wo wir wohnten und wo wir hinwollten. Meine Schwester hielt ihm sofort die Karte hin und sagte: "Huschhuschbahn". Ich schilderte dem Mann mit klappernden Zähnen Sinn und Zweck der ersten Bahnfahrt meiner Schwester und beteuerte ihm, daß ich mit der ganzen Angelegenheit wenig zu tun hätte, da Marie in dieser Sache die Hauptperson sei. Der Mann schüttelte den Kopf, fragte mich aber, ob ich das Fahrgeld für die Rückreise hätte. Als ich ihm unser Mißgeschick berichtete, sagte er traurig: "Ja, was machen wir da? Heut fährt kein Zug mehr nach Garki, erst morgen früh um sieben." Bei diesen Worten wurden sogar meine nackten Beine warm, denn ich mußte an Vater denken. –

Der Stationsvorsteher schob uns in sein Dienstzimmer und setzte uns auf eine Bank. Je weiter der Zeiger auf der großen Uhr vorrückte, desto größer wurde meine Angst und ich begann schon darüber zu grübeln, welche Strafe sich Vater wohl ausdenken würde. Da entstand draußen Lärm, und ein Zug lief polternd in den Bahnhof ein.

Der Mann nahm Marie, die inzwischen eingeschlafen war, auf den Arm, und ich stolperte im Dunkeln hinterher. Vor einer Lore blieb er stehen, reichte Marie einem anderen Mann in den Wagen, schob auch mich hinterher und sagte: "Schmeiß die beiden Ausreißer in Garki raus!" Wir saßen im Packwagen eines Güterzuges. Meine Schwester schlief auf einer großen Kiste, und ein Mann, mit einer roten Schärpe um die Schulter, breitete eine Decke über sie aus. –

Zaghaft öffnete ich ein wenig später die Tür unserer Küche und schob zuerst meine Schwester hinein. Mir zitterten die Knie, und ich klapperte mit den Zähnen. Aber ich kann nicht sagen, ob vor Kälte oder vor Angst. Mutter schrie: "Gott sei Dank!" und Vater schrie: "Wo wart ihr beiden?"

Stotternd schilderte ich ausführlich die erste Bahnreise meiner Schwester, und ich wunderte mich nicht wenig, als der Vater in schallendes Gelächter ausbrach.

Als ich am anderen Morgen aus der Schule kam, waren auf der großen Wiese vor unserem Haus viele Wagen aufgefahren, und Männer waren dabei, ein Karussell aufzurichten. Erschreckt griff ich mir an den Hals, wo bisher der Tuchlappen mit meinem Geld gehangen hatte. Ich hatte es für die Bahnfahrt mit meiner Schwester ausgegeben. Mir stürzten die Tränen aus den Augen. Schon am Nachmittag war das Karussell in Betrieb. Ich sah stundenlang zu und durfte nicht ein einziges Mal mitfahren. Einmal gelang es mir, heimlich auf ein Pferd zu klettern, aber ich war kaum eine halbe Runde mitgefahren, da zerrte mich der Kontrolleur schon wieder herunter, gab mir eine Ohrfeige und stieß mich fort. Seitdem durfte ich nur von weitem zusehen.

Ich flehte meine Mutter vergeblich an, mir fünf Pfennig zu geben. Dann versuchte ich ein Ei zu stehlen, dabei erwischte mich jedoch die Mutter, verprügelte mich mit einem Strick und sperrte mich ins Schlafzimmer, wo ich bis zum Abend knien mußte. Von Zeit zu Zeit guckte die Mutter durch die Glastür, ob ich auch richtig kniete. Als sie merkte, daß ich mir ein paar Lumpen unter die bloßen Knie geschoben hatte, gab sie mir eine Ohrfeige. Ich war auf Mutter sehr wütend und schwur, ihr keinen Pfennig zu schicken, wenn ich später in der Fremde Geld verdienen würde. Und ich vergaß diesen Schwur nicht. Als sie zehn Jahre später für eine Reise, die ich nicht für wichtig hielt, um Geld bat, lehnte ich dies Ansinnen mit den gleichen Worten ab, mit denen sie meine Bitte um fünf Pfennig fürs Karussell abgeschlagen hatte: "Das fehlte noch, Geld fürs Vergnügen auszugeben!"

Himmelsbrot und Rosenkranz

Seit der alten Frau Labuda die Ziege gestorben war, litt sie große Not. Wir sagten "die alte Frau Labuda", dabei war sie noch nicht einmal fünfzig Jahre alt. Aber sie ging ganz gebeugt, und die strähnigen Haare fielen ihr über das Gesicht. Ihre Finger waren gekrümmt, wie die Krallen eines Raubvogels. Sie stützte sich auf einen derben Knüppel und blickte beim Gehen immer auf die Erde. Ja, Frau Labuda litt große Not; denn arbeiten konnte sie nicht, und ihre am Leben gebliebenen Kinder kümmerten sich nicht um sie. Seit der Beerdigung des Vaters hatte sich keiner mehr sehen lassen.

Frau Labuda ging betteln. Einmal war sie bei einem Bauern im Dorf gewesen. Die Bäuerin hatte gerade die Kühe gemolken. Deshalb war Frau Labuda zu ihr in den Stall gegangen und hatte sie um eine kleine Gabe gebeten. Unglücklicherweise erkrankte am nächsten Tag eine Kuh; das Euter war angeschwollen, und die Kuh gab keine Milch mehr. Daran sollte Frau Labuda schuld sein. Sie hätte die Kuh verhext, erzählte man im Dorf.

Frau Labuda war früher eine sehr eifrige Kirchgängerin gewesen, aber nachdem sie das letzte Kind begraben hatte, ging sie nicht mehr in die Kirche. "Sie hat sich dem Teufel verschrieben", sagte man. Vater war über diesen Klatsch sehr aufgebracht und schimpfte: "Nicht genug, daß man die arme Frau verhungern läßt, jetzt wird sie von der Bande auch noch als Hexe verschrien."

In der Schule erzählten sich die Kinder, daß Frau Labuda des Nachts aus dem Schornstein herausfliege und als Hexe ihr Unwesen treibe. Wenn aus dem Schornstein ihrer Hütte Rauch aufstieg, mußte ich immer daran denken. Frau Labuda war stets freundlich zu mir gewesen, daher ärgerte ich mich über dieses dumme Gerede. Als ich sie mehrere Tage hintereinander nicht zu Gesicht bekam und aus ihrem Schornstein kein Rauch mehr aufstieg, erzählte ich es meinem Vater.

Er dachte eine Weile nach, dann sagte er zur Mutter: "Ich gehe mal rüber, will nachsehn, was mit ihr los ist." Ich durfte mitgehen. Frau Labuda lag im Bett. Es war sehr kalt in der Stube, denn es ging schon auf Weihnachten, und der Ofen war nicht

geheizt. Mein Vater fragte, ob sie krank sei, aber sie schüttelte den Kopf und erzählte, daß sie im Bett liegen müsse, weil der Kochofen nicht brennen wolle und ihr so kalt sei. Schon seit mehreren Tagen hatte sie nichts Warmes im Magen. Vater untersuchte den Ofen, er schien in Ordnung zu sein. Aber als er Feuer anlegte, kam der Rauch wieder aus der Ofentür heraus. Frau Labuda hustete mächtig. Ich lief ins Freie, weil ich fast erstickt wäre. Jetzt band Vater einen Strohwisch an eine lange Stange und kletterte aufs Dach. Oben hörte ich ihn immerzu fluchen, dann warf er einen Packen Kartoffelkraut vom Dach. Jemand hatte den Schornstein damit verstopft.

Nun brannte der Ofen wieder tadellos. Frau Labuda wollte aus dem Bett klettern, um sich Kaffee zu kochen. Vater schleifte sie wieder ins Bett und zankte: "Bleib liegen, Weib, wenn du nicht krauchen kannst; das bißchen Kaffee werde ich dir schon kochen!" Als der Kaffee fertig war, fragte er sie, ob sie was zu beißen hätte. Und als Frau Labuda traurig den Kopf schüttelte, sagte Vater zu mir: "Lauf nach Hause und hol Brot!"

Mein Vater versprach dem Dorfschulzen eine Tracht Prügel, wenn er sich um die arme Frau Labuda nicht kümmerte. Auch beim Lehrer beschwerte er sich. Am andern Tag hielt der uns eine große Strafpredigt – erzählte, daß es keine Hexen gäbe, und versprach jedem fürchterliche Prügel, der Frau Labuda nicht in Ruhe ließe.

Ab und an ging meine Mutter zu ihr, um nach dem Rechten zu sehen, oder schickte mich mit einer Schüssel Suppe hin.

Eines Tages, es war vierzehn Tage vor Weihnachten, schickte mich die Mutter mit einer Schüssel Hirsebrei. In einer engen Nische hinter dem Ofen saß Frau Labuda auf einem Hocker, den Kopf auf die Brust gesenkt. In ihren mageren Händen hielt sie ein Stück Brot. Als sie auf meinen Gruß nicht antwortete, wollte ich sie aufwecken. Dabei berührte ich ihre Hand und fuhr erschrocken zusammen. Sie war eiskalt. Und als ich sie an der Schulter rüttelte, merkte ich, daß sie ganz steif war. Ich stellte die Schüssel auf die Erde und lief nach Hause. Gleich darauf kam ich mit meiner Mutter wieder. Sie versuchte Frau Labudas Kopf zu heben und strich ihr über die Stirn. Dann trat sie zurück und machte ein Kreuz. Nun wußte ich, daß Frau Labuda tot war.

Obwohl mein Vater durch ein Telegramm die Söhne benachrichtigt hatte, war keiner von ihnen zur Beerdigung gekommen. Aber vierzehn Tage später waren sie da, verkauften die Hütte mit allem, was drin war, ebenso das Stückchen Land, das dazugehörte, und zankten sich bei der Teilung der Erbschaft.

Vater sagte zur Mutter: "Da siehst du, wie sie's machen, diese Blagen. Uns wird es auch einmal so ergehen!" Diese Worte gingen mir sehr nahe. Ich ging hinter den Stall und weinte lange. Das Schlimmste war, daß mein Vater recht hatte; denn

oftmals hatte ich mir geschworen, ihm keinen Pfennig zu schicken, wenn ich in der Fremde Geld verdienen sollte.

Die Not bei uns wurde immer größer. Erwin und Martha schickten nichts mehr. Im Sommer und Herbst hatte Mutter ab und zu beim Bauern gearbeitet, aber sie hatte dafür kein Geld bekommen, nur volle Verpflegung. Manchmal hatte sie ihr Butterbrot heimgebracht und unter uns aufgeteilt. Wir zankten uns immer darum, weil wir sonst nur trockenes Brot zu essen bekamen. Auch mein Vater hatte hin und wieder beim Bauern gearbeitet. Ihm zahlte man außer dem Mittagbrot noch achtzig Pfennig. Die verbrauchte er für seine Zigarren.

Er besuchte den Bauern im Nachbardorf, bei dem Paul im Dienst stand. Er hatte erfahren, daß Paul fünfundzwanzig Taler im Jahr bekam und verlangte nun das Geld. Aber der Bauer gab ihm nur fünfzehn Taler und machte ihm klar, daß das Übrige Paul zukomme.

Zehn Taler gab Vater meiner Mutter, den Rest behielt er für sich. Er erzählte, daß es Paul gut gehe. Er verdiene viel Geld, denn er repariere an seinen freien Tagen und sogar nach Feierabend den Dorfbewohnern die Schuhe. Außerdem bekomme er von dem Bauern noch zehn Taler extra. "Da hat man die Blage großgefüttert, und zum Dank dafür kümmert sie sich um ihre darbenden Eltern nicht!" rief Vater böse.

Mutter seufzte: "Man müßte ihn mal fragen, ob er nicht unser Schuhzeug in Ordnung bringen könnte. Der Theo läuft schon bald auf nackten Sohlen, und Anna ihre Botten sind auch kaputt."

Vater schrie: "Vielleicht soll ich noch einen Kniefall vor ihm machen! Das fehlte noch. Der bringt unser Schuhzeug in Ordnung und damit basta!" Dann wandte er sich an mich: "Gleich morgen gehst du hin und bleibst so lange da, bis alles fertig ist. Meine Stiefel nimmst auch mit."

"Und die Sohlen?" fragte Mutter.

"Ach was, soll er kaufen, hat Geld genug."

Am andern Tag gng ich mit allerlei Schuhzeug beladen ins Nachbardorf. Wohl eine Stunde mußte ich laufen, bis ich nach Zmugen kam. Die Bauersfamilie war gerade beim Mittagessen. Paul saß mit am Tisch und tat so, als ob er ihr eigenes Kind wäre. Er rückte noch einen Stuhl an den Tisch und forderte mich auf, tüchtig mitzuessen. Ich blickte unschlüssig auf die Bäuerin; aber sie lachte und sagte: "Wunderst dich wohl darüber, daß dein Bruder so dreist ist, was? Na ja, der ist eben so, aber wir sind froh, daß wir ihn haben." Dann füllte sie mir den Teller mit Kartoffeln, Schweinefleisch und Sauerkohl, und es dauerte nicht lange, da hatte ich alles aufgegessen.

Nach dem Essen führte mich Paul in den Garten. Hier stand eine kleine Hütte aus Feldsteinen und Lehm. Nicht größer als ein Ziegenstall, aber sauber und nett eingerichtet. Paul prahlte: "Die Bude habe ich mir allein aufgebaut und alles, was drin ist, selber gezimmert." Neben einem selbstgebauten Schrank standen ein Holzbett, ein Tisch und drei Hocker. Eine Ecke war als Schusterwerkstatt abgeteilt, und eine Menge Schuhe standen auf einem Regal, fein säuberlich geputzt und ausgerichtet. Paul deutete auf eine Schuhreihe und stöhnte: "Alles schon fertig, aber die Bande holt sie nicht ab, können nicht bezahlen, und ohne Geld gebe ich nichts raus." – Ich zeigte auf mein Schuhbündel und sagte: "Die sollst du alle ganz machen."

"Hast Geld mitgebracht?" Ich schüttelte den Kopf. Da sagte er: "Kannst sie gleich wieder mitnehmen. Ohne Geld mache ich nichts." Nach langem Hin und Her erklärte er sich doch noch bereit, unsere Schuhe in Ordnung zu bringen. Vaters Stiefel dagegen warf er in die Ecke und tobte: "Für den mach ich keinen Finger krumm!"

Drei volle Tage blieb ich bei Paul. Am Tag half ich dem Bauern Holz zerkleinern, und am Abend sah ich Paul zu, wie er sich mit unseren Schuhen plagte. Er war sehr geschickt und schusterte wie ein Fachmann. Aber jedesmal, wenn etwas nicht klappen wollte, sagte er gleich *Pschakreff* und drosch mit dem Schusterhammer auf den Sohlen herum.

Plötzlich legte er den Hammer beiseite, sah mich traurig an und fragte: "Was glaubst du, für was ich mich hier schinden tu?"

Ich ging auf seine Frage gar nicht ein und sagte: "Du hast es doch hier gut und verdienst viel Geld –"

Er lachte bitter: "Um vier Uhr muß ich raus, und abends gehe ich als letzter schlafen. Ich muß wie ein Pferd arbeiten, sonst gibt mir der Bauer keine zehn Taler extra. Aber ich brauche das Geld; denn wenn ich sechzehn Jahre bin, haue ich in die Fremde ab. Dann fängt für mich das Leben erst richtig an! – In drei Jahren hab ich mir so viel gespart, daß es für eine kleine Schuhfabrik reicht."

"Aber du hast doch gar nicht Schuster gelernt", warf ich ein.

Er sah mich geringschätzig an und erwiderte: "Ich mach gleich die Meisterprüfung, ohne zu lernen. Und wenn nicht Schuster, werde ich eben etwas anderes; es gibt noch viele andere Sachen, die man machen kann. Die Hauptsache ist, ich habe Geld. Du wirst dich noch wundern, was aus mir wird", prahlte er. – *Ja, wir sollten uns später noch wundern und um ihn weinen...*

Schließlich waren die Schuhe bis auf Vaters Stiefel fertig. Paul stand auf, klopfte sich den Schmutz von der Sackschürze und sagte: "So, nun kannst du wieder abschieben. Und komm mir nicht so bald wieder, ich habe andere Sorgen." Ich

machte ihn auf Vaters Stiefel aufmerksam, aber er schrie: "Kommt nicht in Frage, hau ab." Und als ich nicht gehen wollte, stieß er mich aus der Hütte und warf mir Vaters Stiefel nach. Ich weinte und wagte nicht, heimzugehen. Schließlich klagte ich dem Bauern meine Not. Er redete meinem Bruder gut zu, und als der sich immer noch weigerte, versprach er ihm einen Taler extra. –

Zu Hause bewunderten wir Pauls fachmännische Arbeit. Anna hatte drei Tage die Schule geschwänzt, weil sie nur das eine Paar Schuhe besaß. Auch Vater war solange in Holzpantinen herumgelaufen und freute sich, seine Stiefel endlich wieder anziehen zu können. Aber kaum hatte er ein Bein hineingesteckt, sagte er *Pschakreff*, zog es schnell wieder heraus und betastete seine wunde Zehe. Paul hatte einen langen Nagel durch die Sohle geschlagen. Vater untersuchte vorsichtshalber den anderen Stiefel, bevor er ihn anzog. Hier fand er sogar zwei Nägel. Aber weil wir alle lachten, lachte Vater mit.

Ja, wir litten wirklich Not. Bisher hatte uns die Mutter immer das Brot mit Zucker bestreut und es vorher mit Wasser angefeuchtet, damit der Zucker haftenblieb. Jetzt gingen wir mit trockenem Brot in die Schule. Mittags gab es Stampfkartoffeln und abends Pellkartoffeln. Wir schälten die Kartoffeln, stipten sie in Salz und tranken Kaffee dazu.

Weihnachten stand vor der Tür, und wir warteten sehnsüchtig auf Besuch. Es war Sitte, daß die Kinder zum Fest aus der Fremde heimkamen. Manch einer war schon im Dorf angekommen, aber bei uns ließ sich niemand sehen. Wer nicht kommen konnte, schickte wenigstens Geld. Aber auch hierin wurden wir enttäuscht. Mutter klagte: "Nun haben sie mich alle vergessen. Es wird ein trauriges Weihnachten werden."

Am Heiligen Abend kam wenigstens Paul. Er haute fünf Taler auf den Tisch und sagte: "Zwei Tage bleibe ich hier, aber wenn ihr denkt, daß ich trockenes Brot esse, dann irrt ihr euch." Über diese Frechheit war Vater sehr aufgebracht, aber die Taler auf dem Tisch stimmten ihn gleich wieder milder. Schon streckte er die Hand aus, doch Mutter kam ihm zuvor und strich das Geld hastig ein. Paul lachte, und ich wunderte mich über seine Dreistigkeit; Vater blickte ihn wütend an. Da warf Paul noch einmal zwei Taler auf den Tisch und knurrte: "Da, Vater, für die Prügel, die ich bis jetzt von dir gekriegt habe; ich laß mir nichts schenken,"

Vater runzelte böse die Stirn. Mir wurde Angst, denn eine solche Ungezogenheit hatte sich noch keiner erlaubt; im nächsten Augenblick mußte der Teufel los sein. Aber ich irrte mich. Mutter trat dazwischen und sagte beschwichtigend: "Mach nicht so ein böses Gesicht, Peter; ein bißchen Spaß mußt du dem Jungen schon lassen."

Zu meiner Überraschung lachte nun auch der Vater und sagte schmunzelnd: "Na schön, du Pschakreff."

Zum ersten Mal in meinem Leben wäre ich ihm am liebsten um den Hals gefallen, aber ich traute mich nicht.

Mutter lief zum Kaufmann und besorgte allerlei Eßwaren für das Christfest und die Feiertage. Nachmittags besuchte uns ein hausierender Klosterbruder mit *Himmelsbrot*. Das war ein Mehlgebäck, dünn wie ein Löschblatt und rund wie eine Untertasse. Darauf waren Heiligenbilder geprägt. Mutter kaufte für jeden ein Stück und schimpfte über den hohen Preis. Der Klosterbruder versicherte ihr jedoch, daß das *Himmelsbrot* schon geweiht sei.

Sobald es dunkel wurde, begann die Christfeier. Mitten auf dem Tisch brannte eine Kerze. Vor jedem Platz stand ein Teller mit Mohnklößen und einem *Himmelsbrot* darauf. Unter dem Tisch lag ein kleines Bündel Heu. Mutter stand auf, nahm das *Himmelsbrot*, brach es auseinander, betete laut und schob ein Stück in den Mund. Wir mußten es ihr nachmachen. Nachdem sie bedächtig gekaut hatte, brach sie wieder ein Stück ab und kaute weiter. Es dauerte sehr lange, bis sie nur noch ein kleines Stückchen in der Hand hielt. Wir gaben genau acht, daß wir nicht etwa zu früh fertig wurden. Mir dauerte es viel zu lange; denn ich hatte großen Hunger und schielte immerzu auf die Mohnklöße.

Das letzte Stück *Himmelbrot* schob die Mutter in das Heu unter dem Tisch, bedeutete uns schweigend, ebenso zu tun, und sagte dann feierlich: "Erst kommt das hilflose Vieh, dann der Mensch." Nun steckte der Vater auch noch ein paar Mohnklöße in das Heubündel, klemmte es unter den Arm und ging damit in den Stall. Kaum war er draußen, stürzten wir über die Klöße her. Aber Mutter sagte streng: "Wolt ihr euch wohl gedulden, ihr ungezogenen Gören! Erst muß die Ziege ihren Teil gefressen haben."

Ungeduldig warteten wir auf Vaters Rückkehr. Als er sich wieder an den Tisch gesetzt und Mutter ein Kreuzzeichen gemacht hatte, verschlangen wir gierig die herrlichen Mohnklöße. Dann sangen wir ein Weihnachtslied. Wir hatten unseren Magen vollgestopft und waren guter Laune. Aber Mutter verdarb sie uns. Sie stand auf, holte aus dem Herrgottswinkel ihren großen Rosenkranz, bekreuzigte sich und fing noch stehend mit dem langen Gebet an. Langsam ging sie dabei zum Bett, hockte sich stöhnend nieder und sprach das lange Vorgebet zum *Rosenkranz*. Wir wußten aus Erfahrung, daß wir noch mindestens eine Viertelstunde Zeit hatten, bis wir zur Beantwortung des *Ave Maria* an die Reihe kamen.

Vater ließ sich neben der Mutter auf ein Knie sinken, drückte den Kopf in das Federbett und wartete geduldig. Auch für uns war es nun Zeit, unsere Plätze aufzusuchen. Die Kubiaken, meine jüngste Schwester, durfte sich im Bett niederhocken, weil sie noch keine fünf Jahre alt war. Paul, Anna und ich mußten

mitten in der Stube niederknien, und da der Rosenkranz fast immer anderthalb Stunden dauerte, bedeutete es für uns eine Tortur. Wir wandten daher allerlei Kniffe an, um unser Los zu erleichtern. Paul stopfte sich eine Mütze unter das Knie ins Hosenbein. Ich hatte von der Kubiaken ein Jäckchen erwischt und es ebenfalls heimlich ins Hosenbein geschoben. Anna kniete dicht hinter der Mutter und schob sich heimlich einen alten Filzpantoffel unter. Aber Mutter paßte gut auf und wenn sie uns dabei erwischte, mußten wir zur Strafe noch eine Stunde länger auf den Knien hocken. Paul fluchte leise: "Pschakreff, wenn ich das geahnt hätte, wäre ich bestimmt nicht gekommen." Mutter betete gerade: "Gegrüßet seist du, Maria –" Jetzt unterbrach sie sich und schimpfte: "Halt deinen Mund – voll der Gnade, der Herr sei mit dir." Auf dieses Stichwort setzten wir mit der "Heiligen Maria" ein. Das wiederholte sich unzählige Male.

Dann begann die Litanei zum Herzen Jesu. Mutter betete: "Du süßes Herz, Du goldiges Herz, Du durchstochenes, Du blutendes, Du zuckendes, heiliges, liebliches, warmes, wundes ..." Nach jedem Herzen sagten wir: "Bitte für uns", "sei uns gnädig" oder "erbarme dich uns". Endlich war auch das zu Ende.

Vater war die Beterei wohl schon langweilig geworden, denn er stand seufzend auf, setzte sich still in die Ofenecke und rauchte gemütlich seine Pfeife.

Wir rückten unruhig hin und her und versuchten uns auf die Hände zu stützen, um unsere wunden Knie zu entlasten. Wir wußten, daß noch eine dritte Litanei folgen würde, und ergaben uns in unser Schicksal. Mutter betete nun zu allen Heiligen, und da es davon unzählige gibt, packte uns beinahe die Verzweiflung. "Heiliger Ignatius" – und wir antworteten: "Bitte für uns". Es war erstaunlich, wie viele Heilige die Mutter kannte. Die Kubiaken war schon halb eingeschlafen und verdrehte die Antworten auf alle mögliche Weise: "sitze bei uns" – "miste bei uns" – "kitte für uns" und dergleichen; und als Mutter einmal kurz aussetzen mußte, um sich den Schweiß von der Stirn zu wischen, plapperte Mariechen unbeirrt ihr "sitze bei uns" weiter. Darüber mußte Paul lachen. Mutter drehte sich unwillig um: "Heilige schwarze Mutter Gottes von Czenstochau – halte dein Maul, sonst klebe ich dir eine –" Paul schrie: "Bitte für uns!" Endlich kam das Schlußwort: "Alle Heiligen im Himmel –" Paul sagte: "Gott sei Dank" und bekam von Mutter eine schallende Ohrfeige. Mariechen hatte sich inzwischen im Bett ausgestreckt, den Kopf in die Kissen gewühlt und wimmerte in einem fort: "Itte uns, itte uns, itte uns."

Mittlerweile war es Zeit zur Christmette geworden, die Punkt zwölf nachts in Adelnau stattfand. Unsere Eltern machten sich eilig fertig, ermahnten uns, im Bett recht brav zu beten, und gingen los. In der Tür wandte sich Mutter noch einmal um und sagte: "Vielleicht bleiben wir gleich in der Stadt zur Frühmesse, bleibt solange

liegen, bis wir wieder das sind." Wir wußten, daß die Eltern dann nicht vor zehn Uhr vormittags zurück sein konnten.

Wir gingen ins Bett. Wir waren in Garki sehr vornehme Leute, denn der Vater hatte ein Bett für sich. Mutter schlief mit Anna zusammen und ich mit der Kubiaken. Also hatten wir drei Betten. Da nun unsere Eltern über Nacht fortblieben, konnten wir uns recht breit machen. Zwischen Kleiderschrank und Wand stand ein großer Steintopf mit eingemachtem Kürbis. Wenn unsere Eltern aus dem Haus gingen, wurde das Schlafzimmer jedesmal abgeschlossen, denn der Kürbis war vor uns nie sicher. Kurz vor dem Einschlafen erinnerte ich mich an den Topf. Es war stockdunkel in der Stube. Ich wartete, bis sich keiner mehr rührte, stieg leise aus dem Bett und schlich auf allen vieren zu dem Topf hinterm Schrank. Hier hob ich den Deckel ab und fischte die Kürbisstücke heraus. Es schmeckte so gut, daß ich mich nicht trennen konnte. Plötzlich stockte mir der Atem. Jemand kroch auf mich zu. Gleich darauf zischte Paul: "Ach, du Lerge, du auch?" Dabei zerrte er mich am Hemd beiseite. Ich fiel auf den Rücken und schimpfte: "Du Aas, du! Was willst du denn hier; geh lieber zu deinem Bauern. Du hast hier bei uns nichts zu suchen!" Er stieß mir die Faust in die Rippen: "Bist gleich still, du Pschakreff, sollen die Weiber aufwachen?" Dann durfte ich aber doch noch ein paarmal in den Topf langen. –

Als ich erwachte, war es schon heller Tag. Ich lief zum Bett meines Bruders hinüber: "He, Sonnenkieker! Bist du wach?" Sonnenkieker war Pauls Spitzname. Er hatte ihn bekommen, weil er ab und zu stehenblieb, mit der rechten Fußspitze gegen seinen linken Absatz hakte, dabei den Hals reckte und seitlich zum Himmel schielte. Das hatte er sich angewöhnt, als er mit dem geschienten Bein auf seinen Stelzen herumhüpfte. Anna nannten wir Leleck, was soviel bedeutete wie Schmierkatze; denn sie war die einzige, die bei der Mutter schmierte und sich gern von ihr streicheln ließ. Uns anderen waren alle Zärtlichkeiten fremd. Mariechen hatte auch schon ihren Spitznamen, nur ich allein konnte mich rühmen, keinen zu haben. Ich hatte keine Ahnung, wie schnell sich das ändern sollte.

Paul schrie: "Leleck!" Anna schubste ihre Schwester und schrie: "Kubiaken!" Mariechen heulte und schrie zurück: "Leleck!" Anna wollte sie übertönen und fing an zu singen. Jetzt sprang Paul aus dem Bett, holte einen Kamm, legte ein dünnes Papier über die Zinken und spielte einen Walzer. Das hörte sich sehr lustig an. Die Kubiaken hopste vor Begeisterung auf dem Bett herum. Anna lief in die Küche, holte zwei Topfdeckel, schlug sie im Takt zusammen und vollführte im Hemd allerlei Verrenkungen. Auch mich hatte die Begeisterung gepackt. Ich hüpfte in Hockstellung oben auf dem frischbezogenen Bett herum und machte zu der Musik den Baß. Ich mußte mich mächtig anstrengen, denn der Krach war sehr groß. Im

Takt schrie ich: "Pu – tatta, pu – tatta!" Bei *Pu* hob ich meinen Hintern, und bei *Tatta* setzte ich mich wieder hin. Dabei merkte ich garnicht, wie der saure Kürbis und die Mohnklöße, das geweihte Himmelsbrot eingeschlossen, aus mir herausdrängten. Plötzlich hörte ich unter mir ein furchtbares Gekoller, das ganz und gar nicht in unser Konzept paßte.

Mein Baß verstummte, und auch Paul unterbrach verwundert das Konzert. Er zeigte auf mein blasses Gesicht und sagte: "Dem ist der Baß geplatzt!" Ich wandte meinen Kopf und betrachtete fassungslos das Ergebnis meiner Anstrengung, genauso wie eine Henne ins Nest schießt, nachdem sie ein Ei gelegt hat. Nun war der Teufel los. Paul wälzte sich vor Lachen auf der Erde und schrie immerzu: "Pu-tatta!" Schließlich umtanzten mich alle drei wie die Indianer einen Gefangenen am Marterpfahl und grölten "Pu-tatta".

Da ging die Tür auf, und meine Eltern standen auf der Schwelle. Anna und Mariechen verstummten sofort, nur Paul hüpfte immer noch auf einem Bein, zeigte auf mich und schrie weiter: "Pu-tatta!" Mutter trat neugierig näher, und als sie die Bescherung sah, sagte sie zum zweiten Mal in ihrem Leben *Pschakreff*. Dann besann sie sich, schlug ein Kreuz und jammerte: "Jesus, Maria, jetzt hab ich geflucht und bin eben erst aus der Kirche gekommen." Ich warf einen besorgten Blick auf meinen Vater, denn von ihm drohte mir das größte Unheil. Aber zu meiner Überraschung trat Vater naserümpfend zurück und schüttelte sich vor Lachen.

Inzwischen hatte mich die Mutter am Kragen gepackt, mich aus dem Bett gezerzt, mitten in die Stube gestellt und mich angeschrien: "Bleib stehen und rühr dich nicht vom Fleck!" Dann lief sie hinaus. Ich schämte mich entsetzlich. Bald kam sie mit einer Schüssel kalten Wassers, zog mir das Hemd über den Kopf, wusch mich sauber. Dann holte sie einen großen Holzlöffel und drosch damit unbarmherzig auf meinem nackten Hintern herum. Jedesmal, wenn sie den Löffel hob, sagte Paul "Pu!" und wenn er auf meinen Hintern klatschte, "tatta!"

Ich versprach Anna und Paul alles mögliche, damit sie den Mund hielten und die Geschichte nicht im Dorf herumtratschten. Aber als ich nachmittags auf die Straße kam, schrien die Kinder schon "Putatta!" hinter mir her.

Was aber nach den Feiertagen in der Schule passierte, brachte mich beinahe zur Verzweiflung. Als der Lehrer in die Klasse trat, standen wir wie immer auf, grüßten: "Gelobt sei Jesus Christus" und warteten still, bis er uns namentlich aufgerufen hatte. Er fing an: "Winzeck", der Angerufene schrie: "Hier." – Schließlich rief er: "Putatta!" Ohne Überlegung rief ich: "Hier!" Da brach ein ohrenbetäubender Lärm los, und auch der Lehrer bog sich vor Lachen. Mir stürzten die Tränen aus den Augen, und ich wünschte mich tief in die Erde.

Die Zeit verging, aber Putatta blieb.

"Heil dir im Siegerkranz!"

Der Kastanienbam vor unserem Haus entfaltete wieder seine Blätter. Wir rüsteten zum Umzug.

Die Not hatte uns so gepackt, daß meinem Vater nichts weiter übrigblieb, als unser Häuschen zu verkaufen und eine kleine Wirtschaft zu pachten. Bukowine, vier Stationen weiter westwärts, im Schlesischen, sollte unsere neue Heimat werden.

Schon munkelte man von einem Krieg mit Rußland. Vater brummte: "Der Wilhelm wird noch so lange stänkern, bis er uns die Russen auf den Hals hetzt. Dann gnade uns Gott. Je weiter wir von der russischen Grenze fortziehen, desto besser." Wir hatten furchtbare Angst vor den Russen. Die Kosaken sollten nur von Kinderfleisch leben und am liebsten deutsche Kinder essen.

Paul blieb bei seinem Bauern, und von Josef wußten wir immer nichts. Auf Drängen der Mutter sollte Vater bei der Polizei eine Vermissenanzeige erstatten. Er war auch in Adelnau gewesen und hatte der Mutter eingeredet, daß so etwas drei Taler kostet. Abends war er ziemlich beschwipst nach Hause gekommen, und Mutter hatte ihn im Verdacht, daß er das Geld vertrunken hatte. Viel später kam es heraus, daß der Vater sich in Adelnau wirklich nur einen vergnügten Tag gemacht hatte.

Eines Tages brachte er vom Viehmarkt eine Kuh mit, und am nächsten Morgen fuhren wir mit dem Handwagen unsere Möbel zum Bahnhof. Wir verstauten alles in einen leeren Güterwagen. Zuletzt führte Vater auch noch die Kuh hinein und verschloß die Schiebetür. Endlich kam der Zug und wir sprangen freudig hinein. Er rangierte noch eine Weile hin und her, hängte unseren Güterwagen hinten an, und dann ging es los. Zwei Stationen weiter öffnete ich das Fenster und zeigte auf den Mann mit der roten Mütze. "Da, Mutter, das ist der Mann, der uns umsonst nach Garki fahren ließ." Mutter schimpfte leise: "Biste still; nachher muß ich womöglich das Geld noch nachbezahlen."

Die nächste Station war Mittwaldau. Hier rangierte der Zug fast eine halbe Stunde hin und her. Anna sagte leise: "Du, paß auf, daß sie nicht unsere Lore klauen." Ich steckte den Kopf aus dem Fenster und erstattete von Zeit zu Zeit Bericht. "Noch ist sie dran – jetzt sind drei dran, unsere ist in der Mitte." Nach einer Weile stieß ich die Mutter an: "Paß auf, jetzt haben sie unsere Lore wieder ganz nach hinten umgehängt! Ich glaube, sie wollen ran." Mutter erwiderte ärgerlich: "Quatsch nicht so dummes Zeug; die Bahn klaut nicht." Trotzdem ließ ich unsere Lore nicht aus den Augen, bis der Zug die Station verlassen hatte.

Bald versperrte uns ein dunkler Wald auf beiden Seiten die Sicht, und als wir aus ihm heraus waren, fuhr der Zug in Bukowine ein. Ich hob die Kubiaken aus dem Wagen und lief mit Anna nach hinten zu unserer Lore. Aber zu unserem Schrecken fuhr der Zug los, ohne unseren Güterwagen abzuhängen. Mariechen strampelte wütend, lief hinterher und schrie wie am Spieß. Als der Zug wieder anhielt, ein Stück zurückfuhr, dann wieder stoppte und unsere Lore sich plötzlich vom Zug löste, um ganz allein auf ein Nebengleis zu fahren, strahlte sie über das ganze Gesicht. Aber es dauerte noch eine ganze Weile, bis ein Bahnbeamter den Güterwagen öffnete und eine fahrbare Rampe heranzerrte, damit mein Vater die Kuh ausladen konnte. Dann verschloß Vater den Wagen wieder, und wir zogen durch das lange Dorf. Bei jedem Haus fragte Anna: "Ist das unser Haus?" Und als wir das Dorf hinter uns hatten, sagte sie enttäuscht: "Ach, jetzt sind die Häuser alle." Aber Mutter wies auf ein einsam gelegenes Haus zwischen grünen Wiesen und Feldern und sagte: "Das ist unsere neue Heimat, Kinder, – Gott segne unseren Eingang."

Es war ein schöner Hof; Haus, Stall und Scheune aus roten Backsteinen erbaut. Wir betraten den Flur. Links wohnte noch jemand, und rechts war unsere Wohnung (Stube, Kammer und Küche).

Auf der linken Seite wohnte ein alter Mann, der Vater des Besitzers, der die Landwirtschaft satt bekommen hatte und in die Stadt gezogen war. Aus den Reden meines Vaters erfuhr ich, wieviel Getreide, Kartoffeln, Milch und Holz er dem alten Mann jährlich abgeben sollte. Dazu mußte er noch viele Taler an dessen Sohn schicken. "Ach, mit Gottes Hilfe wird es schon gehen", tröstete die Mutter. "Der Boden ist nicht schlecht, und der Theo kommt auch bald aus dem Haus."

Der alte Mann – Bargenda hieß er – steckte den Kopf durch die Tür und forderte uns freundlich auf, in seine Stube zu kommen, um uns nach der Reise zu stärken. Schüchtern blieben wir in der Tür stehen. Auf dem Tisch stand ein Teller mit Brotschnitten, daneben eine Tonschüssel mit Butter. Herr Bargenda zog sich diskret hinter den Ofen zurück. Wir setzten uns und aßen wie hungrige Wölfe. Der Brotberg wurde immer kleiner. Mutter warf einen besorgten Blick darauf, schielte hinter den Ofen, und als Bargenda unsichtbar blieb, schnitt sie schnell noch ein

paar Scheiben ab. Sie strich sie ganz dünn mit Butter und verteilte sie. Zwei Schnitten blieben übrig, aber Mutter weigerte sich, sie uns zu geben. Dann bedankte sie sich bei dem alten Mann und schob uns hinaus. Drüben tobte sie: "Ihr verfressene Bande! Man muß sich ja schämen, grad als ob ihr schon vier Wochen nichts gekriegt hättet. Ein Glück, daß noch zwei Schnitten auf dem Teller geblieben sind, da wird er denken, daß ihr nicht alles geschafft habt."

Nun besichtigten wir die Wirtschaft. Vor dem Haus war ein schöner Gemüsegarten, hinter der Scheune ein Stück Land. Dann kam eine Böschung mit Erlen und Birken. Unten lag die Wiese, und dahinter stieg das Ackerland wieder an bis zu einer dichten Tannenschonung. Durch die Wiese floß ein Wassergraben, und darin wimmelte es von kleinen Fischen. Wir hüpfen vor Begeisterung, aber Vater hob einen Klumpen Erde auf, bröckelte ihn mit sichtbarer Anstrengung auseinander und brummte unwillig: "Reiner Lehm, schwerer Boden. Ich möchte wissen, wie ich den mit zwei Kühen bearbeiten soll." Darüber wunderten wir uns, denn wir hatten nur eine Kuh. Ein paar Tage später brachte Vater die zweite. Sie hatte einen Buckel und einen langen Hals und sah wie ein mißbratenes Kamel aus. Mutter schimpfte: "Was hast du dir bloß für ein scheußliches Tier andrehen lassen! Und Euter hat sie auch keins. Was die wohl für eine Milch gibt –" Vater entgegnete böse: "Halt's Maul, ich brauche eine Kuh, die zieht. Milch ist Nebensache, ihr denkt nur ans Fressen." Mutter schwieg bekümmert.

170

Ich ging in die neue Schule, die fast am anderen Ende des Dorfes lag, weit hinter dem Bahndamm. Nun saß ich schüchtern auf meinem Platz, betrachtete neugierig die fremden Kinder und war gespannt, wie mein neuer Lehrer aussehen würde. Als er sich aber längere Zeit nicht sehen ließ, ging ein Junge nach vorn, zog eine Landkarte an einem Gestell hoch und erteilte uns Unterricht in Geographie. Er fuhr mit einem Stock über die Landkarte und belehrte uns: "Hier geht die russische Grenze lang – hier liegt unser Dorf. Wenn die Kosaken losreiten, sind sie in zwei Tagen hier und fressen uns auf."

"Du bist verrückt, Sozialdemokrat", protestierten viele gleichzeitig. Und einer schrie: "Dazwischen liegt noch die Bartsch, und da werden unsere Kanonen stehen und die Kosaken kaputtschießen!"

"Ach," erwiderte der *Sozialdemokrat* geringschätzig, "die paar Kanonen; die Kosaken reiten so schnell wie der Wind, die trifft keine Kugel."

"Ich grab mir eine Höhle im Wald, da findet mich keiner", schrie ein Junge.

Ich hörte diesem Streit mit offenem Mund zu. Und als jetzt die Tür aufging und alle Köpfe sich umdrehten, vergaß ich vor Schreck meinen Mund wieder zuzumachen. In der Tür stand mein früherer Lehrer aus Garki – *Ostroszitsch* oder vielmehr Herr Ostrowitsch!

Als sein Blick meinen Augen begegnete, war er genauso erschrocken wie ich: "Ach", sagte er. "Ach, du bist es. Du hast mir grade noch gefehlt." Dann rief er drohend: "Komm mal her." Ich ging mit schlotternden Knien zur Tür. Er stieß mich in den Flur hinaus, drückte mich an die Wand und zischte: "Hör zu, Bengel. Ich bin ein seelenguter Mensch, aber wenn du hier den Mund auftust, schlage ich dich zum Krüppel." Dann stieß er mich in die Klasse und stellte mich vor: "Ein Neuer, ein tüchtiger Junge. Der wird in Zukunft die Klasse in Schuß halten, wenn ich mal nicht da bin."

Er war sehr oft nicht da, und manchmal kam er überhaupt nicht. Die Kinder wußten weniger als meine zwei Jahre jüngere Schwester Anna. Anfangs gab ich mir Mühe, ihnen etwas beizubringen, aber bald verlor ich jede Lust und stellte Wachen vor die Tür, damit wir ungestört Blindenkuh spielen konnten.

Eines Tages sagte Ostrowitsch: "Nächsten Monat kommt der Schulinspektor, da müßt ihr was können, sonst setzt es was." Dann ging es los. Jeder mußte sich eine bestimmte Aufgabe aufschreiben und auswendig lernen. Eines Tages vor dem Besuch war Generalprobe. Alles klappte wundervoll, und Ostrowitsch strich sich zufrieden seinen Bart.

Am nächsten Morgen, nach der zweiten Unterrichtsstunde, brachte Ostrowitsch einen kleinen, dicken Herrn mit schwarzer Brille und kahlem Kopf in die Klasse. Beinahe hätten wir laut gelacht. Aber als uns ein strenger Blick unseres Lehrers traf, sprangen wir von den Plätzen auf und grüßten artig: "Gelobt sei Jesus Christus." – "In Ewigkeit, amen", erwiderte würdevoll der Dicke. Ostrowitsch rieb sich die Hände, machte eine leichte Verbeugung und sagte: "Ja, Herr Schulrat – es war eine schwere Aufgabe, diesen verlotterten Bauernlummeln etwas beizubringen. Ich preise mich glücklich, daß es mir durch unermüdlichen Fleiß und Ausdauer dennoch gelungen ist. Aber auch Zucht und Ordnung habe ich der Bande beigebracht. Darüber hinaus glühende Vaterlandsliebe und tiefe Verehrung für unseren lieben, gottbegnadeten Kaiser. Er lebe hoch, hoch, hoch!" – Wir sprangen wieder auf, und da wir genau wußten, was jetzt folgen mußte, stimmten wir mit verdrehten Augen an: "Der Kaiser ist ein lieber Mann, er wohnt in Berlin, und wäre es nicht so weit von hier, so ging ich heut noch hin."

Als das Lied zu Ende war, setzte Ostrowitsch eine strenge Miene auf, lief, die Hände auf dem Rücken, hin und her, drehte sich plötzlich um und schmetterte: "Wieviel ist sechs mal acht?" Wir schossen begeistert hoch, reckten ihm beide Hände entgegen und schrien: "Ich, ich!"

Nur einer war dabei, der es scheinbar nicht wußte; denn er saß still auf seiner Bank und versuchte sich hinter dem Vordermann zu verstecken. Ostrowitsch äugte wie ein Raubvogel, stieß zu und brüllte ausgerechnet den Jungen an, der scheinbar nichts wußte: "He, du, warum meldest du dich nicht; was versteckst du dich?"

Wieviel ist sechs mal acht, habe ich gefragt!" Der Junge schoß in die Höhe und schrie: "Achtundvierzig."

"Das wollte ich meinen", sagte Ostrowitsch zufrieden.

Bei der zweiten Frage blieben zwei Knaben und ein Mädchen kummervoll sitzen. Aber als sie der Habichtblick des Lehrers traf, schrien alle drei gleichzeitig das Resultat heraus.

So ging das eine ganze Weile weiter. Es klappte wie am Tag zuvor bei der Generalprobe. Jeder Schüler kannte seine Aufgabe im voraus, und der Lehrer kannte den Schüler, der die Antwort wußte. Sein Gedächtnis war erstaunlich. Er mußte lange anhand seiner schon vor Wochen angefertigten Liste geübt haben.

Endlich winkte der Dicke müde ab. "Ich sehe, mein lieber Herr Ostrowitsch, daß Sie sich die allergrößte Mühe gegeben haben. Ich will Sie daher nicht länger – " Aber Ostrowitsch gab sich noch nicht zufrieden. Er rief enttäuscht und händeringend: "Aber, hochverehrter Herr Oberschulrat, nicht doch. Sie sollen sich gründlich orientieren!" Dann drehte er sich blitzschnell zu uns um und schmetterte los: "Wer ist der größte und beliebteste Mann neben dem Papst, dem Heiligen Vater?" Und wir überschrien uns geradezu vor Begeisterung: "Seine Majestät, der König und Kaiser Wilhelm der Zweite: Er lebe hoch! – hoch! – hoch!" – und ohne besondere Aufforderung sangen wir programmgemäß: *Heil dir im Siegerkranz*, sogar zweistimmig.

Wir sanken erschöpft auf unsere Plätze. Der Dicke wischte sich gerührt eine Träne aus dem Auge, drückte dem Lehrer beide Hände und schnarrte: "Mein lieber, lieber Herr Ostrowitsch, diese Stunde wird mir unvergeßlich bleiben. Solch herrliche Begeisterung ist", seine Stimme zitterte, "ist, Gott sei es geklagt, leider viel zu wenig an unseren Schulen anzutreffen. Seien Sie versichert, daß ich Sie demnächst für eine höhere Gehaltsstufe vorschlagen werde."

Er ging zur ersten Bank, streichelte einem Mädchen die Wangen und erzählte ihm, wie furchtbar lieb der Kaiser die deutschen Kinder habe. Schließlich fragte er es, wieviel Kinder der Kaiser selber hätte. Das Mädchel wußte es nicht. Der Lehrer bekam einen roten Kopf und stürzte vor. "Ach, Herr Rat, entschuldigen Sie," sagte er, "dies ist mein Sorgenkind, ein schwarzes Schaf." Dann brüllte er in die Klasse: "Wer weiß es?" Alle hoben die Hände. Ostrowitsch war etwas aus der Fassung geraten, dachte angestrengt nach. Dann klärte sich sein Gesicht auf. Er zeigte auf einen Jungen, und der antwortete richtig.

Das *schwarze Schaf* protestierte weinend: "Die Aufgabe habe ich gar nicht aufbekommen. Ich sollte –" Ostrowitsch unterbrach sie: "Halt den Mund, – antworte, wenn du gefragt wirst!"

"Schon gut", beschwichtigte der Dicke. Dann begleitete der Lehrer ihn auf die Straße, wo eine Pferdekutsche wartete.

Ostrowitsch kam händereibend wieder in die Klasse und sagte: "Wundervoll, ihr Bande, wundervoll. Morgen habt ihr schulfrei."

Die Kanonen donnerten schon an allen Fronten. Wir sammelten Brennesseln, alte Eimer, verbeulte Töpfe, verrostete Gießkannen. Der Haufen auf unserem Schulhof wurde immer größer, aber kein Mensch holte den Plunder ab. Dann gab es eine große Aufregung. Es hieß, die Russen kämen. Wir gruben in dichten Schonungen tiefe Löcher und tarnten sie mit Zweigen. Bald jedoch verkündete uns der Lehrer, daß alle Russen in den Sümpfen Ostpreußens versoffen seien. Hindenburg war der große Mann. Hindenburg war unser Retter.

Der Sozialdemokrat, er hieß Rotherr, war mein Freund. Der sagte mir leise: "Glaub's nicht, alles ist Schwindel, alles ist Mist. Wir verlieren den Krieg doch. Mein Vater weiß das genau."

Zwei Tage später, wir saßen gerade beim Abendbrot, da ging die Tür auf, und jemand warf ein Flugblatt ins Zimmer. Ich hatte nur den Kopf gesehen und wußte, daß es mein Freund Rotherr gewesen war. Mutter lief zum Fenster, aber draußen war es schon dunkel. Ich sagte: "Es war Rotherr, der Sozialdemokrat." Mutter holte den Feuerhaken, piekte den Zettel von der Erde auf und meinte ängstlich: "So was darf man gar nicht anfassen. Gott weiß, was für ein Teufelszeug drinsteht."

In der Schule fragte ich den Rotherr: "Hast du noch so ein Ding?"

Er schob mir heimlich einen Zettel in die Tasche und flüsterte: "Sag nicht, von wem du's hast."

Zu Hause faltete ich den Zettel auseinander und las: *'Schluß mit dem Völkermorden! Verjagt den Kaiser! Zerschmettert die Waffen!'* Mutter kam an den Tisch und fragte: "Was liest du da?" Ich schob ihr den Zettel hin. Sie las ihn langsam durch und reichte ihn dem Vater. Dabei schimpfte sie: "Recht haben die Leute, Schluß mit dem Blutvergießen. Warum geht der Kaiser nicht an die Front, warum läßt er sich nicht auch totschießen?" – Ich fragte vorsichtig: "Weißt du, wer das geschrieben hat?"

Mutter antwortete aufgebracht: "Wer kann ihn schon geschrieben haben! Gewiß kein Dummkopf!"

"Die Sozialdemokraten haben den Zettel gedruckt. Das ist genauso einer, wie ihn der Rotherr gestern abend in die Stube geschmissen hat."

Vater lachte dröhnend, aber Mutter fuhr mich entsetzt an: "Quatsch nicht so ein Blech!"

"Ich schwöre – wahrhaftig, Mutter, ich lüge nicht."

Ihr zitterten die Hände, sie stöhnte: "Großer Gott, wenn nur erst der unselige Krieg zu Ende wäre!"

Ja, Mutter hatte großen Kummer. Erwin war schon seit Kriegsbeginn bei der Marine. Sein Schiff, die *Kolberg*, war längst gesunken. Erwin hatte sich mit knapper Not retten können. Nun fuhr er auf der *S.M.S. Wettin*. Und wer wußte, ob er noch lebte. Vielleicht war die *Wettin* auch schon zu den Fischen gegangen.

Und Josef – ja, auch er war aus der Versenkung aufgetaucht. Der Kaiser fand jeden, auch wenn er sich so gut verkroch wie der Josef. Er lag irgendwo verwundet im Lazarett, und man hatte uns benachrichtigt. Der Brief war nach Garki gegangen, aber die Post hatte ihn nachgeschickt.

Mutter schrieb ihm ins Lazarett: *"Junge, wie geht es Dir? Wo warst Du so lange? Mußt Du wieder ins Feld, wenn Du gesund bist?"* Josef antwortete nicht. Da schrieb Vater; er mußte es tun, denn Mutter ließ ihn nicht eher in Ruhe. Langes, banges Warten – endlich ein Brief von ihm. Mutter öffnete ihn mit zitternden Händen, wurde bleich und wankte.

Der Vater riß ihr den Brief aus der Hand und las: *"Ihr habt Euren Sohn für fünfzehn Taler und eine Flasche Schnaps verkauft. Einen Sohn, der Josef heißt, habt Ihr nicht mehr."* – Kein Gruß, keine Frage, nichts.

Vater ging schweigend hinaus, Mutter weinte still in sich hinein. Wir weinten mit ihr.

174

In der Kirche beteten sie um den Sieg – und um Regen. Schon seit Wochen war keiner mehr gefallen. Der Lehmboden war hart wie Stein, die Saat verdorrte. Vater wollte die harte Kruste aufbrechen und es mit einer neuen Aussaat versuchen. Die Kühe ächzten vor dem Pflug; Vater drosch unbarmherzig auf ihre schweißbedeckten Felle ein. Wir versuchten, mit Eisenhacken die harten Lehmklumpen zu zerschlagen. Da schrie die Mutter auf. Die bucklige Kuh lag am Boden. Als Vater weiter auf sie einknuppelte, warf sich Mutter dazwischen. Die Peitsche warf auch sie zu Boden. Trotz der großen Hitze überlief es mich kalt, ich zitterte wie Espenlaub. Vater zerbrach den Peitschenstiel, warf ihn fort und ging fluchend davon. Mutter richtete sich neben der schweratmenden Kuh auf und betastete das schweißbedeckte Fell. Die Kuh streckte die Zunge heraus, röchelte furchtbar, stieß weißen Schaum und Schleim aus. "Lauf schnell, hol einen Eimer Wasser", schrie Mutter. Ich rannte den Berg hinunter zum Graben. Das fiel mir ein, daß ich keinen Eimer hatte. Ich schlug einen großen Bogen um den heimkehrenden Vater und holte einen Eimer vom Hof. Als ich ihn gefüllt hatte und wieder bei der Mutter ankam, winkte sie müde ab. "Zu spät, Junge, sie ist tot." Sie kniete immer noch neben der Kuh und schluchzte.

Dann half ich ihr, die Schecke auszuspannen. Mutter legte den Kopf an ihren Hals und flüsterte zärtlich: "Nun hab ich nur noch dich, Schecke. Du mußt uns alle am Leben erhalten."

Auf dem Hof zankte sich der Vater mit dem alten Bargenda herum. Der Alte schrie: "Eine Kuh hast du auch schon zugrunde gerichtet. Ist kein Wunder bei dieser Behandlung. Dabei schuldest du mir noch zwei Zentner Korn, fünf Zentner Kartoffeln, zehn Liter – "

"Halt's Maul, du Erpresser!"

Bargenda tobte weiter: "Und den Pachtzins an meinen Sohn hast du auch nicht abgeschickt. Und Holz – "

"Rutsch mir den Buckel runter, du Pschakreff", sagte Vater und ging ins Haus.

"Junge," sagte Mutter ein paar Tage später zu mir, "du mußt in den Dienst beim Bauern. Wir haben nur noch einen Sack Korn auf dem Boden, das ist alles. Beim Bauern wirst du es besser haben, kannst dich wenigstens satt essen."

Tags darauf zogen wir den kornbeladenen Handwagen durch das Dorf Königswille zum Müller. Ich keuchte an der Deichsel, Mutter schob. Vater lief, eine dicke Zigarre paffend, nebenher. "Die letzten Groschen verpaffst du noch," schimpfte Mutter, "jagst unser letztes Brot in die Luft."

Dann kamen die Schilder einer Schenke in Sicht. Vater sagte "Pschakreff", warf den Sack Korn über die Schulter und rief uns höhnisch nach: "Nun könnt ihr alle verrecken!" Dann verschwand er in der Schenke. Wir zogen den leeren Wagen wieder nach Hause.

Zwei Tage später wurde ich beim nächsten Bauern für zehn Taler jährlich als Hütejunge verdingt. Die Bäuerin hatte Erbarmen mit meiner Mutter und zahlte ihr den ganzen Betrag im voraus. Der noch junge Bauer mußte auch in den Krieg. Beim Abschied hielt er sein einziges Kind, ein fünfjähriges Mädchen, auf dem Arm und tröstete die Frau: "Mach dir keine Sorgen, in vier Wochen ist der Krieg zu Ende, und ich komme wieder."

Nach vier Wochen kam ein Brief – der Brief, der alle Mütter und Frauen erzittern ließ: *"... ist für Kaiser und Vaterland auf dem Felde der Ehre gefallen."* Die Bäuerin stürzte zu Boden und wand sich in Krämpfen. "Für den Kaiser, fürs Vaterland! Verfluchte Menschen!" schrie sie.

Von Grauen gepackt, lief ich fort und holte die Mutter. Als wir zurückkamen, lag die Bäuerin noch immer auf der Erde. Wir schleiften sie ins Bett, und Mutter machte ihr kalte Umschläge. Sie starrte uns aus glanzlosen Augen an. Mutter tröstete sie: "Vertrau auf Gott. Gott ist barmherzig." Da richtete sich die Bäuerin auf und schrie: "Verfluchter Gott!"

Mutter bekreuzigte sich entsetzt: "Großer Gott, sie ist wahnsinnig."

Die Frau ließ den Kopf kraftlos in die Kissen fallen und sagte mit matter Stimme: "Ja, ich bin wahnsinnig und möchte wahnsinnig bleiben, bis ich tot bin."

Ich ging selten zur Schule, meine Bäuerin erbat beim Lehrer für mich oft wochenlangen Urlaub. Er erfüllte ihr alle Wünsche, denn Lernen war nicht mehr wichtig. Überall fehlte es an Arbeitskräften. Der Krieg fraß alles auf, er war wichtiger als die Schule. Aber jede Woche mußte ich acht Kilometer in die Stadt zum Beichtunterricht laufen. Denn das war wichtig, ebenso wichtig wie der Krieg. In der Kirche sangen sie das *Deutschlandlied*, und der Pfarrer versuchte den lieben Gott gegen unsere Feinde aufzuhetzen und betete: "Gott strafe England. Gott strafe Frankreich. Gott strafe Rußland."

Was für einen Gott mögen wohl die Engländer, Franzosen und Russen haben, dachte ich und fragte meine Mutter: "Haben diese Leute einen anderen Gott?"

"Dumme Frage", erwiderte sie. "Es gibt nur einen Gott, und alle Leute beten nur zu diesem einen Gott."

"Ach," meinte ich, "da werden wohl die Engländer, Franzosen und Russen auch den lieben Gott gegen uns aufhetzen. Der muß aber schön dumm sein, wenn er sich das gefallen läßt."

Mutter sagte weich: "Red nicht so, Junge, – ganz so unrecht hast du nicht. Sie treiben alle Schindluder mit unserem Herrgott." Dann schob sie mich zur Tür hinaus: "Geh zu deiner Bäuerin, sie wird dich womöglich brauchen."

Ja, sie brauchte mich immer. Von frühmorgens um fünf bis abends um elf. Sie mußte mich jeden Morgen mit Gewalt aus dem Bett reißen. Ich schlief beim Essen, beim Kühfüttern, auf dem Abort und sogar im Laufen. Niemals schlief ich aus.

Jeden Mittwoch ging ich früh um sechs zum Beichtunterricht. Das heißt, ich ging nur bis in den Wald; dort legte ich mich ins Moos und schlief und schlief. Auch der stärkste Regen konnte mich nicht aufwecken. Mit ein, zwei, ja mit vier Stunden Verspätung kehrte ich zurück. Die Bäuerin versprach mir das nächstemal Prügel und bat die Mutter, sie solle mich vom Beichtunterricht befreien. Aber die Mutter schüttelte entschieden den Kopf. "Nein, liebe Frau, zum Unterricht muß er, das ist wichtiger als das tägliche Brot."

Ich freute mich die ganze Woche auf den Mittwoch, denn dann ging ich wieder zum Beichtunterricht – *Als ich erwachte, blitzten die Sterne zwischen den Baumkronen. Ich wollte aufstehen und konnte nicht. Krampfhaft arbeiteten meine Gedanken. Los, jetzt hebst du den Kopf, dann die Arme. Zieh die Beine an, ja, so. Nun auf die Knie kommen. Jetzt stehst du, na endlich! Ich lief durch den Wald und schlich durch das Dorf, auf den Hof. Da stand die Bäuerin vor mir und schwang in den Händen ein bluttriefendes Beil. "Verfluchter Gott!" schrie sie und warf das Beil nach mir.*

Ich warf mich auf die andere Seite und – schlief traumlos weiter.

Als ich wieder erwachte, stachen mir die Sonnenstrahlen durch die Baumkronen in die Augen. Langsam taumelte ich ins Dorf. Eine große Gleichgültigkeit überfiel mich; mochte kommen, was wollte. Da aber fiel mir mein Traum ein: die irrsinnige

Bäuerin mit dem blutigen Beil. Auch gut, soll sie mich totschiagen; es sterben ja so viele für Kaiser und Vaterland. – Aber ich, für wen sollte ich denn sterben?

Ich blieb stehen, dachte lange nach. Dann sagte ich laut: "Nein" – und ging wieder in den Wald. Dort baute ich mir aus Moos und Zweigen ein Schlupfloch, sammelte Beeren und halbverfaule Haselnüsse, kaute Sauerampfer; doch der Hunger wurde immer stärker. In meinem Schlupfloch dachte ich: Ja, wenn ich erst sechzehn bin, dann hau ich ab in die Fremde. Werde viel Geld verdienen, und niemand wird mich mehr hetzen und schlagen. Ich dachte an Erwin, wie er in Garki mit den Münzen in der Tasche klimperte und die vier Goldstücke auf den Tisch knallte. Ja, so wollte ich es auch machen; aber der Vater kriegte nichts, nicht einen Pfennig.

Goldstücke? Pustekuchen! Alles Gold hatte längst schon der Kaiser. Dafür gab er den Leuten Eisen. *"Gold gab ich für Eisen"* hatte ich irgendwo auf einem Plakat gelesen. Egal, Eisen ist auch was wert. Und erst die Hundertmarkscheine – die sind bloß Papier und doch zehnmal soviel wert wie ein kleines Goldstück.

Abends ging ich auf die Felder Kartoffeln klauen. Als ich sie im Wald braten wollte, stellte ich betrübt fest, daß ich keine Streichhölzer hatte. Ich erinnerte mich an die Germanen und versuchte, mit zwei Steinen Feuer zu schlagen. Aber nachdem ich mir die Finger wundgeschlagen hatte, gab ich es auf. Enttäuscht schleuderte ich die Kartoffeln einzeln gegen die Bäume, daß sie zerplatzten. Aber der Hunger plagte mich immer toller. Ich hob die Kartoffelstücke auf, leckte daran, biß hinein, spuckte aus und biß wieder hinein. Schließlich fraß ich sie alle auf.

177

Vier Tage später zerrte mich der Förster aus meinem Schlupfloch. Ich wollte erst fortlaufen, aber sein Hund fletschte so grimmig die Zähne, daß ich es unterließ. Der Förster brachte mich zu meinen Eltern.

Glücklicherweise war Vater nicht zu Hause. Mutter freute sich wie ein Kind, daß ich wieder da war, und ich erzählte ihr alles. Sie ging mit mir zur Bäuerin. "Aber das geht doch nicht, liebe Frau," sagte sie, "der Junge muß seinen Schlaf haben, und zum Beichtunterricht muß er auch. Was soll aus ihm werden, wenn er den Unterricht im Wald verschläft?"

Nun durfte ich bis sechs Uhr früh schlafen und um zehn Uhr abends ins Bett gehen. Manchmal wurde es aber doch elf Uhr. Trotzdem schlief ich weiterhin überall ein, auch auf dem Abort. Als die Bäuerin auch mal dorthin mußte und mich schlafend erwischte, bekam ich von ihr Prügel.

Verhandlungen mit dem lieben Gott

Ich ging auch wieder zum Beichtunterricht. Ich ging wirklich hin; denn ich hatte es der Mutter versprechen müssen.

In Mittwaldau gab es zwei Kirchen, eine evangelische und eine katholische. Der Pfarrer erzählte uns, daß Luther in der Hölle sei und daß in seinen Kirchen der Teufel wohne. Ich sagte, daß ich auch mal in die evangelische Kirche gehen wollte, um zu sehen, ob das wahr sei. Da gab er mir eine kräftige Ohrfeige. "Willst du Gott herausfordern? Schon der Gedanke daran ist Sünde", schalt er.

"Aber die Evangelischen gehen dorthin beten", verteidigte ich mich. Ich bekam noch eine Ohrfeige und die Belehrung, daß man ebensogut in den Schweinestall gehen könne. – Nach dem Beichtunterricht gingen wir an der evangelischen Kirche vorbei, und die Kinder beschmierten heimlich die Türgriffe.

Unser Pfarrer war sehr streng. Wenn einer beim Abfragen nichts wußte, bekam er beim erstenmal eine Ohrfeige. Der Pfarrer war ein dicker, starker Mann und schlug immer aufs Ohr. Wenn ein Kind zum zweitenmal nicht antworten konnte, kam er wie eine Katze angeschlichen und knurrte: "Wenn du nicht hören kannst, brauchst du keine Ohren." Dabei drehte er so heftig an der Ohrmuschel, daß uns die Tränen in die Augen stiegen. Einem Mädchen hatte er einmal das Ohr ein wenig eingerissen. Der Vater des Kindes, ein Postinspektor, beschimpfte den Pfarrer. Der empörte sich: "Sie sind genauso gottlos wie Ihre Tochter."

Der Postinspektor schrie: "Ihre Erziehungsmethoden erinnern mich an das Mittelalter; – ich trete mit meiner Familie zu den Lutheranern über!" Das Mädgel ging weiter zum Religionsunterricht, aber in die evangelische Kirche.

Kurz vor meiner ersten Beichte sprach der Pfarrer über die Buße. Er ermahnte uns, die aufgetragene Buße unverzüglich und sorgfältig zu verrichten, auch wenn es hundert Vaterunser seien. Er erzählte von einem Jungen, dem einmal fünfzig Vaterunser auferlegt wurden, die ihm aber noch viel zu wenig erschienen seien.

Deshalb sei er fünfzigmal über einen tiefen Graben gesprungen, und bei jedem Sprung hätte er gesagt: "Für ein Vaterunser." Beim fünfzigsten Sprung sei ihm der liebe Gott erschienen und habe ihm die ewige Seligkeit versprochen. –

Wir sollten bei der ersten Beichte alle Sünden aufzählen, an die wir uns erinnern konnten, auch die aller kleinsten, wie: Finger in den Zuckernapf stecken, in Gedanken auf jemand schimpfen oder fluchen. Zu den schweren Sünden zählte es, an den Geboten der Kirche zu zweifeln. Todsünden waren: den Beichtunterricht schwänzen oder das Versäumen des sonntäglichen Gottesdienstes. Ich erinnere mich an eine Unmenge Sünden, und um sie nicht zu vergessen, schrieb ich alle auf einen Zettel. Als mir nichts mehr einfallen wollte, schrieb ich zum Schluß: "Mehr Sünden habe ich nicht", und setzte meinen Namen darunter.

An einem Sonnabend mußten wir schon um acht Uhr in der Kirche zur Messe erscheinen. Nach der Messe ging der Pfarrer erst einmal frühstücken. Wir waren sehr aufgeregt und lernten fleißig unsere Sünden zettel auswendig. Dann veranstalteten wir eine Generalprobe. Ich setzte mich in den Beichtstuhl, und die Kinder legten der Reihe nach ihre Beichte bei mir ab. Dabei zankten wir uns immerzu, weil es nicht richtig klappen wollte. Schließlich vollführten wir einen großen Krach.

Der Pfarrer war leise durch die Sakristei hereingekommen, und wir hatten ihn nicht rechtzeitig bemerkt. Ich trug die Stola um den Hals, und als ich den Pfarrer sah, wollte ich schnell aus dem Beichtstuhl flüchten. Dabei blieb die Stola in der kleinen Tür hängen, und es hätte nicht viel gefehlt, so wäre der Beichtstuhl umgefallen. Aus Furcht vor der Ohrfeige getraute ich mich nicht an den Beichtstuhl heran und wartete bis zum Schluß.

Dann mußte ich vor. Ich begann: "In Reue und Demut bekenne ich meine Sünden..." Ich war so aufgeregt, daß ich alle Sünden vergessen hatte, die ich vortragen wollte. Hastig suchte ich in meinen Taschen nach dem Sünden zettel, aber es half nichts, er war weg. Ängstlich murmelte ich durch das Gitter in das Ohr des Pfarrers: "Ich weiß nichts", und schielte schon auf seine Hand, die mit der Stola spielte. Aber zu meiner freudigen Überraschung drehte mir der Pfarrer nur sein rotes Gesicht zu und flüsterte: "Hast du geflucht, genascht, deinen Eltern und Lehrern Ungehorsam gezeigt? Hast du sie beschimpft?" Da fiel mir der Lehrer ein, und ich sagte: "Ich habe auf unseren Lehrer Ostrowitsch *Ostroszitsch* gesagt."

Der Pfarrer verstand kein Polnisch, deshalb fragte er: "Was heißt das?"

"Scharfer Arsch."

"Hm", meinte er und fragte weiter: "Warst du unzüchtig?"

Ich erinnerte mich an das nackte Mädchen bei Labudas und gestand: "Ja, ich habe auf ein nacktes Mädchen geguckt, – aber mein Bruder Paul hat auch hingehielt."

Er mahnte: "Du sollst deine eigenen Sünden beichten und nicht die Sünden anderer Menschen."

Da fiel mir plötzlich noch etwas ein. "Ich habe am ersten Weihnachtsfeiertag immerzu *Putatta* geschrien und dabei auf das frischgezogene Bett geschissen."

"Hm, ha, ha", machte der Pfarrer, bedeckte seinen Mund mit der Hand und hustete. Jetzt wollte er nichts mehr wissen, legte mir zehn Vaterunser als Buße auf und erteilte mir die Lossprechung von allen meinen Sünden.

Ich war glücklich; am nächsten Tag sollte ich das erste Abendmahl empfangen. Bis dahin durfte ich natürlich keine Sünden begehen, brauchte aber zur Feier des Tages auch nicht bei der Bäuerin zu arbeiten. Inzwischen war ein Wolkenbruch niedergegangen, und als die Sonne wieder schien, ging ich auf die Wiese und freute mich über das schäumende Wasser, das sich jetzt durch unseren sonst so ruhigen Graben wälzte. Gar zu gern hätte ich meine Schuhe ausgezogen und die Hosen meines neuen Anzugs hochgekremgelt, um die Holzstücke wieder aus dem Wasser zu fischen, die ich ein paar Schritte weiter oben hineingeworfen hatte. Aber das erschien mir an diesem Tag doch zu würdelos. Plötzlich fiel mir die Buße ein und zugleich der Junge, dem der liebe Gott erschienen war. Ohne lange zu überlegen, war ich bereit, auf die gleiche Art meine Buße abzulegen. Ich wollte den lieben Gott zufriedenstellen und suchte mir deshalb für meine Bußübungen die breiteste Stelle des Grabens aus.

In der Schule stand ich im Weitsprung an erster Stelle, aber dort turnten wir immer barfuß. Die ungewohnten neuen Schuhe hinderten mich stark.

Fünf Sprünge hatte ich schon hinter mir, und jedesmal, wenn ich über den Graben flog, sagte ich: "Für ein Vaterunser." Beim sechsten Sprung sagte ich "Vater-", rutschte aus, und bei "-unser" lag ich schon im Wasser. Im ersten Augenblick dachte ich, der liebe Gott hätte sich meiner erbarmt und mich zu sich gerufen und war über diese Gnade überrascht. Nachdem ich aber ein paarmal Wasser geschluckt hatte, merkte ich, daß es nicht so einfach war, in den Himmel zu kommen. Ich versuchte, mich an Grasbüscheln festzuhalten und herauszuklettern. Dabei rutschte ich immer wieder auf dem schlammigen Boden aus, und das reiße Wasser trieb mich weiter. Es reichte mir zwar nur bis an die Brust, aber die Strömung warf mich immer wieder um. Dabei verlor ich allen Halt, und mein Kopf tauchte ins Wasser. Ich schrie im Hilfe, sobald ich nur den Mund frei hatte.

Auf der Nachbarwiese hütete ein alter Mann zwei Kühe. Er mußte meine Hilferufe gehört haben; denn ich sah ihn eilig auf mich zukommen. Unglücklicherweise war ich gerade auf dem jenseitigen Ufer und versuchte in meiner Todesangst, mich an ein paar Grashalmen festzuhalten. Der Mann lief hilflos hin und her. Er suchte wohl nach einem Stock, und als er nichts finden konnte, streckte er mir seine Hände entgegen und schrie, ich solle mich kräftig abstoßen, um in die Reichweite seiner

Arme zu kommen. Schließlich versuchte ich es. Die Strömung riß mich fort – und dann war alles still. – –

Ich war unterwegs in den Himmel. Daran war nicht zu zweifeln; denn ich schwebte plötzlich über der Erde, so, als wäre ich von Engeln getragen. Dann zerrte man mich hin und her, riß mir die Kleider vom Leib und zog mir ein langes, weißes Kleid an. Das Engelsgewand, dachte ich. Plötzlich legte man mich in eine weiche Wolke, und der liebe Gott stand vor mir und drohte mir mit der Faust. Er war groß und stark, hatte rotblonde Haare und einen *Kaiser-Wilhelm-Schnurrbart*. Seine Augen sahen mich böse an. Da kriegte ich es mit der Angst zu tun; denn ich erinnerte mich noch an mehrere schwere Sünden, die ich bei der Beichte unterschlagen hatte. Vor Schreck machte ich die Augen ganz auf, und der liebe Gott verwandelte sich in meinen Vater, was mich noch schlimmer dünkte. Er hielt mir meinen nassen, mit Lehm und Schlamm verschmierten Anzug vor die Nase, brüllte wie der Donner und schlug mir wie der Blitz die nassen Sachen um die Ohren. Schon nach dem zweiten Schlag tanzten mir rote Kreise vor den Augen.

Am anderen Morgen warf mich Mutter um sechs Uhr aus dem Bett, und ich staunte nicht wenig, daß mein Anzug schon trocken und gebügelt auf einem Stuhl lag. Mutter machte mich fein, steckte mir einen Myrtenstrauß ans Jackett, drückte mir eine lange Kerze und einen Groschen in die Hand und schob mich zur Tür hinaus. "Lauf schnell zur Bahn, sonst kriegst du den Zug nicht", sagte sie. "Du mußt vorher noch mal zur Beichte, denn mit dieser Sünde darfst du den Leib Christi nicht empfangen. Wir kommen zu Fuß nach." Als ich schon an der Gartentür war, mahnte sie noch: "Nimm ja nichts in den Mund, du mußt nüchtern zur Kommunion."

Ich torkelte noch völlig benommen zur Bahn, aber der Zug war längst fort. Auf dem Schienenstrang lief ich hinter ihm her. Dabei dachte ich nach und kam zu der Überzeugung, daß meine mißlungene Bußübung keine Sünde sein konnte. Ich beschloß, der Beichte fernzubleiben. So hatte ich viel Zeit, kaufte mir für den Groschen zwei Doppelsemmeln und ging kauend durch die Stadt. Als ich die zweite Semmel anbiß, fiel mir Mutters Mahnung zur Nüchternheit ein. Ich spuckte den Bissen sofort wieder aus. – Zur Kommunion durfte ich heute nicht mehr, und damit war die ganze große Feier für mich futsch. Aber dann würde sich Mutter die Haare raufen, und Vater – an den mochte ich gar nicht denken. In meiner Verzweiflung begann ich mit dem lieben Gott zu zanken. *Wer ist an der ganzen Geschichte schuld?* warf ich ihm vor. *Du mit deinen albernem Bußübungen, dem Grabenhüpfen. Wenn du mich haben wolltest, hättest du mich ja ganz ersaufen lassen können. Man plagt sich ab und kriegt hinterher noch Prügel. Mach mit mir, was du willst, jetzt ist mir alles egal. Ich habe keine Schuld.* Dabei erinnerte ich mich, daß ich ihm noch viereinhalb

Vaterunser schuldig war. *Ach was*, verteidigte ich mich, *war das Ersaufen gar nichts wert?* Ich aß auch noch die andere Semmel auf. –

Später saß ich neben der Mutter in der Kirche. Als die aufgeputzten Jungen und Mädels mit brennenden Kerzen zum Altar gingen, um die erste Kommunion zu empfangen, gab mir Mutter einen leichten Stoß und schob mich vor. Ich kniete neben den anderen und zitterte vor Angst. Da stand der Pfarrer vor mir und hob die Hostie. Ich sperrte den Mund auf und dachte: *Ich muß dich schon nehmen, Jesus, was soll ich machen? Wenn es dir bei mir nicht paßt, kannst ja wieder rauskommen.* Ich schluckte, schlug an meine Brust und stöhnte: "Sei mir armem Sünder gnädig." Nein, er war mir nicht gnädig, trieb wohl seinen Spaß mit mir. Zweimal war ich schon zum Himmel unterwegs gewesen. Einmal nach dem *Eisenbahn*-Unglück und das zweitemal bei der Bußübung. Bald sollte ich es ein drittes Mal vergeblich versuchen.

Meine Bäuerin hatte zwei Kühe. Ich mußte sie, nebeneinandergebunden, an einem langen Strick auf den Wegrändern hüten. Nachmittags war es sehr heiß, die Rinderbremsen und Stechfliegen setzten den armen Tieren furchtbar zu. Sie peitschten mit den Schänzen und versuchten vergeblich, die Plagegeister zu vertreiben. Sie wurden immer unruhiger, zerrten mich hin und her. Ich war ratlos, denn ich wollte doch helfen. Schließlich band ich mir den Strick um die Hüfte, riß einen handfesten Zweig ab und schlug damit nach den Fliegen. Die Kuh neben mir wurde ruhiger, aber die andere konnte ich mit dem Zweig nicht beschützen. Sie zerrte vorwärts und wollte wohl so schnell wie möglich in den Stall. Ich lief zu ihr, um auch sie von dem Fliegenschwarm zu befreien. Dabei wurde der Strick schlaff. Sie spürten keinen Widerstand mehr und rannten mit erhobenem Schwanz wie der Teufel los.

Ich stemmte mich mit den Füßen in die Erde, zerrte am Strick, aber die Kühe waren stärker. Verzweifelt versuchte ich, den Strick von meiner Hüfte loszubinden. Aber es ging nicht, weil er dauernd angespannt war. Dann stolperte ich, schlug auf die Erde. Einen Augenblick machte es mir sogar Spaß, so dahinzurutschen, aber bald stellten sich brennende Schmerzen ein. Ich wollte mich auf die andere Seite werfen, aber es gelang nicht. Schließlich prallte ich gegen einen Erdklumpen. Eine Hand hielt ich schützend vor den Kopf, die andere schob ich unter meinen Leib, um die unerträglichen Schmerzen zu lindern; doch bald war die Hand durchgescheuert. Die Kühe rasten heimwärts. Ich hatte das Gefühl, als läge ich auf einer glühenden Platte; unzählige Nadeln bohrten sich in meinen Leib. Plötzlich erhielt ich einen dumpfen Schlag gegen den Kopf, und die Schmerzen hörten mit einem Mal auf. Nun kam es mir so vor, als glitte ich auf einem Schlitten über den Feldweg. Dann prallte mein Kopf gegen den Torpfosten. Gleichzeitig fraß sich der

Strick in meine Hüfte. Noch einmal fühlte ich einen heftigen Schmerz, dann wurde es still. –

Als ich erwachte, lag ich in unserer Stube. Vater, Mutter, die Bäuerin und meine Geschwister standen um das Bett. Mutter weinte und schimpfte auf die Bäuerin. "Wenn er stirbt, habt Ihr ihn auf dem Gewissen", tobte sie.

Nein – er starb nicht. Er wälzte sich nur vor Schmerzen wochenlang im Bett. Aus der Himmelfahrt war wieder nichts geworden. Der liebe Gott hatte wohl auf dieser Erde noch anderes mit mir vor.

Wen Gott liebt, dem schickt er das Kreuz, pflegte meine Mutter zu sagen. Er mußte mich sehr lieben; denn mein Kreuz wurde immer schwerer.

Das nächste Kreuz war ein lumpiges Stückchen Gerstenspreu, das mir beim Dreschen ins Auge flog. Es tat sehr weh, dieses Kreuz, und ich jammerte nächtelang. "Hab dich nicht so!" schimpfte die Bäuerin und machte mir eine Augenspülung mit Zucker, ja, mit richtigem Zucker. Diese Kur ist gar nicht so schlecht, wie man glaubt, manchmal hilft es sogar. Man streut Zucker auf ein Blatt Papier, hält es vor das schlimme Auge, drückt mit zwei Fingern die Lider auseinander und pustet den Zucker hinein. Danach hat der Patient ein Gefühl, als bohrten sich ihm tausend Nadeln ins Auge. Aber bald löst sich der Zucker in den Tränen auf und spült den Fremdkörper heraus. Bei mir half diese Spülung nicht, und mein Auge schwoll immer stärker an. Ich wußte mir keinen Rat und fragte meine Mutter, ob sie nicht ein anderes Mittel kenne.

Mutter kannte eins. Sie brachte mich zur Bäuerin zurück und sagte: "Der Junge muß sofort zum Arzt."

"Wer soll das bezahlen?"

"Ihr, wer denn sonst? Wenn dem Jungen was passiert, habt Ihr ihn auf dem Gewissen." Mutter hatte wohl noch immer nicht begriffen, daß der liebe Gott nur seinen Spaß mit mir trieb, sonst hätte sie das gar nicht gesagt.

Die Bäuerin lief mit mir die acht Kilometer in die Stadt zu Fuß, und als wir auf dem Heimweg durch den Wald kamen, sammelte sie alle trockenen Holzknüppel und lud sie auf meine Schulter. Schwer beladen und schwitzend wankte ich heimwärts. Sie lief, nur mit einem Knüppel bewaffnet, nebenher und ermunterte mich: "Ja, Junge, man hat's schwer. Meinen Mann hat der unselige Krieg gefressen. Mein armes Kind hat keinen Vater, hat keinen Ernährer. Nun muß ich schuften und rackern, damit unser Kind nicht darunter leidet. Und wenn es sich mal verheiratet, soll es wenigstens was haben. Ja, Junge, wenn der verfluchte Krieg nicht gekommen wäre, brauchten wir heute nicht zu laufen, um vier Groschen zu sparen. Und das Holz brauchtest du auch nicht zu schleppen." Dabei tanzte sie um mich herum und fuchtelte mit dem Knüppel vor meinen Augen. Sie kicherte: "Zehn

Jahre, zwanzig Jahre muß der Krieg dauern. Alle Männer soll der Kaiser fressen, hi, hi! Aber mein Kind kriegt er nicht. Mein Kind ist ein Mädels." Ich hatte schon immer an ihrem Verstand gezweifelt, aber nun war ich überzeugt, daß sie einen Knacks hatte. Ich fürchtete, sie würde mich noch totschiagen, und atmete erleichtert auf, als wir den Hof erreichten. Ich warf das Holz ab, lief zur Mutter und sagte ihr alles. Sie hörte geduldig zu, nickte wiederholt und sagte schließlich: "Hast recht, Junge, bleib zu Haus. Der Krieg hat ihr den Verstand genommen."

Wochenlang lief ich mit verbundenem Auge umher. Der Arzt hatte mich zwar noch einmal hinbestellt, aber die Bäuerin wollte nichts mehr bezahlen, und Mutter hatte kein Geld. "Wird schon wieder heilen", tröstete sie mich. Und als es nicht heilen wollte, sagt sie: "Die Frau hat einen bösen Blick, sie hat dein Auge verhext. Aber wart," fuhr sie fort und hob drohend die Faust in die Richtung, wo die Bäuerin wohnte. Dann machte sie eine *Pschirok*, eine Hexensalbe. Auf eine Untertasse goß sie etwas Wasser, schüttete glühende Holzasche darauf, wartete, bis sich ein Teil gesetzt hatte, und goß das übrige vor die Schwelle unseres Hauses. Nun spuckte sie dreimal auf die Untertasse, rührte mit den Fingern um und zeichnete mit der Salbe einen Kreis um mein krankes Auge. Dabei murmelte sie ein Gebet und malte noch drei Kreuze auf meine Stirn. Ich mußte lachen, aber Mutter sagte unwillig: "Lache du nur, wirst sehen, das hilft."

Vierzehn Tage später war mein Auge geheilt.

Ich begann gerade aufzuatmen, da sprach mein Vater schon von einer neuen Stellung für mich. Mutter meinte: "Ach, Junge, ich möchte dich ja zu Hause behalten, aber was soll ich dir zu essen geben, wir stehen vor dem Nichts. Der Bargenda hat schon die Räumungsklage eingereicht, weil wir die Pacht nicht bezahlen können."

Da kam die Bäuerin und fragte meine Mutter, ob ich ihr wenigstens nachmittags die Kühe hüten würde. Ich war bereit, weil ich großen Hunger hatte, und hoffte, mich bei ihr satt zu essen. Jeden Nachmittag bekam ich eine große Scheibe Brot. Aber davon wurde ich nicht satt. Ich bat die Bäuerin um mehr. Sie schüttelte traurig den Kopf: "Wo denkst du hin, Junge. Der Kaiser hat mir meine Handmühle versiegeln lassen, und der Müller will nicht mehr mahlen, als er darf. Wir werden noch alle vor Hunger sterben. Ach, mein armes, vaterloses Kind ..."

Ich kaute Sauerampfer, probierte andere Kräuter, aber sie schmeckten nicht. Da kam mir ein rettender Gedanke. Ich zog an den Zitzen der Kuh und versuchte die Milch in der hohlen Hand aufzufangen. Aber die Kuh war damit nicht einverstanden und stieß mich mit dem Bein. Ich ließ nicht locker, verprügelte sie und versuchte es immer wieder. Schließlich stand sie ganz still, wandte mir den Kopf zu und glotzte mich blöde an. Aber es ging viel Milch verloren. Ich sann auf Abhilfe und suchte einen kleinen Behälter, um darin aufzufangen. Als ich nichts

finden konnte, versuchte ich wie ein Kalb zu saugen. Aber ich bekam nur ein paar Tropfen heraus. Endlich hatte ich die richtige Methode gefunden. Ich kniete mich hin und zielte den Milchstrahl in meinen Mund. Mit der Zeit erlangte ich darin große Übung und trank die ganze Milch weg. Es schmeckte mir so gut, daß ich mich auch noch an die andere Kuh heranmachte.

Bevor ich heimgehen durfte, mußte ich noch das Vieh tränken, während die Bäuerin melkte. Sie hielt mir völlig verstört den leeren Milcheimer vor die Nase und jammerte: "O Gott, o Gott, alles hat sich gegen mich verschworen. Die Kühe sind krank und geben keinen Tropfen Milch mehr!" Am andern Morgen aber strahlte sie übers ganze Gesicht und sagte: "Nein, Gott hat mich doch nicht verlassen, die Kühe geben wieder Milch."

Nachmittags trank ich wieder die ganze Milch aus, und abends weinte die Bäuerin vor Kummer.

So ging es mehrere Tage. Dann erwischte sie mich. Sie zerbrach einen Besenstiel auf meinem Rücken und jagte mich vom Hof. Ich lief nach Hause, sie hinterher. Fluchend verlangte sie von meinem Vater, er solle ihr mindestens zwanzig Liter Milch ersetzen. Das erschien mir stark übertrieben, aber sie rechnete jeden Liter an den Fingern vor. Vater beschwichtigte sie: "Schon gut, liebe Frau, lassen Sie uns allein. Ich werde mit meinem Sohn darüber reden."

Das war eine Lüge, denn er redete überhaupt nicht mit mir. Mit der einen Hand faßte er mich am Kragen, langte mit der anderen die Wäscheleine vom Haken, schob mit den Beinen unsere Holzbank mitten in die Küche und schnürte mich darauf fest. Dann löste er seinen Riemen vom Bauch. Ich konnte meinen Kopf nur ein wenig zur Seite drehen. Er hielt den Riemen genau in der Mitte und ließ die Enden durch die Luft sausen.

Vom ersten Schlag traf mich die eiserne Schalle an einer Rippe, beim zweiten Schlag am Hinterkopf. Der dritte Schlag riß mir eine Ohrmuschel auf. Die Schläge brannten wie Feuer, aber ich sagte keinen Ton. Schreien war sinnlos; denn dann wurde Vater noch wilder. Die Wäscheleine schnürte mir fast die Luft ab, die Sschläge prasselten auf meinen Rücken. Nach und nach verlor ich jede Empfindung und fühlte keine Schmerzen mehr. Ich hörte nur noch den Riemen klatschen und den keuchenden Atem meines Vaters.

Da ging die Tür auf. Mutter stürzte sich auf den Vater und stieß ihn fort. Der Riemen traf sie mitten ins Gesicht. Vater ging fluchend hinaus. Mutter band mich von der Bank los; sie mußte mich ins Bett tragen. Ich war noch bei Besinnung, aber tags darauf bekam ich hohes Fieber. Mein Kopfkissen verwandelte sich in eine häßliche, stinkende Kröte, und um mein Bett schwebten zwei Engel und winkten mir zu. In ihren Händen hielten sie Hühnereier, und daran erkannte ich sie; Liesel und Gustel Labuda waren es. Plötzlich schwebten die Engel zum Fenster hinaus.

Ich stürzte aus dem Bett und lief ihnen nach. Aber Mutter erwischte mich, gab mir einen leichten Klaps auf den Hintern und packte mich wieder ins Bett. – Ich war wieder einmal unterwegs zum Himmel, aber Gott wollte mich auch jetzt noch nicht haben.

In der Zwischenzeit war der Gerichtsvollzieher dagewesen und wollte uns aus der Wohnung werfen. Weil ich jedoch sterbenskrank im Bett lag, ließ er sich erweichen.

Martha und der Pfarrer

Mir ging es schon etwas besser, als eines Tages eine fein angezogene Dame in die Stube kam. Es war meine Schwester Martha. Sie hatte dreihundert Mark mitgebracht, aber davon nur hundert Mark der Mutter geschenkt. Die anderen zweihundert sollte Mutter für sie auf die Sparkasse tragen. – Martha erzählte eine lustige Geschichte, worüber alle lachen mußten. Ich versuchte auch mitzulachen, aber dabei tat mir alles weh. Die Geschichte handelte von ihrer Herrschaft, der Direktorsfrau, die ihr jeden Monat einen Taler vom Lohn einbehalten hatte und dieses Geld nur dann auszahlen wollte, wenn Martha bis zu ihrer Verheiratung bei ihr diente. Martha hatte sich mit einer Arbeiterfamilie angefreundet, deren Sohn bei den Soldaten war. Als dieser auf Urlaub kam und von der Geldgeschichte hörte, regte er sich mächtig auf und versprach, Martha zu helfen, damit sie von ihrer Stelle loskommen und das Geld kriegen konnte. Er ließ sich von der Frau Direktor empfangen und log ihr vor, daß er mit Martha verlobt sei und sich, bevor er wieder ins Feld rücke, nottrauen lassen wolle. Dabei ließ er durchblicken, daß Martha dringende Anschaffungen machen müsse. Die "Gnädige" versuchte Martha einzureden, daß eine übereilte Kriegstraung zu nichts Gutem führe; aber Martha erklärte ihr, daß sie den Soldaten furchtbar lieb hätte und ihr mit ihm schon ein Unglück passiert sei. Jetzt müsse sie für Kinderwäsche sorgen. Da schlug die Gnädige die Hände über dem Kopf zusammen, beschimpfte Martha und warf ihr das Geld vor die Füße. Der Soldat hatte sich auch wirklich nottrauen lassen, aber mit einem anderen Mädchel, mit dem er schon lange Zeit verlobt war.

187

Unser Dorf gehörte zu der Pfarrgemeinde Mittwaldau; wir gingen aber meistens nach Teschin, einem großen Dorf, das bedeutend näher gelegen war, zur Kirche. Mutter ging nur zu dem dortigen Pfarrer zur Beichte, und er kannte all ihren Kummer.

Als sie am nächsten Sonntag aus der Kirche kam, erzählte sie Martha freudestrahlend, sie könne sofort beim Pfarrer als Hausgehilfin anfangen. Martha hatte nichts dagegen einzuwenden, weigerte sich aber, bei ihrem künftigen

Brotgeber zu beichten. Deshalb fuhr sie vorher in die Stadt, um dort ihre Sünden zu bekennen.

Gegen Mittag kehrte sie mißgestimmt zurück. Mutter fragte besorgt: "Aber, Mädel, was ist denn? Du schaust ja so böse drein."

Martha erwiderte gereizt: "Wäre ich bloß nicht hingegangen, ich gehe überhaupt nicht mehr zur Beichte. Was glaubst du, was der mich gefragt hat?"

Mutter sah sie erstaunt an.

Aufgebracht fuhr Martha fort: "Du kennst doch in Mittwaldau den Springbrunnen. Davor steht ein nackter Mann. Ich bin bloß einmal vorbeigegangen und habe gar nicht richtig hingeguckt. Aber der Pfarrer hat mich gefragt, was ich mir dabei gedacht habe, als ich den nackten Mann sah. Da bin ich wütend geworden und habe ihn angefaucht, ich hätte mich nur gewundert, warum er nicht friert! So was muß man sich gefallen lassen; ich gehe nicht mehr zur Beichte, zu dem schon gar nicht!"

"Es ist bloß gut, daß du von deiner gottlosen Herrschaft fort bist, womöglich hättest du deinen Glauben ganz und gar verloren. Ist ja auch kein Wunder. Bist nur selten in die Kirche gegangen und, wie ich höre, über ein Jahr nicht zur Beichte. Glauben verloren – alles verloren! Merke dir, mein Kind, alles was der Pfarrer von der Kanzel und im Beichtstuhl redet, ist Gottes Wort. Daran ist nicht zu rütteln. Der Pfarrer ist ein heiliger Mann, denn er genießt bei der Messe, die er alle Tage lesen muß, den Leib Christi."

"Muß er auch beichten, wenn er sündigt?" fragte Martha. – "Ja, gewiß, auch die Pfarrer sind Menschen und müssen ihre Sünden bekennen. Sie dürfen nur mit reinem Herzen vor das Allerheiligste treten."

Martha lachte. Da streckte die Mutter dem Kruzifix die Hände entgegen und jammerte: "Ach, du gütiger Gott, so weit hast du meine Tochter schon sinken lassen!" Dann zu Martha gewandt: "Gott sei Dank, du kommst jetzt in gute Hände. Grad jetzt, wo du heimgekommen bist, ist die Stelle im Pfarrhof frei geworden, sag selbst, ist das nicht eine Fügung Gottes?"

"Was für Lohn bekomme ich?"

"Danach habe ich Hochwürden nicht gefragt, er wird dir schon geben, was dir zukommt", erwiderte Mutter und fügte hinzu: "Nächsten Sonntag gehst du hin. Der Theo kann dir den Koffer tragen helfen. Halte dich brav und hör nicht auf die Klatschereien anderer Leute. Der Pfarrer ist ein strenger, gottesfürchtiger Mann, aber zu seinen Angestellten ist er immer freundlich und macht mit ihnen mancherlei Späße. Seine Wirtschafterin ist zwar noch sehr jung, aber ebenso gottesfürchtig und tugendhaft. Das hindert freilich manche Menschen nicht, den Pfarrer zu beschuldigen, daß er mit ihr Unzucht treibe. Voriges Jahr war sie vier Monate fort, und da haben die Menschen gleich behauptet, sie hätte ein Kind

gekriegt und es zu Verwandten gebracht, damit niemand was merkt. Ist natürlich alles Verleumdung."

Am nächsten Sonntag ging ich mit Martha nach Teschin. Wir gingen über unsere Wiese, stiegen den Lehmberg hinauf, und als wir droben waren, nahm uns eine dichte Waldschonung auf. Kaum hatten wir die Schonung hinter uns gelassen, blieb Martha stehen, stellte den Koffer ab und rief überrascht: "Gott, ist das schön!" Wir blickten in ein weites Tal, das auf allen Seiten von dichten Wäldern umgeben war. Mitten im Tal lag ein altes Dorf, dessen strohgedeckte Hütten verwitterten Strohschobern ähnelten. Hinter dem Dorf stieg das Tal wieder an.

Mehrere Wege führten fächerförmig nach Teschin, und von allen Seiten strömten die Menschen in bunten Gewändern zur Kirche, einzeln, paarweise und in Gruppen. Manche Eltern trugen ihre Kinder auf dem Rücken, und diese hielten die Schuhe und Strümpfe ihrer Eltern in der Hand, denn sie liefen barfuß und zogen das Schuhwerk erst kurz vor dem Betreten der Kirche an.

Den Koffer hatte meine Schwester beim Krämer neben der Kirche abgestellt, und nun ließen wir uns von dem Menschenstrom in die Kirche treiben, durch deren weitgeöffnetes Portal Gesang und Orgelspiel zu hören waren. Dichtgedrängt, eingeklemt zwischen jung und alt, standen wir auf dem breiten Mittelgang, und als die Glocke ertönte und der Pfarrer, von vier Ministranten begleitet, die Altarstufen emporstieg, versuchten immer noch mehr Menschen durch das Portal hineinzugelangen, mußten aber auf dem Vorplatz zurückbleiben. Mancher jedoch stieg über die knienden und betenden Menschen nach vorn, um sich auf einen leeren Platz zu setzen. Die einzelnen Plätze waren vermietet; wer das Geld dafür aufbringen konnte, dem war ein Sitzplatz gesichert.

In der ersten Bank vor dem Altar saßen fünf Barmherzige Schwestern. Dann folgten die Familien der reichen Bauern, und manch ein junger Bursche saß auf seinem bezahlten Platz, während ein gebrechliches Mütterchen daneben auf dem Steinfußboden kniete.

Seitlich vom Altar, gegenüber der Kanzel, war ein Balkon eingebaut, der einen besonderen Zugang hatte. Jetzt sah man den Rittergutsbesitzer mit seiner Frau, den Oberförster mit seiner Tochter und den Sägemühlen- und Ziegeleibesitzer Paralla sich neugierig über die Brüstung beugen; dann lehnten sie sich ächzend in die tiefen Polster zurück.

Als das Allerheiligste emporgehoben wurde, versuchten die Menschen auf die Knie zu kommen. Aber nur den Sitzenden gelang es, für die anderen war kein Platz da. Sie begnügten sich damit, den Oberkörper zu beugen, und schlugen sich demütig gegen die Brust. Ein altes Mütterchen, das schon die ganze Zeit auf den Knien gelegen hatte, stützte sich mit den Händen auf die Erde, neigte sich tief hinunter,

pustete den Staub von dem Steinfußboden und küßte ihn andächtig. Als ihr dabei jemand auf die Hand trat, schrie sie vor Schmerzen auf und wischte sich die Tränen aus den Augen.

Kaum hatte der Pfarrer mit der Predigt begonnen, wurde eine schwangere Frau ohnmächtig. Er unterbrach sich und wartete ungeduldig, bis man sie hinausgetragen hatte. Trotz der sommerlichen Hitze trugen die Frauen und Mädchen hochgeschlossene Kleider mit langen Ärmeln. Nur hier und da sah man einen freien Hals und kurze Ärmel. Des Pfarrers Blick glitt prüfend über die Menschenmenge. Die modisch gekleideten Mädchen mußten wohl seinen Unwillen erregt haben, denn plötzlich schlug er mit der Faust auf die Brüstung der Kanzel und wettete: "Die Kirche ist kein Ballhaus und kein Modesalon. Ich werde darauf achten, daß künftig alle Personen aus der Kirche gewiesen werden, die unzüchtige Kleider tragen." Martha bekam einen roten Kopf und versuchte, ihre halblangen Ärmel ein wenig herunterzuziehen.

Nach der Predigt ließ sie sich von der Krämersfrau ihren Koffer wiedergeben, holte ihren Sommermantel heraus, zog ihn über und sagt: "Sonst schmeißt er mich womöglich gleich raus." Dann drückte sie mir ein silbernes Fünzigpfennigstück in die Hand, bedankte sich für die Begleitung und sagte zum Abschied: "Lauf nach Hause, Theo, ich gehe allein ins Pfarrhaus. Bin neugierig, wie ich zurechtkomme."

190

Teschin war ein großes, altes Bauerndorf. Eine Sägemühle, ein Rittergut und eine Ziegelei boten auch den Armen Verdienstmöglichkeiten. Neben der Kirche, fast mitten im Dorf, stand das Pfarrhaus mit Stall, Scheune und anderen Gebäuden, wie sie auf allen Höfen der Großbauern zu finden sind.

Der strenge und gottesfürchtige Pfarrer hatte mit den geizigen Bauern seinen ewigen Ärger. Ein Leben lang kümmerten sich diese nur wenig um ihr Seelenheil und horteten das Geld in ihren eisenbeschlagenen Truhen. Wenn aber ihre letzte Stunde gekommen war, ließen sie sich mit allen Segnungen versehen. Da Geiz eine Sünde ist, wollten sie beweisen, daß ihre Seelen frei von dieser Schuld seien. Daher war es verständlich, daß der Pfarrer sich freute, wenn ein reicher Bauer im Sterben lag. Unzählige Seelenmessen wurden im voraus bestellt und bezahlt. Erst dann sagte der Pfarrer, daß sie nun ruhig sterben könnten. Aber leider haben die reichen Bauern ein zähes Leben und lassen sich nicht zu einem Vorschuß auf die Seligkeit überreden. Sie wissen ja auch aus Erfahrung, daß er keinen von ihnen sterben läßt, bevor er bezahlt hat. Wenn aber einer plötzlich stirbt, ohne vorher das Lösegeld zu hinterlassen, dann bearbeitete der Pfarrer die Hinterbliebenen so lange, bis sie die Sünden von der Seele des Toten durch viele gutbezahlte Messen abgewaschen haben.

Die Armen des Dorfes hingegen sind am Ende ihrer Tage froh, endlich zur Ruhe zu kommen, bereuen höchstens, daß sie so lange die Last des Lebens getragen haben. Sie sterben, ohne erst den Pfarrer zu fragen. Da sie regelmäßig vergessen, das Geld für eine Seelenmesse zu hinterlegen, kann man es Hochwürden nicht verübeln, wenn er nicht bis zum Friedhof hinterherläuft, sondern sich den Sarg zur Einsegnung in die Kirche bringen läßt. Die Hinterbliebenen der Armen werden nach der Beerdigung belehrt, daß der Verstorbene trotz des guten Lebenswandels noch einer kleinen Reinigung bedarf, da ja der Mensch sogar im Schlaf sündigen kann. Großherzig ermäßigt der Pfarrer den Preis für eine Seelenmesse um die Hälfte. Dennoch kommt er dabei auf seine Kosten, denn er läßt bei solche Messen die Orgel schweigen, was wiederum den Dorflehrer und Organisten ärgert. Der Kirchendiener achtet streng darauf, daß nur zwei winzige Kerzen auf dem Altar brennen. Dafür aber spart der Pfarrer nicht mit Weihwasser und besprengt die trauernden Hinterbliebenen ausgiebig.

Trotz allem war man mit dem Pfarrer zufrieden. Er war ja für arm und reich sozusagen die Pforte zum Himmel, und wer wollte wohl da nicht hinein? –

Der Pfarrer bewirtschaftete nebenberuflich sechzig Morgen Land. Seine Knechte und Mägde arbeiteten fleißig und achteten sorgsam darauf, daß alles prächtig gedieh und nichts umkam. Es war ja auch nicht jedem vergönnt, einem heiligen Mann zu dienen. Und wenn sie auch schlechter bezahlt wurden als andere Arbeiter, so waren sie doch besser dran; denn wer wollte bezweifeln, daß ihnen am Ende der Himmel offenstand? Auch die noch junge Wirtschafterin diente dem Pfarrer schon seit Jahren treu und selbstlos. So treu, daß sie auf jedes Vergnügen verzichtete und nicht einmal zum Tanz in den Dorfkrug kam.

Martha hatte es im Pfarrhaus gut getroffen. Die Arbeit war nicht übermäßig schwer, und sie hatte ein kleines, sauberes Stübchen für sich allein, ganz am Ende des langen Korridors im ersten Stock. Vor dem Fenster waren stabile Jalousien angebracht, die man vor dem Schafengehen schließen konnte. Leider war kein Riegel und kein Schlüssel an der Tür. Aber sie sicherte sich vor Überraschungen, stellte vor die Tür einen Stuhl und drauf ihre Waschschüssel. Da sollte mal einer die Tür aufmachen, wenn sie im Bett lag, der würde sich wundern.

Bisher war der Pfarrer immer freundlich zu ihr gewesen. Wenn die Wirtschafterin sich über sie beklagte, ermahnte er sie gütig. Nur in Glaubenssachen war er unerbittlich. Sie mußte jeden Sonntag zur Frühmesse, derweil alle Arbeit auf sie wartete. Und gerade morgens gab es so viel zu tun.

Martha diente schon mehrere Wochen im Pfarrhaus. Mutter ging fast jeden Sonntag zur Frühmesse, da konnten sie vor der Kirche ein par Minuten plaudern.

"Wie geht es dir, Kind, wie gefällt es dir bei unserem lieben Herrn Pfarrer?"

"Gut, Mutter, gut, ich kann nicht klagen. Bißchen wenig Geld, aber man ist ja schließlich auf dem Dorf."

"Na siehst du!"

Eines Nachts, es war kurz nach zwölf, klopfte es an unser Fenster. Mutter sprang erschrocken aus dem Bett und weckte Vater: "Jemand braucht Hilfe!" Sie machte Licht, öffnete die Tür. Da stürzte Martha in die Stube, mit aufgelösten Haaren und bloßen Füßen. Über dem Nachthemd trug sie nur einen Mantel und versuchte mit beiden Händen den weiten Halsausschnitt schamhaft zu verdecken.

"Um Gottes willen, Mädels! Wo kommst du denn mitten in der Nacht her? Was ist geschehen? Mein Gott, mein Gott", jammerte die Mutter.

Martha ließ sich auf einen Stuhl fallen und rang erschöpft nach Atem. Dann keuchte sie: "So ein Lump, so ein Kerl, dieses Schwein!"

Mutter sank auf die Bettkante und stammelte: "Sprich – du bringst mich um – "

"Der Stuhl fiel um", erzählte Martha stockend. "Die Waschschüssel polterte zu Boden. Ich schreckte aus dem Schlaf und wußte erst gar nicht, was los war. Da stand ER schon vor meinem Bett und schalt: *'Was soll diese Barrikade, wir sind hier in keinem Zirkus. – Ich habe mit dir ein Wort zu reden, deshalb bin ich gekommen. – Du bist schuld, daß ich dich nachts stören muß. Wo hast du mein Manuskript für die Sonntagspredigt hingetan? Ich muß doch arbeiten!'* Dabei hatte er schon die Hand unter mein Deckbett gesteckt! – *'Gehen Sie sofort, oder ich schreie'*, habe ich gedroht. Er lachte wie ein Teufel. *'Schrei nur, Katze, die Fensterläden hast du schön zugemacht, damit dich ja keiner hören kann, und hier oben schläfst nur du, meine Wirtschafterin und ich.'* – *'Aber Euer Schlafzimmer ist doch unten!'* – *'Ja, doch, – ja, aber ab und zu komme ich hier herauf, – muß sehen, was meine Leute des Nachts treiben. – Die Pfarrei ist kein Freudenhaus! Wieviel Liebhaber hast du schon heimlich in dein Zimmer geschmuggelt? Gestehe, Katze! Mir kannst du es ruhig sagen. Mir beichten die Leute alle Sünden – und ich spreche sie frei – auch dich.'*

Ich stieß seine Hand zum zweiten Mal zurück und wollte mich schützend in das Deckbett wickeln. Da wurde er böse, riß mir die Decke vom Leib und warf sie auf die Erde. *'Was versteckst du so ängstlich deine Beine? Hast sie wohl wieder nicht gewaschen, was? Laß mal sehen!'* – Da habe ich ihn vor die Brust gestoßen, meinen Mantel vom Haken gerissen und bin aus dem Haus geflüchtet. Da schau, wie ich aussehe!" Sie zeigte Mutter ihre nackte Beine, die bis an die Knie beschmutzt waren.

Mutter sprach kein Wort, nur ihre Augen irrten unruhig im Zimmer umher. Vater richtete sich im Bett etwas auf, sagte "Pschakreff" und ließ sich wieder in die Kissen fallen.

Martha wusch ihre Füße, kroch an Mutter vorbei ins Bett und sagte, sich behaglich ausstreckend: "So, nun habe ich von euch die Nase gründlich voll. Morgen holst du mir meine Sachen vom Pfaffen, und dann haue ich ab nach Berlin – Granaten drehen, Pulver mahlen, Bleikugeln gießen, was weiß ich. Soll sich die ganze Welt prügeln, schlagen, totschießen. Ich helf ihnen dabei. Ich will sehen, ob es in der Großstadt auch Menschen gibt, die sich vor Geiz und Habsucht gegenseitig auffressen, Männer, die ihren Frauen die Zähne rausschlagen, Väter, die ihren Kindern die Köpfe einschlagen, sie für Schnaps verkaufen, sie – "

"Halt's Maul!" schrie der Vater und richtete sich drohend auf. "Nein", schrie Martha zurück. "Ich halt meinen Mund nicht! Steh doch auf, hol wieder die Mistgabel! Mich kann nichts mehr schrecken. Die Welt steckt voller Teufel. Warum soll es denn bei uns anders sein?!"

Mutter schluchzte und bat: "Sei still, Martha, um Gottes willen!" Aber Martha hatte sich im Bett aufgerichtet, ihr langes Haar fiel ihr über die Schultern. Zornig fuhr sie fort: "Man bringt ein Dutzend und mehr Kinder auf die Welt, läßt sie hungern und krepieren oder schlägt sie zu Krüppeln. Dann geht man zum Pfarrer in die Kirche und beichtet. Und der Pfarrer selbst schändet unschuldige Mädchen. Keiner ist da, der diesen Verbrechern die Faust ins Gesicht schlägt!" Martha wühlte den Kopf schluchzend in die Kissen.

Vater lachte laut auf. "Kann klug reden, wie ein Pfarrer und andere Gelehrte, dabei hat sie viele Jahre bei der gnädigen Frau Direktor gesessen und hat sich von ihr auf der Nase herumtanzen lassen. Hat für billiges Geld geschuftet und keinen Mucks gesagt. Jetzt kriegt sie plötzlich Mut und wird frech, bloß weil sie der Pfarrer ein bißchen an der Wade gekitzelt hat. Ach, rutsch mir doch den Buckel runter, dummes Frauenzimmer!" Er zog die Decke über den Kopf.

Am nächsten Morgen blieb Martha im Bett liegen. Mutter war nach Teschin gegangen, um ihre Sachen zu holen. Der Pfarrer war nicht zu sprechen und ließ durch seine Wirtschafterin bestellen, daß er Mutter und Tochter nie mehr zu sehen wünsche. Aber Marthas Sachen und sogar ihren Lohn für den vollen Monat bekam Mutter mit. Martha ließ sich das Sparkassenbuch mit den zweihundert Mark, das auf ihren Namen ausgestellt war, von der Mutter geben, packte ihren Koffer und war schon einen Tag später auf der Reise nach Berlin.

Wenige Tage darauf kam eine Ansichtskarte aus Berlin–Tempelhof. Mutter las laut vor: "Habe Arbeit, helfe fleißig Granaten drehen, damit alle kaputtgehen."

Der Pfarrer, der Martha den Glauben an die Kirche genommen hatte, wurde wenige Monate später an einen anderen Ort versetzt. Sein Nachfolger, ein älterer Mann, unterschied sich von ihm nur dadurch, daß er den jungen Mädeln nicht nachstellte. Er hatte sich eine robuste, ältere Wirtschafterin mitgebracht, die ihn völlig beherrschte. – Einige Jahre danach verkündete der alte Herr von der Kanzel, daß Gott seinen Vorgänger aus dieser sündigen Welt abberufen habe. Diese Neuigkeit teilte ich Martha sofort brieflich mit und erhielt als Belohnung postwendend zen Mark. Auf dem Abschnitt stand: *'Für die freudige Nachricht.'*

Während Martha noch beim Pfarrer war, diente ich bei einem Bauern im Nachbardorf. Aber schon nach kurzer Zeit holte mich die Mutter verdreckt, verlaust und halbverhungert nach Hause.

Mit uns ging es rasch abwärts. Der Gerichtsvollzieher hatte schon die einzige Kuh aus dem Stall geholt; wir warteten nun täglich darauf, daß man uns endgültig vertreiben würde. Ich wich dem Vater aus wie einem gereizten Tiger. Dieser Zustand wurde für Mutter und mich schließlich unerträglich. Außerdem gingen die Kartoffeln und die Kohlrüben in unserem Keller zur Neige. Brot hatten wir schon lange nicht mehr gegessen.

Da sagte Mutter zu mir: "Geh aus dem Haus, Junge, geh fort; dem Vater bist du ein Dorn im Auge, und die Kohlrüben reichen nicht mehr lange. Schlimmer kann es dir beim Bauern auch nicht ergehen."

Ein Viehhändler nahm mich mit und versprach mir eine gute Stelle bei einem Bauern, einen halben Tagesmarsch von unserem Dorf entfernt.

Als die letzte Kohlrübe aufgegessen war, verkaufte Vater ein paar Möbelstücke, steckte das Geld ein und fuhr nach Sachsen in eine Kohlengrube. Mutter verkaufte noch ein paar Möbel, packte unser letztes Hab und Gut auf einen geliehenen Handwagen und zog mit Anna und Mariechen in ein armseliges Dorf, dicht bei Mittwaldau. Anna vermietete sie als Hausgehilfin beim Schullehrer und versuchte den Lebensunterhalt für sich selbst und Mariechen bei den Bauern zu verdienen.

Von all diesen Veränderungen hatte ich nicht die geringste Ahnung, glaubte den Vater noch zu Hause und nahm mir vor, lieber zu sterben, als wieder heimzugehen.

Die Geschichte der Magd Suse

Der Viehhändler brachte mich nach Stanki, einem kleinen Dorf weitab von allen Landstraßen und Bahnstationen. An versandeten Wegen, zwischen Sumpf und Morast lagen ein paar Bauernhöfe und mehrere schiefe, baufällige Hütten. Der Hof meines Bauern ähnelte einem großen Schutthaufen aus Dreck, halbverfaulten Balken, Feldsteinen, Stroh und Mist. Die Jauche floß aus den Ställen und verteilte sich auf dem Hof in unzählige Pfützen, wo sie vergeblich zu versickern suchte.

Angst packte mich, als ich diesen Hof betrat, und mir grauste vollends, als ich meinen neuen Herrn erblickte. Er hatte ein eisenbeschlagenes Holzbein und einen Armstumpf, an dem ein spitzer Eisenhaken befestigt war. Sein großer Kopf ruhte auf einem dicken, kurzen Hals, um den er ein rotes Tuch geknotet hatte. Seine langen, pechschwarzen Haare sahen wie wildes Gestrüpp aus, und die buschigen, schwarzen Augenbrauen wuchsen in die niedrige Stirn. Aus seinem narbigen Gesicht leuchtete eine rote Nase, und wenn er die wulstigen Lippen öffnete, sah man nur zwei gelbe Eckzähne. Er stand in der Haustür und sah finster zu, wie wir auf dem aufgeweichten Hof über die Jauchepfützen sprangen, um in seine Nähe zu kommen.

Während ich ihn mit schlotternden Knien ansah, sagte der Viehhändler: "He, Wichura, du suchst doch einen Stallknecht, nicht? Ich hab dir einen mitgebracht! Seine Eltern sind froh, daß sie ihn los sind, haben nix mehr zu fressen."

Wichura warf einen kurzen, geringschätzigen Blick auf mich, klopfte dann mit dem Eisenhaken seines Armstumpfes dreimal gegen den Türpfosten und fragte den Viehhändler: "Hast ein Pferd für mich gefunden? Ich muß den Satan aus dem Stall haben."

"Mußt dich schon noch gedulden und deinen Hengst solange behalten. Die holen ja alle gesunden Pferde weg, ebenso wie die brauchbaren Männer. Der Krieg frißt alle."

In diesem Augenblick tauchte ein altes, verhutztes Weib neben mir auf, in zerrissenen, mit Dreck und Mist beschmutzten Lumpen, und sah grinsend auf Wichura. Der wies mit dem Eisenhaken auf mich und reckte den anderen Arm in die Richtung des Stallgebäudes, ohne die Lippen zu bewegen. Die alte Frau stieß mich an, bedeutete mir mit einer Kopfbewegung, ihr zu folgen, und humpelte in ihren Holzschuhen durch die Jauchepfützen. Ich folgte ihr in den Stall. Der Viehhändler verschwand mit Wichura im Wohnhaus.

Im Stall wies die Frau schweigend auf eine Ecke, wo sich ein Bretterverschlag und eine große Futterkiste befanden, und humpelte wieder hinaus. Ich warf den kleinen Pappkarton, in dem meine wenigen Habseligkeiten verstaut waren, auf die Futterkiste und betrachtete meine Wohn-, Schlaf- und Arbeitsstätte. Mein Bett sah wie ein offener Sarg aus, in dem halbverfaultes Stroh, Papier und eine von Motten zerfressene gelbe Pferdedecke sowie zwei zerschlissene Kleidungsstücke lagen. Ich war keineswegs verwöhnt, aber der Anblick dieser Schlafstelle erfüllte mich mit Ekel.

Dicht bei meinem Bett stand eine alte Fuchsstute, neben ihr ein schwarzer Hengst. Zwischen den beiden Pferden war ein roher Baumstamm befestigt. Der Kuhstall war durch zwei Balken vom Pferdestall getrennt. Dort standen sechs Kühe und zwei Färsen. Weiter hinten befanden sich mehrere Schweinebuchten, in denen zwei Zuchtsäue, ein Eber und einige Läuferschweine im Mist wühlten.

Der Schlagbaum, der den Hengst von den anderen Tieren trennte, gab mir zu denken. Auch an die Worte meines Brotgebers erinnerte ich mich, deshalb traute ich mich nicht an ihn heran. Aber mit der Fuchsstute schloß ich gleich Freundschaft. Ich holte aus der Futterkiste etwas Hafer, ließ sie aus der Hand fressen und klopfte ihr den Hals.

Dabei packte mich grenzenloser Jammer. Lange schluchzte ich am Hals der Stute. Sie schüttelte wiederholt ihre Mähne und konnte wohl meinen Kummer nicht begreifen. "Hier werde ich lebend nicht wieder rauskommen; in diesem Dreck muß ich bestimmt krepieren. – Warum mußte ich nur auf diese schreckliche Welt kommen und warum ausgerechnet hierher?" klagte ich laut.

Die Stute schnupperte an meiner Hand, sie wollte noch mehr Hafer. Ich taumelte, immer noch weinend, zur Futterkiste und brachte ihr zwei Hände voll. Während sie gierig den Hafer von meinen Händen nahm, liefen mir die hellen Tränen über die Wangen. Wenn ich gewußt hätte, daß mein Vater so schnell in die Fremde fahren würde, hätte ich ja fortlaufen können. Aber solange ich ihn zu Hause wähnte, war daran nicht zu denken. Und wohin sollte ich sonst im Winter gehen? Wer würde mich aufnehmen?

Ich war so in Gedanken versunken, daß ich Wichuras Kommen gar nicht bemerkt hatte. Wie aus der Erde gewachsen, stand er plötzlich neben mir. Ich fuhr erschrocken zusammen und drängte mich, Schutz suchend, an den Hals der Stute. Er sah mein verweintes Gesicht und fragte roh: "Wie alt bist du, Jammerkerl? – Komm näher ran, wenn ich mit dir spreche." Ich trat zwei Schritte vor und stotterte: "Drei – dreizehn."

Wichura streckte seinen Armstumpf nach mir aus, faßte mit dem spitzen Haken meinen Rock an der Brust, zog mich mit einem Ruck noch näher heran und sagte: "Und da hast du dir das Plärren noch nicht abgewöhnt? So was gibt es bei mir nicht. Hier wird gearbeitet und nicht gewünselt. Wenn du nachts in deiner Flohkiste liegst, kannst du ins Stroh heulen, solange es dir Spaß machst, aber nicht am Tage. – Zu fressen kriegst du, und totgearbeitet hat sich noch keiner bei mir. Aber wenn du so dämlich bist wie dein Vorgänger und dich von dem schwarzen Satan erschlagen läßt, dann ist es deine Schuld." Mit der linken Hand ergriff er eine Mistgabel, schlug nach dem Hengst und trat blitzschnell zurück, gerade noch rechtzeitig genug, um nicht von den Hufen des wild ausschlagenden Rappen getroffen zu werden.

"Der hinterlistige Teufel!" sagte der Bauer böse und erteilte mir Verhaltensmaßregeln: "Niemals von hinten herangehen, immer nur von der Seite. Beim Losbinden von der Krippe mit einer Hand am Halfter festhalten, sonst geht er vorne hoch und schlägt dir die Hufe in den Bauch. Beim Striegeln nur seitlich stehen und kurz anbinden. Beim Anschnurren erst den Zaum anlegen. Im Geschirr ist er brav, aber sonst ein Teufel. Also immer aufpassen und sich nicht täuschen lassen, sonst bist du bald tot. So, nun weißt du Bescheid. – Dann: morgens, mittags und abends acht Eimer Wasser in den Stall tragen, nicht weniger. Für jede Pferd drei Maß Hafer, sechs Maß Häcksel. Jeder Kuh dreimal täglich ein Bund Heu, das übrige besorgt die andere Lerge. Streuen nicht vergessen, zweimal wöchentlich den ganzen Stall ausmisten, auch die Schweinebuchten; Häcksel schneiden und alle freie Zeit mit Holzhacken ausfüllen. So, und wenn du glaubst, du hast Prügel verdient, so laß sie dir von mir geben. – Außerdem kannst du dreimal in der Woche ins Nachbardorf zur Schule gehen, mehr Zeit hast du dazu nicht. Wir haben Krieg." Er humpelte wieder aus dem Stall.

Kaum war Wichura draußen, kam die alte Frau herein. Das war wohl "*die andere Lerge*", dachte ich. Ich betrachtete sie neugierig. Sie mochte fünfzig oder auch siebzig Jahre alt sein, genau ließ sich das nicht bestimmen. Stets lag ein höhnisches Lächeln auf ihren Lippen. Um den Kopf trug sie ein verbliches Tuch, unter dem einzelne aschgraue Haarsträhnen hervorlugten. Ihre Hände waren aufgesprungen und mit Narben, Warzen und Eiterbeulen bedeckt. Obwohl draußen noch kein Frost herrschte, war es doch schon empfindlich kalt, aber sie trug nur ein dünnes

Sommerkleid und keine Strümpfe. Sie sah mir mitleidig, aber etwas spöttisch ins Gesicht, schüttelte dann stumm den Kopf, wandte sich ab und stieg eine Sprossenleiter hinauf, die zum Stallboden führte. Ich schaute ihr nach und bemerkte dabei, daß dieses Sommerkleid ihr einziges Kleidungsstück war. Kein Hemd – nichts. Nachdem sie mehrere Bündel Heu heruntergeworfen hatte, kletterte sie wieder vorsichtig herab, wies mit einer Kopfbewegung auf die Bündel und humpelte zu den Schweinebuchten. Ich verteilte das Heu an die Kühe.

Inzwischen war es schon dunkel geworden. Da brachte sie eine Stallaterne und hängte sie an einen Haken. Nun fütterte ich die Pferde. Als ich dem Hengst das Häckselgemenge in die Krippe schüttete, haschte er mit dem Maul nach meiner Mütze und riß sie mir vom Kopf. Im ersten Zorn wollte ich ihm das Futtermaß an den Kopf werfen, besann mich aber. Auf der offenen Hand hielt ich ihm ängstlich etwas Hafer hin, jeden Augenblick bereit, sie zurückzuziehen, wenn er danach schnappen sollte. Der Hengst schielte mißtrauisch, schob seinen Kopf vorsichtig näher, faßte blitzschnell mit den Lippen ein paar Körner und zog den Kopf rasch wieder zurück. Jetzt wurde ich zutraulicher, schob die Hand näher und ermunterte ihn: "Nimm schon, aber beiß mich nicht." Nin fraß er ruhig, zog aber den Kopf erschreckt zurück, sobald ich eine Bewegung machte. Ein paar Körner hatten sich zwischen meine Finger geklemmt, und er versuchte zum Schluß, auch diese mit den Lippen zu fassen. Nicht täuschen lassen, dachte ich. Ich schwitzte vor Angst, zog aber die Hand nicht zurück. Als er alles aufgefressen hatte, klopfte ich ihm den Hals.

Erst jetzt bemerkte ich die alte Frau. Sie stand hinter dem Verschlag im Kuhstall und saß mir mit offenem Mund zu. Ich fühlte mich als Held, kraulte dem Hengst die Mähne und legte meinen Kopf an seinen Hals. Er sah sich nach mir um, steckte dann aber den Kopf wieder in die Krippe und fraß ruhig weiter. Allen Warnungen zum Trotz ging ich langsam an ihm vorbei und drehte mich erst um, als ich schon weit hinter ihm auf dem Gang stand. Erst später erfuhr ich, daß gerade das am gefährlichsten war und mein Vorgänger dabei erschlagen wurde. Die Hufe hatten ihn ins Kreuz getroffen. Der Junge war fünfzehn Jahre alt und hatte den Hengst schon ein halbes Jahr betreut.

Die Magd tippte sich vielsagend an die Stirn. Dann zeigte sie schweigend auf zwei leere Eimer, was wohl hieß, daß ich Wasser holen und das Vieh tränken sollte. Kaum war ich fertig, kam die Magd wieder in den Stall und bedeutete mir mit einer Handbewegung, ihr zu folgen. Ich stolperte hinter ihr her ins Wohnhaus.

In der geräumigen Küche saßen der Bauer und seine Wirtschafterin, eine junge, mürrische Frau, am Tisch. Mitten darauf stand ein Topf mit dampfenden Pellkartoffeln. Vor jedem Platz lag ein Eßlöffel mit Quark, daneben ein kleines

Häufchen Salz und ein Küchenmesser. Nur vor dem Platz des Hausherrn lag nichts. Er rauchte eine lange Pfeife und schaute gedankenlos zu.

Schüchtern wartete ich, bis sich die anderen bedient hatten. Zuerst griff die junge Frau in den Topf und holte so viel Kartoffeln heraus, wie sie mit einer Hand fassen konnte. Danach griff auch die Magd in den Topf. Dabei bemerkte ich, daß sie sich Mühe gab, recht viele Kartoffeln zu fassen. Als mir klar wurde, daß der Hausherr nicht mitessen wollte, griff auch ich hinein. Da die Kartoffeln noch sehr heiß waren, konnte ich nur zwei auf einmal herausholen. Nun schälten wir die Kartoffeln, beschmierten sie mit Quark, streuten Salz darauf und steckten sie in den Mund. Die Magd war zuerst fertig, wartete aber, bis die Wirtschafterin zum zweitenmal in den Topf griff. Beim zweiten Mal gelang es mir, drei Kartoffeln zu fassen. Als ich sie aufgegessen hatte und die anderen keine Anstalten machten, zum drittenmal zu nehmen, wollte ich nicht länger warten, denn ich hatte von der Mutter am Morgen nur eine dünne Mehlsuppe bekommen. Aber ich zog meine Hand schnell wieder zurück, denn der Bauer schalt: "Was denn, was denn, willst du hier eine neue Mode einführen, du Saukerl? Andre fressen Kohlrüben! Wir haben Krieg!" Dann klopfte er mit dem Pfeifenkopf auf den Tisch, ein Zeichen für uns, aufzustehen. Schweigend gingen wir hinaus.

199

Im Stall stellte ich die Laterne auf den Futterkasten und begann mein Bett herzurichten. Als ich das halbverfaulte Stroh hinauswerfen wollte, huschte unter meinen Händen eine große Ratte davon. Erschrocken trat ich zurück. Als ich darauf das Stroh mit einer Mistgabel entfernte, bemerkte ich in einer Ecke des Bettkastens noch eine etwas kleinere Ratte, wahrscheinlich das Weibchen. Ich hob die Gabel, um ihr die Zinken durch den Leib zu jagen. Sie saß auf den Hinterbeinen und äugte mich zutraulich an. Erstaunt zog ich die Gabel wieder zurück, ließ die Ratte sitzen und holte frisches Stroh. Als ich zurückkehrte, saß auch die erste, größere Ratte wieder bei der anderen. "Macht, daß ihr rauskommt, hier drin habt ihr nichts zu suchen", schalt ich ärgerlich. Da sprangen sie flink auf das Seitenbrett und hopsten auf den Gang hinunter.

Nachdem ich mein Lager fertig hatte, setzte ich mich in das frische Stroh und dachte über mein Schicksal nach. Ein Geräusch ließ mich aufblicken. Auf der Futterkiste neben der brennenden Stallaterne saßen die beiden Ratten und unweit noch vier andere, etwas kleinere. Vater, Mutter und Kinder, dachte ich belustigt. *Er* saß vorn auf dem Kistenrand, den langen Schanz gerade hinter sich gestreckt, *sie* seitlich neben ihm, den Rücken gekrümmt und den Schwanz in einer schönen Schleife um den Körper gelegt. Die Kinder hockten paarweise in respektabler Entfernung hinter den Eltern. Die ganze Familie betrachtete mich bewegungslos und dreist. Nun machten sie Männchen, und mir kam es wahrhaftig so vor, als ob

ihre Augen bettelten. "Ach so," sagte ich laut, "ihr wollt wohl was zu fressen haben? Aber was soll ich euch geben, ich hab ja selber nichts."

Da erinnerte ich mich an den Hafer in der Kiste. Der Deckel war vernagelt, nur in der Mitte ließ sich eine Platte abheben. Ich kletterte aus meinem Bett und sagte: "Macht mal Platz, damit ich an den Hafer rankann." Die Rattenkinder huschten schnell von der Futterkiste herunter, *sie* sprang mit einem mächtigen Satz auf einen Fenstervorbau, aber *er* lief nur bis zum äußersten Rand der Kiste, setzte sich wieder hin und schaute neugierig und, wie mir schien, ungeduldig zu, wie ich die Platte abhob, zwei Handvoll Hafer herausholte und in zwei Häufchen auf die Kiste legte. *Er* war ein kräftiges Tier, fast so groß wie eine Katze. Sein Fell, glatt und sauber, glänzte im matten Schein der Laterne.

Jetzt wurde mir klar, daß diese Zutraulichkeit nicht von ungefähr sein konnte, vielmehr mußte sich wohl schon mein Vorgänger mit den Ratten beschäftigt haben. Sicherlich war er auch solch ein armer Teufel wie ich und froh, daß er abends ein bißchen Gesellschaft hatte. Ich legte die Platte wieder auf die Öffnung und kroch in mein Bett. Wie der Blitz sprangen sie alle auf die Kiste. An einem Häufchen fraßen die Mutter und ihre Kinder, an dem anderen der Vater. Das erste Häufchen war im Nu verschwunden, und eins der Jungen versuchte vom Häufchen des Vaters etwas wegzunaschen. Aber er biß zu und jagte es wütend von der Kiste. Genauso wie meiner, stellte ich kummervoll fest. Nun versuchte die Mutter, an ihn heranzukommen; aber auch ihr gönnte er nichts und versuchte sie fortzujagen. Sie aber überlistete ihn, lief im Kreis um die Kiste herum, schnappte ein paar Körner und lief wieder fort. Ich wollte zuerst dem Streit ein Ende machen und den Alten vertreiben, unterließ es aber. Was ging mich ihr Familienstreit an?

Kaum war der Alte mit seinem Häufchen fertig, saß die ganze Rattenfamilie schon wieder auf der Kiste, machte Männchen und bettelte. "Sucht euch woanders etwas zu fressen", sagte ich ärgerlich. Aber schließlich holte ich doch noch einmal drei Handvoll Hafer und verstreute ihn über die ganze Kiste. Nun erlebte ich eine wilde Rauferei. Noch andere Ratten sprangen auf die Kiste und versuchten ein paar Körner zu rauben. Der Alte stürzte sich wütend auf sie. Eine fremde Ratte wehrte sich und verbiß sich in ihn. Inzwischen fraßen die anderen den Hafer. Sie jagten sich quietschend, bissen sich und stießen einander von der Kiste. Immer mehr Ratten krochen aus Winkeln und Löchern hervor. Viele waren sehr scheu und huschten wie der Blitz davon, sobald ich mich nur ein wenig bewegte. Andere dagegen ließen sich nicht stören.

Eine Weile sah ich dem Treiben zu, dann überwältigte mich die Müdigkeit. Nachdem ich mich ausgezogen hatte, löschte ich die Laterne und deckte mich mit der Pferddecke zu, nachdem ich die anderen Lumpen als Kissen unter meinen Kopf geschoben hatte. Ich hoffte, daß die Ratten nun auch Ruhe geben würden,

mußte aber enttäuscht feststellen, daß der Lärm immer größer wurde. Plötzlich sprang ein Tier auf meine Brust und verschwand raschelnd im Stroh. Erschrocken öffnete ich die Augen und versuchte die Dunkelheit zu durchdringen. Ich horchte atemlos auf alle Geräusche um mein Bett. Auf der Bettkante über meinem Kopf hockte ein schwarzer Schatten, zwei funkelnde Augen blickten mich regungslos an. Da packte mich Angst und Ekel. Was würde geschehen, wenn ich einschlief? Sie konnten an meinen Fingern knabbern, mir die Ohren abfressen, über mein Gesicht kriechen, mir die Augen ... Ich sprang entsetzt aus dem Bett und tastete hastig nach der Stallaterne; aber ich hatte keine Streichhölzer. Ratlos stand ich nun im Hemd vor meinem Bett und traute mich nicht wieder hinein. Schließlich zog ich meine Sachen wieder an, sogar die Stiefel, und wickelte mich fest in die Pferddecke. Kaum aber hatte ich die Augen geschlossen, raschelte es schon neben meinem Kopf. Verzweifelt überlegte ich, wie ich mich noch besser schützen könnte. Schließlich stülpte ich einen leeren Wassereimer über meinen Kopf und legte mich wieder hin. Aber er drückte entsetzlich und nahm mir die Luft. Wütend schleuderte ich ihn gegen die Futterkiste, setzte mich auf und begann haltlos zu weinen. Zorn, Müdigkeit und Verzweiflung packten mich. Ich schleppte alle möglichen Gegenstände ins Bett, schleuderte sie auf die Ratten, schlug und stach mit der Mistgabel nach ihnen. Aber ich traf nicht eine einzige.

Endlich kletterte ich aus meiner Schlafkiste und ging zu der Stute. Sie schlief auch noch nicht und spitzte neugierig die Ohren, als ich mich näherte. Müde und mutlos umschlang ich mit beiden Armen ihren Hals und klagte ihr meinen Kummer. Sie verstand mich wohl, denn sie schüttelte traurig den Kopf dazu. Da fiel mein Blick auf die Krippe. Aufatmend kletterte ich hinein, streckte mich aus und bat das Pferd: "Paß auf, daß mir die Ratten nicht die Ohren abfressen." Leider verstand es mich aber falsch, schubste mich andauernd mit der Schnauze, schnupperte in meinem Gesicht herum und zupfte mich sogar an den Ohren. Ärgerlich kletterte ich aus der Krippe. Nun schnupperte die Stute an meiner Hand, sie wollte Hafer haben.

Als ich vor der Futterkiste stand, kam mir ein Gedanke: Ich stieg hinein, schob den Deckel so weit über die Luke, daß nur ein kleiner Spalt offenblieb und wühlte mich in den Hafer. Endlich hatte ich Ruhe.

Am nächsten Morgen war die Magd nicht wenig erstaunt, als sie meine Bettkiste leer fand. Zuerst glaubte sie, ich wäre schon bei der Arbeit. Aber als ich zum Frühstück nicht erschien, gingen alle auf die Suche. Da mein Pappkarton noch in einer Ecke des Bettkastens lag, glaubte niemand an meine Flucht. Sie stocherten mit langen Stangen im Brunnen herum, dann durchsuchten sie die Heuböden und Strohschober.

Schließlich übernahm die Magd das Füttern der Kühe, aber an den Hengst traute sie sich nicht heran. Ihn mußte der Bauer selber füttern. Als er den Deckel der Futterkiste abhob, entdeckte er mich noch schlafend. Er faßte mich mit dem Eisenhaken am Kragen und zerrte mich hoch. Zitternd stand ich vor dem zornigen Bauern. Als er mit seinem Holzbein gegen mein Schienbein trat, brach ich mit einem Aufschrei zusammen. Er trat noch einmal nach mir, riß mich mit seinem Haken wieder hoch und fragte: "Was suchst du Schwein in der Futterkiste?"

Ich erzählte ihm mit schlotternden Knien von den Ratten.

"So eine Lerge, fürchtet sich vor ein paar Ratten." Er zog den Haken, der immer noch meine Brust hielt, kurz an und warf mich dann zwischen die Pferde in den Mist. Ich lag genau unter dem Schlagbaum zwischen der Stute und dem Hengst. Der Satan schlug mehrere Male erschreckt nach hinten aus. Blitzschnell wälzte ich mich unter die Stute. Dadurch wurde auch sie unruhig, wich zur Seite und traf mich mit dem Huf gegen die Brust.

Benommen blieb ich liegen.

Wenig später hob mich die Magd auf und trug mich in mein Bett. Bis Mittag kümmerte sich niemand um mich, dann forderte mich die Magd mit einer Kopfbewegung auf, mitzugehen. Meine Brustschmerzen hatten nachgelassen, nur mein Bein war stark geschwollen. Aber ich log ihr vor, daß ich große Schmerzen hätte und nicht laufen könne. Da streichelte sie mir mitleidig den Kopf und ging schweigend fort. Ich beschloß, mich zu rächen und mindestens drei Tage im Bett zu bleiben.

Einer halbe Stunde später brachte mir die Magd eine Schüssel dickgekochte Saubohnen. Sie sah schweigend zu, wie ich sie gierig verschlang, und humpelte dann mit der leeren Schüssel wieder fort. Sie ist wohl taubstumm, dachte ich. Dann schlief ich sofort ein.

Als ich die Augen wieder aufschlug, leuchtete sie mir mit der Stallaterne ins Gesicht und wies stumm auf die Futterkiste. Dort lagen eine Handvoll Kartoffeln und ein Löffel mit Quark. Ich wollte mit dem Essen so lange warten, bis sie fort war, aber sie setzte sich zu mir auf den Bettrand und reichte mir die Kartoffeln. Als ich mit dem Essen fertig war, fragte ich: "Bist du taub?" Sie schüttelte den Kopf, und ich fragte erneut: "Kannst du nicht sprechen?" Jetzt hörte ich zum ersten Mal ihre Stimme: "Ja, aber wozu? Ich bin schon längst tot; man hat vergessen, mich zu begraben –"

Mitleid und Neugierde erfaßten mich. Wer war diese Frau? Wie lange mochte sie schon in dieser Hölle leben? Wo schlief sie? Im Wohnhaus gewiß nicht, im Stall auch nicht, aber wo denn sonst? Ich fragte sie danach. Sie wies mit dem Kopf nach der Tür und sagte leise: "In der Scheune, im Stroh."

"Sind dort keine Ratten?"

Sie zeigte auf die Petroleumlampe: "Schmier die Finger und Zehen damit ein, dann kommen sie nicht ran."

"Und die Ohren?"

Sie wies stumm auf ihr Kopftuch.

"Ach so", sagte ich. Mir fielen noch Augen und Nase ein, aber ich mochte nicht weiter fragen. "Bist du schon lang hier?" forschte ich.

Sie zählte an den Fingern ab. "Elf Jahre bei seinem Vater und schon zwanzig Jahre bei dieser Teufelskralle. Zwanzig Jahre, Junge, und ich lebe immer noch, kann nicht sterben."

"Erzähl mir alles", bat ich.

Sie starrte mit matten Augen in das Licht der Stallaterne, fuhr sich müde über die Stirn und fragte: "Leben deine Eltern noch?"

Ich erzählte von meinem Vater. – Da seufzte sie schwer und sagte: "Meinen hab ich umgebracht."

Erschrocken rückte ich von ihr fort und sah sie ungläubig an. Da lachte sie: "Du willst alles wissen, aber wenn ich den Mund aufmache, hast du gleich Angst."

"Du willst mir bloß angst machen", gab ich zurück.

Sie schüttelte heftig den Kopf und erzählte: "Seit ich hier bin, hat mich noch kein Mensch gefragt, wo ich herkomme und was ich getan habe. Du bist der erste. – Wohl, weil dein Vater auch so einer ist wie meiner war. – Damals war ich nicht viel älter als du, fünfzehn Jahre. Ich war die Älteste. Mit achtzehn Jahren hatte meine Mutter in der Fremde den Vater kennengelernt, er war Grubenarbeiter. Sie sparten fleißig und wollten heiraten, als ein Kind unterwegs war. Mutter war eine fromme Katholikin, aber mein Vater war Protestant. Deshalb weigerten sich Mutters Eltern, die Heiratserlaubnis zu geben. Das erste Kind kam. Jetzt waren die Eltern bereit, den Protestanten als Schwiegersohn anzuerkennen, wenn er zum katholischen Glauben übertrat, sich kirchlich trauen und die Kinder katholisch erziehen ließ. Aber Vater wies diese Zumutungen zurück.

Erst als Mutter volljährig wurde, fand die standesamtliche Trauung statt. Kurz nach der Hochzeit kam das zweite Kind. Damals starb der Vater meiner Mutter. Da Großmutter ihre kleine Landwirtschaft nicht bearbeiten konnte und außerdem fürchtete, der Schwiegersohn könnte die Tochter in der Fremde vom rechten Glauben abbringen, befolgte sie den Rat des Ortspfarrers. Sie ließ den Schwiegersohn mit seiner Familie kommen und übergab ihm die Wirtschaft. In dem Dorf wohnten nur Katholiken; mein Vater war er einzige Protestant. Nun begann eine wilde Hetze, die von der Kirche unterstützt wurde. Sie fühlte sich verpflichtet, uns Kindern ihre besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Denn Vater huldigte ja dem Irrglauben und würde gewiß einen verderblichen Einfluß auf uns

ausüben. Die Geistlichen wollten darauf hinaus, uns Kinder in katholischen Heimen unterzubringen. Die Kosten aber sollte Vater tragen. Selbstverständlich verbat er sich jede Einmischung. Mutter geriet völlig unter den Einfluß des Pfarrers und zwischen den Eltern gab es Zank und Streit. Schließlich gab Vater nach und ließ sich katholisch taufen. Aber er machte keinen Hehl daraus, daß man ihn nur gezwungen hatte, und kümmerte sich nach wie vor nicht um die Kirche. Der Pfarrer fühlte sich getäuscht, und die Hetze fing wieder an.

Inzwischen waren schon acht Kinder da, und Mutter war wieder in gesegnetem Zustand. Die kleine Landwirtschaft konnte uns nicht mehr ernähren; wir litten Not. Vater war ein aufgeklärter Mensch und versuchte meiner Mutter klarzumachen, daß mehr Kinder nicht tragbar seien. Er hielt nicht nur ihr Vorträge über Empfängnisverhütung, sondern wollte auch noch andere kinderreiche Familien belehren. In ihrer Gewissensqual wandte sich Mutter an den Pfarrer. Auch andere Frauen fragten ihn um Rat. Bald entstand im Dorf über das Für und Wider ein Streit, dem der Pfarrer eines Sonntags ein Ende machte. In der Predigt drohte er mit allen Höllenqualen, die ein menschliches Hirn nur ersinnen kann. Kindersegen sei eine Gnade Gottes, und wer sich dieser Gnade absichtlich verschließe, begehe eine Todsünde und sei der ewigen Verdammnis verfallen.

Vater führte, nur von wenigen Männern unterstützt, einen schweren Kampf. Aufgehetzt von der Mutter, dem Pfarrer und anderen Fanatikern, sahen wir in ihm einen bösen Geist, der nur unser Verderben wollte. Es kam soweit, daß er uns verbot, zum Beichtunterricht zu gehen, damit uns der Pfarrer, wie er sagte, nicht gegen ihn aufhetzen könne. Schließlich verbot er uns sogar, die Kirche zu betreten. *'Du sollst Gott mehr gehorchen als den Menschen'*, predigte der Pfarrer, und so beachtetten wir die Verbote unseres Vaters nicht. Da bekamen wir zum erstenmal Prügel von ihm. Als wir uns beim Pfarrer beklagten, sagte er: *'Manch frommer Katholik ist für seinen Glauben gefoltert und getötet worden, und ihr fürchtet euch vor ein bißchen Prügel?'*

Vater fing an zu trinken. Wir gehorchten nie, und er prügelte uns alle, auch die Mutter. Aber es half nichts. Er vertrank unser Brot, er drohte und folterte uns. Anfangs waren wir so verhetzt, daß wir alles geduldig über uns ergehen ließen. An Trost und guten Ratschlägen fehlte es uns ja nicht, aber als die Not immer größer wurde und kein Brot mehr im Haus war, verließen uns alle Helfer. Mit hungrigen Magen hatten wir keine Lust mehr, in die Kirche zu gehen. Vielleicht wäre noch alles gut geworden, aber der Vater war damals dem Trunk schon völlig ergeben. Der Pfarrer wettete auf den Säufer und bedauerte uns, aber Brot gab er uns nicht. Wir mußten von Sonnenaufgang bis in die Nacht hinein arbeiten. Nicht nur in unserer Wirtschaft, sondern auch bei fremden Bauern. Wenn wir nicht genug Geld nach Hause brachten, bekamen wir Prügel.

Wir hatten einen kleinen fensterlosen Keller, in den nur ein Luftschacht führte. Wenn uns Vater verprügelt hatte, öffnete er die Luke im Flur, stieß uns hinunter, schloß die Klappe wieder und stellte eine schwere Truhe darauf. Manche Nacht verbrachten wir in dem dunklen, feuchten Loch. Einmal mußte ich mit meiner Mutter fast drei Tage und drei Nächte darin verbringen, ohne Essen und Trinken, und oben schrien meine kleinen Geschwister nach Brot. In den Keller führte eine Sprossenleiter hinab; aber wir durften sie nicht benutzen, mußten immer hinunterspringen.

Unser Haß auf den Vater wurde immer größer. Eines Tages brach sich mein Bruder beim Sprung in den Keller das Bein. Es heilte nicht richtig zusammen, und er blieb zeitlebens ein Krüppel. Meiner Schwester goß Vater kochend heißen Kaffee ins Gesicht. Die Wunden verheilten wieder, aber sie blieb entstellt. Meinen dreizehn Jahrte alten Bruder prügelte er aus dem Haus. Wir haben ihn nie wieder zu sehen bekommen.

Die Niederkunft meiner Mutter war inzwischen schon nah herangekommen, aber er nahm nicht die geringste Rücksicht darauf. Eines Tages sollte sie wieder in den Keller springen. Sie weigerte sich und versuchte, die Leiter hinabzusteigen. Da stieß er sie mit dem Fuß in die Luke und ging fort – sie blieb wimmernd liegen. Eine Stunde später half mir ein Nachbar, sie wieder aus dem Keller zu ziehen, und wenig später gebar sie Zwillinge. Sie waren noch am Leben, aber schwach und unterentwickelt. Es war Winter und starker Frost. Abends kam Vater sinnlos betrunken heim. Er öffnete alle Fenster, riß der Mutter die Bettdecke fort und schrie wie ein Tier: *'Der Teufel soll euch holen, krepieren sollt ihr alle miteinander!'* Die Zwillinge starben noch in derselben Nacht. Drei Tage später warf er Mutter aus dem Bett. *'Geh arbeiten, du Aas. Wie lange willst du noch faulenzen?'*

Mutter schleppte sich, auf mich gestützt, zum Pfarrer, erzählte ihm, was er schon längst wußte. *'Um der Barmherzigkeit Gottes willen, sprecht mich von dem Menschen los!'*

'Was Gott zusammengefügt, das soll der Mensch nicht scheiden', erwiderte er. *'Trage geduldig die Prüfung, die dir Gott auferlegt hat. Sei untertan deinem Gatten, dem du vor dem Altar Gehorsam gelobt hast, meine Tochter. Gehe in Frieden heim und bitte Gott um Vergebung.'*

Wir gingen zum Gendarmen. *'Er prügelt uns zu Tode, durch seine Schuld mußten die Zwillinge sterben. Er hat mich aus dem Wochenbett gejagt.'*

'Soll sich der Kaiser um euren Familienstreit kümmern? Wir haben andere Sorgen. Lassen Sie mich zufrieden, Frau, ich habe keine Zeit, mir den Klatsch anzuhören. Ich muß zum Birkenbauer, sein Knecht ist davongelaufen und hat zwei Hühner mitgenommen.'

Wir gingen wieder heim. Unterwegs brach Mutter zusammen. Das Kindbettfieber hatte sie gepackt. Wir acht Kinder standen um ihr Bett, ich war die Älteste, das jüngste war drei Jahre. Meine Schwester Maria war etwas blöde. *Odmiana* (Teufelsbrut) schimpfte Vater sie immer. Mutter behauptete, daß Gott sie dafür bestraft habe, weil sie sich schon vor der Trauung mit Vater eingelassen hatte.

'Wenn mich das Fieber umbringt, dann seid ihr alle verloren', sagte die Mutter. *'Er richtet euch zugrunde. Der Keller wird euer Grab sein.'*

Meine Schwester Maria rief: *'Wenn er in den Keller reinfällt, mach ich den Deckel zu und setz mich drauf; dann kann er nicht mehr raus.'*

'Er fällt nicht rein.'

'Aber wenn er nachts betrunken heimkommt und die Klappe ist offen, da könnte er doch ...', sagte ich.

'Aber sie wird nicht offen sein.'

Das Fieber stieg immer höher. Tag und Nacht saß ich an ihrem Bett, flößte ihr kaltes Wasser ein und steckte ihr aufgeweichte Brotstückchen in den Mund. In der letzten Nacht schrie sie immerzu: *'Mach die Luke zu, schnell, mach zu, hörst du? Mach sie zu! Still, er kommt. – Da, jetzt ist er reingefallen – schnell, schnell, mach zu! – So, Gott sei Lob, er ist drin.'* Sie starb mit einem zufriedenen Lächeln auf den Lippen. Vier Männer trugen sie auf den Friedhof und begruben sie neben dem frischen Hügel der Zwillinge.

Nun verpachtete Vater das Land an die Bauern und schickte mich als Tagelöhnerin aufs Gut. Meine Geschwister bettelten und froren in der ungeheizten Stube. Sonntags wusch ich die Wäsche und brachte die Wohnung in Ordnung. Meine jüngste Schwester lag fiebernd im Bett. Ich konnte mich nur nach Feierabend um sie kümmern, brachte ihr ab und zu ein Tröpfchen Milch, das ich von mitleidigen Nachbarsleuten erbettelte.

Eines Sonnabends, als ich von der Arbeit nach Hause kam, nahm Vater mir den Wochenlohn ab. Es fehlten zwei Mark, die ich beim Krämer für Lebensmittel ausgegeben hatte. Er vertrank nicht nur dies Geld, sondern auch die Pachteinnahmen für unseren Acker. Wegen der fehlenden zwei Mark bekam ich Prügel und wurde in den Keller gestoßen. Dann ging er ins Wirtshaus Karten spielen. Meinen Geschwistern gelang es mit vereinten Kräften, die Truhe von der Luke zu ziehen und mich zu befreien. Wir wußten aus Erfahrung, daß er immer erst spät nachts nach Hause kam, so konnte ich in Ruhe meine Hausarbeit machen. Ich hatte vor, kurz vor Mitternacht wieder in den Keller zu steigen, und meine Geschwister sollten dann die Truhe über die Luke stellen, damit Vater nichts merkte. – Gegen zehn Uhr saßen meine Geschwister frierend im Bett, schon halb eingeschlafen. Damit sie zur Ruhe kämen, wollte ich früher in den Keller steigen und weckte deshalb meine elfjährige Schwester Frieda. Sie murmelte verschlafen:

'Ach, laß doch den Keller offen, vielleicht fällt er im Dunkeln hinein und bricht sich den Hals.'

"Red nicht so dumm und komm.'

Aber sie hatte sich die Decke schon wieder über den Kopf gezogen und brummte: *'Laß mich noch ein bißchen schlafen, er kommt ja noch lange nicht.'*

Ich setzte mich zu ihr auf die Bettkante, und bald war sie eingeschlafen. Ich mußte immerzu an das denken, was meine Schwester und meine Mutter gesagt hatten. Ich konnte mich dagegen wehren, wie ich wollte. Es nützte nichts. Immer wieder flüsterte mir eine Stimme ins Ohr: *Laß ihn reinfallen – laß ihn reinfallen – zieh die Leiter raus – laß ihn reinfallen. Er bricht sich das Genick. Die Luke zumachen, fest zumachen – Ruhe – Frieden – ach, wäre das schön – – "*

Die Magd hatte die Augen geschlossen, und ihr Mund verzog sich zu einem zufriedenen Lächeln. Mein Herz pochte zum Zerspringen. Ich wollte sie anstoßen, damit sie weitererzählen sollte, wagte aber nicht, mich zu rühren. Da sprach sie mit geschlossenen Augen weiter, als ob sie träumte: "Dann hab ich die Leiter aus dem Keller gezerrt. Als er über den Hof polterte, horchte ich gespannt. Er tastete fluchend nach der Klinke, öffnete die Tür zum Flur. Ich wollte aufspringen, schreien – aber meine Glieder waren wie gelähmt. Meine Kehle trocken, wie zugeschnürt. Da hörte ich ihn unten aufschlagen. Meine Angst war verschwunden – nein, ich hatte doch Angst: Angst, er könnte wieder rauskommen.

Wie um mein Leben lief ich durch die Küche, stolperte über einen Stuhl, flog mit dem Kopf gegen den Herd. Halb benommen taumelte ich in den dunklen Flur; beinahe wäre ich selbst in den Keller gefallen. Mit abgewandtem Gesicht habe ich die Luke zugeschlagen und die schwere Truhe daraufgezerrt. Dann legte ich mich erschöpft zu meinen Geschwistern ins Bett.

Aber ich konnte nicht einschlafen. Immerzu quälte mich der Gedanke, er könne die Luke wieder aufstoßen und sich befreien; Vater war sehr stark. Ich kletterte wieder aus dem Bett, suchte in der Rumpelkammer nach einem Hammer und ein paar Nägeln. Nachdem ich die Petroleumlampe angezündet hatte, nagelte ich die Luke zu. Dabei schlug ich mir die Finger blutig. Dann rückte ich die Truhe wieder an ihren Platz und ging ins Schlafzimmer.

Meine Geschwister waren von den Hammerschlägen aufgewacht, saßen aneinandergedrängt im Bett und starrten mich aus aufgerissenen Augen an. Maria fragte: *'Ist er drin?'* Da zeigte ich ihnen meine blutigen Finger und sagte ihnen: Weil ich nicht im Keller war, hat er mich blutig geschlagen und ist wieder fortgegangen. *'Schade,'* bedauerte meine Schwester, *'ich dachte schon, er wäre reingefallen.'*

Als ich am nächsten Morgne aufwachte, war es schon heller Tag. Mit angehaltenem Atem horchte ich in den Flur. Aber alles war ruhig. Weil Sonntag war, brauchte ich nicht zu arbeiten. Ich kochte eine Mehlsuppe und weckt meine Geschwister.

Als wir in der Küche die Suppe löffelten, hörten wir ein schwaches Poltern und Stöhnen. Meine Schwester sagte: *'Da ist jemand im Flur.'* Mir zitterten alle Glieder, aber ich ging doch nachsehen. Als ich zurückkam, sagte ich ruhig: *'Die Katze poltert im Flur herum.'*

Am Montagmorgen schickte ich meine Schwester aufs Gut und ließ sagen, daß ich krank sei. Nun achtete ich darauf, daß die Geschwister im Zimmer bleiben, weil dort keine Geräusche zu hören waren. Ab und an legte ich das Ohr auf den Fußboden. Meist war unten alles ruhig, aber hin und wieder hörte ich ihn noch leise stöhnen.

Zwei Tage danach ging ich wieder zur Arbeit. Als ich heimkam, traute ich meinen Augen nicht. Die Truhe stand auf der Kellerluke, und meine Geschwister saßen alle oben drauf. Bevor ich etwas fragen konnte, sagte Frieda freudestrahlend: *'Du, Suse, er liegt doch da drinnen, und damit er nicht wieder raus kann, haben wir uns auf die Truhe gesetzt.'*

Stundenlang lagen wir abwechselnd auf dem Bauch, legten das Ohr auf die Luke und horchten auf das schwache Stöhnen. Auch die blöde Maria machte mit. Sie tanzte vergnügt auf der Kellerklappe herum, kletterte auf die Truhe und wieder herunter und horchte angespannt. Aber wenn sie ihn stöhnen hörte, lief sie laut schreiend in die Küche und versteckte sich unter dem Tisch. Erst wenn sie merkte, daß ihr der Vater nicht folgte, kroch sie wieder hervor und begann ihren Tanz von neuem. Solange wir das Stöhnen hörten, machten wir uns keine Gedanken und freuten uns, daß er nicht herauskonnte. Als aber lange Zeit nichts mehr zu hören war, sagte Maria: *'Du, Suse, jetzt sagt er keinen Piep mehr, jetzt ist er ganz tot.'*

Wir sahen uns erschrocken an. Unheimliche Angst packte uns. Entsetzt flüchteten wir ins Schlafzimmer, hockten eng aneinandergedrängt im Bett und starrten auf die Tür, als ob wir jeden Augenblick seinen Geist erwarteten. Als die Sonne untergegangen war und es dunkel wurde, gab es kein Halten mehr. Meine Geschwister sprangen durch das Fenster auf die Straße. Sie liefen zum Nachbarn und erzählten alles. Nur meine jüngste Schwester war bei mir geblieben."

Die Magd griff sich an die Brust und stöhnte, als ob sie alles noch einmal erlebte. Ihre Arme sanken kraftlos herab, und sie erzählte flüsternd weiter: "Sie brachten mich ins Kloster. *'Odmiana'*, schrien sie hinter mir her, als sie mich fortführten. *'Odmiana'*, sagte auch die Oberin im Erziehungsheim, als ich ihr vorgestellt wurde. Weißt du, was das bedeutet, Junge?" fragte die Magd und sah mich an. Da lachte sie bitter auf: "Zweimal bin ich ihnen davongelaufen, und jedesmal haben sie mich

wieder eingefangen. Da wollte ich sterben und habe mir, als ich neunzehn Jahre alt war, die Pulsadern mit einem Küchenmesser durchgeschnitten. Aber sie ließen mich nicht sterben und quälten mich noch bis zu meinem einundzwanzigsten Lebensjahr. Meine Geschwister durfte ich nicht sehen. Man hatte Angst, ich könnte sie anstecken. Gott weiß, wo sie geblieben sind. Vielleicht sind sie schon längst vermodert. Alle, die leben wollen, lassen sie zugrunde gehen. Aber wer sterben möchte, kann es nicht.

Ich bin schon seit Jahren krank. Der Frost steckt mir in den Gliedern, und die Läuse fressen mich auf. Sieh, Junge!" – und sie zeigte mir ihre vereiterten Hände.

"Nach meiner Entlassung kam ich probeweise hierher. Verstehst du? Probeweise. Sie wollten wohl ausprobieren, ob ich nicht noch jemanden umbringen würde. Deshalb kam zuerst ab und an eine *Barmherzige Schwester* und fragte, ob die *Odmiana* noch den Teufel in sich hätte. Ob ich geschlagen wurde und hungerte, ob ich fror und mich die Läuse fraßen, danach fragten sie nicht. Aber ob ich fleißig bete und in die Kirche gehe, das wollten sie wissen. Und der Schuft, der Vater von diesem Teufel hier, konnte alles mit mir machen; denn hinter mir stand ein Schreckgespenst, die Erziehungsanstalt der *Barmherzigen Schwestern*.

Die Kralle war noch nicht da, als ich hierherkam. Er trieb sich in der Welt herum. Irgendwo in Afrika haben sie ihn dann massakriert, und als er auf Kosten seines Vaters heimkehrte, fehlten ihm ein halbes Bein und ein Stück vom rechten Arm. Niemand durfte erfahren, warum man ihn so zugerichtet hatte. Nur, daß sie mit Messern und Beilen aufeinander losgeschlagen haben, konnte ich herausbekommen. – Sein Vater war ein Tyrann, und er ist sein Sohn. Wer noch ein Zuhause hat, der bleibt keine drei Tage bei ihm. Aber wo soll ich hingehen – diese *Odmiana*, die Vatermörderin? Und wo sollte der Junge hingehen, den der Hengst erschlagen hat? Vielleicht hat er sich aus Verzweiflung unter das Pferd geworden. Nun bist du hier und liegst schon zerschunden im Bett. Hab keine Angst vor den paar Ratten. Solange du atmest, tun sie dir nichts, und wenn du dir Petroleum an die Glieder schmierst, stören sie dich nicht einmal im Schlaf. Dein Vorgänger hat seinen Spaß mit ihnen gehabt, vielleicht den einzigen in seinem jungen Leben."

Auf der Futterkiste hatte sich die Rattenfamilie wieder eingefunden. "Schöne Tiere", sagte Suse und stand auf. Die Jungen huschten geschwind von der Kiste, aber die Alten blieben ruhig sitzen. Die Magd humpelte zur Tür; dort wandte sie sich noch einmal um und sagte gedämpft: "Wenn du Hunger hast, komm abends zu mir, wenn ich die Schweine füttere. Manchmal kann ich ein paar Futterkartoffeln beiseite legen. Wenn du Milch trinken willst, mußt du nach Mitternacht die Schecke melken. Aber nicht so viel, sonst merkt es die Wirtschafterin. – So, und nun gib deinen Ratten was zu fressen und verkriech dich ins Stroh, damit du bald wieder laufen kannst. Sprechen tun wir nur abends miteinander. Am Tage halt den

Mund. *Die Kralle* will es so haben." Sie drückte die Stalltür geräuschlos zu und humpelte davon.

Der Bauer hielt weit über hundert Hühner. In der Scheune, im Schuppen, im Strohschober und auf dem Heuboden hatten sie ihre Nester, die von der Wirtschaftlerin täglich abgesucht wurden. Aber die Hühner legten oft in versteckten Winkeln neue Nester an, und es kam nicht selten vor, daß man zufällig Dutzende von Eiern fand, die meist schon verdorben waren.

Zu Mittag bekamen wir jeden Tag nur dickgekochte Bohnen vorgesetzt und abends Pellkartoffeln. Morgens Mehlsuppe mit einer Schnitte Brot. Die Bohnen hatte ich bald so über, daß mir schon vom Geruch übel wurde. Aber das Essen war so knapp, daß ich immer hungrig herumliefe und alles herunterschlang. Als ich zufällig ein Nest mit elf Hühnereiern fand, versteckte ich sie im Stroh meines Bettkastens. Abends trank ich die Eier aus. Auch meine Rattenfamilie beteiligte sich an dem Festessen und putzte die leeren Schalen aus. Da nur die beiden Alten etwas abbekommen hatten, taten mir die Jungen leid, deshalb spendierte ich noch zwei Eier. Aber auch da gaben sie sich noch nicht zufrieden und bettelten um mehr. Jetzt trieb ich meinen Spaß mit ihnen, indem ich ein unverletztes Ei auf die Erde legte. Ich ahnte nicht, daß dies der Anfang einer Rache an dem geizigen Bauern war, der uns unnötig darben ließ.

Die Ratten berochen das Ei, schubsten es hin und her, wußten aber nichts damit anzufangen. Nun pickte ich ein großes Loch in die Schale. Sofort packte es der Alte und verschwand damit unter der Futterkiste. Das nächste Ei setzte ich ihnen nur mit einem kleinen Loch vor. Es dauerte bedeutend länger, bis sie begriffen hatten, wie das Ei kleinzukriegen war. Schließlich gab ich ihnen wieder ein unverletztes Ei. Der Alte versuchte hineinzubeißen, aber es kullerte ihm immer wieder fort. Erst als es in einer kleinen Vertiefung fest lag, biß er so kräftig hinein, daß die Schale zerbrach. Endlich hatten sie es begriffen.

So lehrte ich die Ratten, Hühnereier zu fressen. Von nun an machten sie mir nur ab und zu einen kurzen Freundschaftsbesuch. An Eiern fehlte es ihnen nicht, und die Wirtschaftlerin und *die Kralle* wunderten sich über die vielen leeren Schalen in den Hühnernestern.

Draußen herrschte bittere Kälte, und hinter dem halb aufgetauten Fenster saß *die Kralle* und beobachtete den Hof. Ich schleppte Wasser in den Wassertender der Küche. Vierzehnmal war ich schon mit dem vollen Eimer über den Hof gestolpert. Meine Hände waren aufgesprungen; der Frost fraß sich in die Wunden. Auf dem glatten Boden hatte ich immer wieder das Wasser verschüttet und mir die zerschlissenen Schuhe durchnäßt. Ich fror erbärmlich. Danach sollte ich noch acht

Eimer in den Stall schleppen. Aber die Kühe und Pferde tranken nur fünf Eimer aus und wollten nicht mehr. Es dauerte nicht lange, da humpelte *die Kralle* in den Stall und fragte, warum ich nur fünf Eimer geholt hätte. Nachdem ich ihm den Grund genannt hatte, befahl er mir, noch einen Eimer voll zu holen und ihn den Kühen anzubieten. Die ersten drei lehnten ab, aber die vierte trank zu meinem Entsetzen noch ein paar Schluck. Da hakte mich *die Kralle* in die Schulter und warf mich mit einem Ruck in die frischen Kuhfladen. Dabei riß er mir nicht nur den Ärmel heraus, sondern auch noch ein Stück Fleisch aus der Schulter. Ich hörte ihn nur noch sagen: "Acht Eimer habe ich gesagt", dann war ich mit meinem Schmerz allein.

Zerschlagen und zerschunden, mit Frostbeulen an Händen und Füßen. völlig erschöpft und mutlos, lag ich auf meiner Strohpritsche. Nun zweifelte ich nicht mehr daran, daß ich in dieser Hölle langsam zugrunde gehen würde, und dachte darüber nach, wie ich am besten sterben könnte, um meine Leiden abzukürzen. Als ich spätabends Suse besuchte, fragte ich sie, wie es sei, wenn man sich die Pulsadern durchschneide. Zuerst glaubte sie wohl, daß ich nur aus Neugier fragte; als sie aber mein verzweifeltes Gesicht bemerkte, rief sie entsetzt: "Junge, soweit ist es schon mit dir? Dabei bist du erst ein paar Wochen hier!" Mütterlich legte sie den Arm um meine Schulter und tröstete mich.

"Ich bete jeden Abend um meinen Tod", sagte ich. "Glaubst du an die Kirche und an Gott?"

Sie betrachtete mich mitleidig und entgegnete: "Es gibt einen Gott, aber die am meisten zu ihm beten, beachten seine Gebote nicht, ja, sie nutzen sie zu ihrem eigenen Vorteil aus. Äußerlich scheinen sie fromm, barmherzig, mitleidig und hilfsbereit. Innerlich sind sie jedoch voller Habgier und Erbarmungslosigkeit. Sie nehmen den Ärmsten der Armen rücksichtslos das Letzte und versprechen ihnen dafür die Seligkeit. Ich war sechs Jahre in ihrer Schule. Sie wollten aus mir eine treue Anhängerin der Kirche machen und haben mich aus der Kirche vertrieben. Sie nannten mich *Schwester* und machten mich zu ihrer Sklavin. Sie lehrten mich Güte und Barmherzigkeit und prügeln mich, sperrten mich bei Wasser und Brot in eine dunkle Zelle. Sie aßen und tranken an weißgedeckten Tischen und belehrten mich, daß wir vor Gott alle gleich seien. Sie lehrten mich Demut und setzten sich in bequeme Betstühle. Mich aber ließen sie auf dem steinernen Fußboden stundenlang knien. Sie machten aus meinem Vater, der ein gutmütiger, arbeitssamer Mensch war, einen Säufer und Tyrannen und mich zu seiner Mörderin. – Ja, Junge, ich glaube an Gott, aber ich verdamme seine Stellvertreter.

Ich will nicht ungerecht sein. Auch Dank bin ich ihnen schuldig. Sie haben aus einem dummen Mädchen einen erfahrenen Menschen gemacht. Ich habe in den sechs Jahren erst richtig lesen und schreiben gelernt. Aber die gelehrige Schülerin wollte sich nicht zu einem willenlosen Werkzeug machen lassen. Deshalb brachten

sie mich hierher. Sie fürchteten mich, und dies einsame Dorf schien ihnen für mich der richtige Aufenthaltsort zu sein. *Die Kralle* und seinen Vater hielten sie für zuverlässige Aufseher. Zweimal bin ich schon davongelaufen, aber sie haben mich wieder eingefangen. Sie wollten mich ins Arbeitshaus³ bringen, doch *die Kralle* gab mich nicht her, denn ich war eine billige Arbeiterin."

Sie wischte sich mit der schwieligen Hand über die Augen, die starr ins Leere blickten. Weinen konnte sie wohl nicht mehr.

Morgens wusch Suse sich am Brunnen in einem Holztrog das Gesicht, benetzte ihr Haar und kämmte es aus. Der starke Frost ließ die Haare an den Enden gefrieren. Sie taute sie mit den Händen wieder auf, flocht mühsam einen Zopf und versuchte, ihn zu einem Knoten aufzustecken. Sie konnte das jedoch nur mit der linken Hand tun; denn sie war nicht mehr imstande, die rechte bis an den Hinterkopf zu heben. Unsagbares Mitgefühl überfiel mich. Ich vergaß meine eigenen Leiden und nahm mir vor, ihr das Wasser in die Futterküche zu schleppen. Ich hatte ja noch eine Mutter und Geschwister und war nicht so verlassen wie sie. Sie schleppte sich wie eine Kranke über den Hof und trug die schweren Futtereimer von der Futterküche in den Schweinestall. Aber wenn sie abends auf dem Rand meiner Strohpritsche saß, fand sie noch freundliche Worte für mich, sprach mir Mut zu und prophezeite mir ein glückliches Leben.

Nur widerwillig erzählte ich ihr von dem, was ich bisher erlitten hatte. Als ich ihr einmal ein lustiges Erlebnis schilderte, strahlten ihre Augen zum ersten Mal, und sie freute sich mit mir. Als ich ihr die ersten Eimer Wasser in die Futterküche brachte, starrte sie mich ungläubig an. "Damit du dich nicht so zu quälen brauchst", sagte ich. "Du bist alt und schwach, aber ich bin noch jung."

Da sah ich sie zum ersten Mal bitterlich weinen. Mit abgewandtem Gesicht schluchzte sie: "Wenn es einen gerechten Gott gibt, dann wird er dich belohnen und dich bald aus dieser Hölle befreien."

Ein paar Tage vor Weihnachten stand ich mit zitternden Knien und wenig Hoffnung vor der *Kralle* in der Wohnstube. Er saß hinter dem Tisch und schliff mit

³ "Mit der Gründung des Deutschen Reiches wurden Armutszustände wie Landstreicherei, Bettelei und Obdachlosigkeit sowie Verhaltensweisen wie 'Spiel, Trunk und Müßiggang' oder 'Arbeitsscheu' übergreifend auf nationalstaatlicher Ebene kriminalisiert. Rechtliche Grundlage bildete der § 361 des Strafgesetzbuches von 1871, der diese auch als 'Asozialität' bezeichneten Verhaltensweisen neben Haftstrafen mit der Sanktion einer korrekionellen Nachhaft im Arbeitshaus belegte. Der Zwang zur Arbeit in den Arbeitshäusern wurde ergänzt durch den armenpolitischen Arbeitszwang. Das heißt, dass die Unterstützung der Armen an die Verpflichtung geknüpft war, ihre Arbeitskraft entsprechend ihren Fähigkeiten einzusetzen. Die Nichterfüllung der Arbeitspflicht führte zur Einweisung ins Arbeitshaus. Die Justiz des Kaiserreichs machte reichlichen Gebrauch von der Möglichkeit zur Sanktionierung von Armut durch Einweisung in Arbeitshäuser." (*Wikipedia*)

einem kleinen Schleifstein seinen Haken blank. "Was willst du, Lerge", fragte er böse, ohne auch nur aufzublicken.

Ich stotterte: "Meine Mutter will, daß ich am Heiligen Abend zu Hause bin. Darf ich zum Christfest heimgehen?"

"Dein Vater ist froh, wenn er seinen ungeratenen Sohn nicht zu sehen kriegt. Willst du ihnen das bißchen Brot über die Feiertage wegfressen? – Geh an deine Arbeit, sonst steh ich auf", und er streckte seine spitze Kralle gegen mich aus.

Schon wochenlang hatte ich vom Christfest daheim geträumt, mir alle Einzelheiten der Feier ins Gedächtnis gerufen. Sogar der lange, zermürbende Rosenkranz erschien mir als ein besonderes Vergnügen. Nun schlich ich, aller Hoffnungen beraubt, in den Stall. Hier betete ich drei Vaterunser und ebensoviele Ave-Maria, bat Gott um Vergebung und beschloß zu sterben. Ich dachte an die Pulsadern, aber ich hatte nicht einmal ein Küchenmesser. Dann fiel mein Blick auf das Pferdegeschirr über dem Futterkasten. Einen Augenblick hatte ich den Gedanken, mir die Leine um den Hals zu legen; aber ich verwarf ihn sofort wieder. Judas erhängte sich, nachdem er seinen Herrn verraten hatte. Jeden Selbstmörder, der auf die gleiche Weise starb, bekam der Teufel in seine Gewalt. Niemand, auch Gott nicht, konnte ihm die arme Seele entreißen. Das hatte mir Mutter unzählige Male erzählt. Freilich, auch jedem anderen Selbstmörder drohte die ewige Verdammnis; aber es gab mehrere Heilige, die aus Furcht, sie könnten vom Glauben abfallen, den Freitod gewählt hatten. Sie alle waren in die Seligkeit eingegangen. Gott würde auch mich nicht verdammen und mir meine letzte Sünde nicht anrechnen.

Sobald ich Feierabend hatte, fütterte ich noch einmal meine Rattenfamilie, ging hinter die Scheune und legte mich auf die hartgefrorene Erde. Ich war entschlossen, so lange liegenzubleiben, bis ich erforen war. Erst hatte ich von der Kälte große Schmerzen an Händen und Füßen. aber bald fühlte ich nichts mehr. Im Halbschlaf wartete ich auf die Erlösung.

Die alte Suse, die mich schon längst vermißt hatte, fand mich endlich hinter dem Schuppen. Unter Aufbietung aller Kräfte schleifte sie mich in den Stall und bettete mich auf das Stroh. Sie zog mich aus, rieb mich mit Schnee ab und wickelte mich in eine Pferddecke. Bald umfing mich eine mollige Wärme, und kurze Zeit später konnte ich in mein Bett klettern. Nun erzählte ich ihr meinen Kummer.

"Wenn er ein Mensch wäre, würde ich zu ihm gehen und auf den Knien für dich bitten", sagte sie traurig. Sie blieb bis zur Morgendämmerung bei mir. Dann fragte sie: "Wenn du jetzt heim dürftest – könntest du laufen?"

"Oh," rief ich, "und wenn ich auf allen vieren kriechen müßte."

"Bleib ein Weilchen allein. Ich komme gleich wieder", sagte sie und huschte aus dem Stall. Es dauerte ziemlich lange, bis sie zurückkam. In ihrer Schürze hielt sie etwas verborgen. Als ich hineinschauen durfte, sah ich einen kleinen Berg

Hühnereier. "Steh auf, es wird Zeit", drängte sie nun. Ich kleidete mich rasch an, und Suse stopfte mir über ein Dutzend Eier in die Taschen.

"Bevor es ganz hell wird, mußt du aus dem Dorf sein. Tausche die Eier gegen Brot ein, oder laß sie dir unterwegs kochen. Lauf nach Hause und denk ab und zu an die alte Suse. Wenn ich beten könnte, würde ich es für dich tun; ich werde es wieder versuchen. Du hast mich gelehrt, daß nicht alle Menschen schlecht sind. Geh."

"Wenn mein Vater nicht daheim wäre, würde ich dich mitnehmen", sagte ich zum Abschied. Sie drückte mich an ihre Brust und schob mich aus dem Stall: "Lauf, Junge, es wird hell."

Sie wischte sich mit ihrer Sackschürze die Tränen aus den Augen und blickte mir durch die spaltweise geöffnete Tür nach. Ich warf noch einen ängstlichen Blick auf die Fenster des Wohnhauses und eilte vom Hof.

Hinter dem Dorf warf ich die ersten zerdrückten Eier aus den Taschen. Dann stolperte ich querfeldein einem Waldstück zu. Dort blieb ich aufatmend stehen und warf wieder ein paar zerquetschte Eier fort. Ich verspürte keinen Hunger, keinen Durst, keine Müdigkeit. Im nächsten Dorf fragte ich nach dem Weg und hetzte weiter.

Mordversuch

Fünf Stunden später öffnete ich in Bukowine die Tür zu unserer Küche. Erstarrt blieb ich stehen. Fremde Menschen musterten erstaunt und abweisend den zerlumpten Jungen. Nein, sie wußten nicht, wo meine Eltern geblieben waren. In irgendein Dorf bei Mittwaldau sollten sie gezogen sein. -- Jetzt wurde ich plötzlich müde und bekam Hunger. Ich griff in meine Tasche und spürte zwischen Brei und zerbrochenen Schalen noch einige ganz gebliebene Eier. Erschöpft und entmutigt ging ich zu meiner früheren Bäuerin. "Ach, du bist es? Nein, ich kann dich nicht gebrauchen, hab schon längst einen Neuen. Übernachten? Gewiß, mein Junge, wo werde ich dich in der Kälte nach Mittwaldau laufen lassen; es wird schon bald Nacht. Der Stall ist warm, mach dir ein Strohlager zurecht." Ich zog zwei angeknickte Eier aus der Tasche und fragte: "Könnten Sie mir die kochen? Ich hab solchen Hunger." "Hast sie wohl deinem Bauern gestohlen, nicht?" "Die alte Suse hat sie mir mitgegeben, aber die meisten sind unterwegs kaputtgegangen", beteuerte ich. "Solch ein Unverstand, rohe Eier auf den Weg mitzugeben", entrüstete sich die Bäuerin und fügte hinzu: "Warte solange, bis ich die Schweinekartoffeln aufgesetzt habe, da können die Eier gleich mitkochen." Als ich die Eier schälte, stellte sie mir einTöpfchen schwarzen Kaffee auf den Tisch und entschuldigte sich: "Milch habe ich nicht, die Kühe sind tragend und geben so wenig. Man kriegt kaum die Butter für den Händler zusammen." Dann ging sie an den Brotschrank, kämpfte mit sich, schnitt dann doch eine Schnitte ab. Sie schob sie mir zu und meinte traurig: "Mehr kann ich dir nicht geben, Junge, die Handmühle ist immer noch versiegelt. Außerdem haben sie schon zweimal Haussuchung gemacht und nach Korn und Kartoffeln gesucht. Mit Säbeln haben sie sogar im Misthaufen herumgestochen. Aber gefunden haben sie nichts, diese

Dummköpfe. Ha, ha, dabei habe ich noch vier Sack unter dem Queckenhaufen versteckt."

Kaum hatte ich die Eier und das Brot verschlungen, sagte sie: "Nun hast du dich wieder gestärkt, mein Junge, nicht? Man soll mit armen Menschen Mitleid haben, so will es unser Herrgott, aber geh jetzt auf den Hof und hacke mir für die Feiertage etwas Holz. Nimm die großen Kloben, die kleinen kriegt schon mein Hütejunge kaputt. Er ist so klein und schwach, aber tüchtig und ehrlich, – stiehlt auch den Kühen die Milch nicht, wie du es gemacht hast."

Ich zerkleinerte Holz, bis es dunkel wurde; dann legte ich mich im Stall aufs Stroh und hatte Sehnsucht nach der alten Suse. Am anderen Morgen verabschiedete ich mich am Hoftor. "Nun zieh mit Gott, Junge. Ich hätte dir ja noch ein Stück Brot als Wegzehrung mitgegeben, aber wozu? Mittags bist du schon längst zu Hause. In Schielunke, gleich hinter Mittwaldau, sollen deine Eltern wohnen. Ach ja, und dein Vater ist gar nicht da, er ist in die Fremde gefahren." Diese Worte stärkten mich mehr, als es ein reichliches Frühstück vermochte hätte.

In Schielunke fragte ich gleich beim ersten Bauern nach meiner Mutter. "Kannst gar nicht verfehlen. Gleich die vierte Hütte rechter Hand, die mit den schiefen Wänden und dem halbeingefallenen Strohdach. Darin wohnen die Leute. Guter Gott, nicht einmal das liebe Vieh würde man in einen solchen Stall sperren, geschweige denn eine Familie mit einem kranken Vater." Mir zitterten die Knie, aber ich wagte nicht mehr zu fragen. Der gute Mann hatte sich vielleicht geirrt und dort wohnte jemand anders; mein Vater war doch in der Fremde.

Zaghaft klopfte ich an die morsche Tür. Ich hörte schlurfende Schritte, dann wurde an der Tür gezerrt. Sie klemmte, wollte nicht aufgehen. Ich stieß sie auf und blickte in das überraschte Gesicht meiner Mutter.

"Großer Gott, Junge, wie siehst du aus?" Sie zerrte mich eilig in die Stube. "Komm schon, setz dich an den Ofen, wärm dich. – Hast du Hunger? Möchtest du einen Topf heißen Kaffee? – Du bist doch nicht etwa krank? Mein Gott, bist du heruntergekommen. – Und deine Hände? Großer Gott, was haben diese Menschen aus meinem Kind gemacht!" Meine Augen hatten sich mit Tränen gefüllt. Halb blind taumelte ich zum Ofen. Mutter wischte mir mit dem Handrücken die Tränen fort. "Sei still, Junge, weine nicht, gleich mach ich dir Kaffee." Dabei rannen auch ihr die Tränen haltlos über die Wangen.

Ein heiseres, trockenes Husten ließ mich aufschrecken. Im äußersten Winkel der halbdunklen Stube stand ein Bett. Ich sah nur, daß sich jemand darin bewegte, und wußte gleich, wer es war.

"Ach ja", sagte Mutter. "Begrüße ihn, wie ich's dich gelehrt habe. Er ist wieder heimgekommen, hat sich in der Fremde ein wenig erkältet."

Ich trat ans Bett, streckte ihm meine Hand hin und sagte: "Gelobt sei Jesus Christus."

Vater übersah die Hand und knurrte: "Bist wieder davongelaufen, du Pschakreff? Nirgends hältst du aus. Bist zu faul, deine Knochen zu rühren. Willst dich über den Winter durch – " Ein Hustenanfall erstickte seine Worte. Er beugte sich aus dem Bett und spuckte in eine Sandkiste.

Geistesabwesend starrte ich hin. Ich sah die Sandkiste vor Labudas Bett, die Kiste, in die Gustel und Liesel gespuckt hatten. Ich sah sie kalt und tot auf dem breiten Bett im Schuppen liegen, sah die Totengräber ihre Särge über den Wiesenweg in Garki tragen. Da klang die Stimme der Mutter an mein Ohr: "Laß den Jungen in Frieden, Peter. Siehst du nicht, wie sie ihn zugerichtet haben? Danke Gott, daß er noch rechtzeitig heimgefunden hat." – Als ich den heißen Kaffee schlürfte, fragte sie mich: "Bist wohl lange unterwegs?"

"Seit gestern früh, es war noch dunkel. Ich bin erst nach Bukowine gelaufen."

"Mein Gott, hast du denn nicht gewußt, daß wir dort fortgezogen sind? Ich hatte deinen Bauern doch benachrichtigt. Hat er dir nichts gesagt?"

"Nein." – "Mein Gott, was ist das nur für ein Mensch!"

Ich erzählte ihr von ihm. Ich war mit meinem Bericht noch nicht fertig, da ließ mich ein heftiges Pochen gegen die Tür verstummen. Bevor meine Mutter noch öffnen konnte, wurde die Tür polternd aufgestoßen.

Im Rahmen stand groß und massig eine Pickelhaube. Der *Kaiser-Wilhelm*-Schnurrbart reichte fast bis an die Ohren. Der Gendarm versuchte, den halbdunklen Raum mit seinen Augen zu durchdringen, trat ein paar Schritte vor und schnarrte: "Ist der Bengel, dieser Ausreißer, schon da? – Ah, ich sehe, das ist er wohl."

Nein, ich sah den Gendarmen nicht, ich sah Wichuras Kralle nach mir greifen, versuchte mich wie ein kleines Kind hinter den Rücken der Mutter zu verbergen.

"Es nützt alles nichts, er muß wieder zurück und bis Martini bei seinem Bauern aushalten. Wo kämen wir da hin? Sich den halben Winter durchfüttern lassen und dann heimlich davonlaufen. – " Die Pickelhaube räusperte sich, durchbohrte mich mit den Augen: "Außerdem stiehlt der Bengel. Ein Bauer hat beobachtet, wie er mehrere zerbrochene Eier aus den Taschen geholt und auf die Straße geworfen hat. Na ja, und es ist anzunehmen, daß er noch mehr davon mitgebracht hat."

Mutter wurde rot und verteidigte mich: "Aber, Herrn Gendarm, der Junge hat nichts mitgebracht, Gott ist mein Zeuge."

"Gewiß, ich verstehe, liebe Frau, sehr peinlich für Sie. Aber der Bauer will von einer Anzeige absehen, wenn der Bengel sofort zurückkommt."

Da schob mich die Mutter ihm entgegen und rief: "Sehen Sie sich das Kind an! Gesund und sauber habe ich den Jungen hingeschickt, und so bekomme ich ihn

wieder. Eine Schande ist das. – Da!" Sie ergriff meine kranken Hände und hielt sie ihm unter die Nase.

Der Gendarm trat erschrocken einen Schritt zurück und stotterte: "Schon gut, schon gut, ich sehe. Hm, was machen wir da? – Unter diesen Umständen muß ich vorläufig von einer zwangsweisen Rückführung absehen und den Spruch des Gerichts abwarten, falls es überhaupt zu einer Klage kommt. – Aber da bleibt immer noch die Geschichte mit den Eiern. Die Angelegenheit ist gar nicht so geringfügig, wie Sie vielleicht annehmen. Wir haben Krieg, unser Vaterland ist in Gefahr. Wie können die Bauern ihrer Pflicht nachkommen, wenn sie bestohlen werden? Sagen Sie nicht, die paar Eier hätten keinen Einfluß auf den Ausgang des Krieges. Oft hängt der Sieg von einer Kleinigkeit ab. Aber wie gesagt, in Anbetracht des etwas – wie soll ich sagen – ramponierten Zustands Ihres Sohnes wird wohl der Herr Wichura, nicht zuletzt durch meine Fürsprache, von einer Anzeige absehen."

Vater hustete wieder und spuckte in die Kiste. Die Pickelhaube wich zur Tür und schnarrte: "Sie sehen, daß auch ein böser Gendarm ein Herz im Leibe hat. Ich bin überzeugt, daß der Vater dem Bengel die Hosen strammzieht, sobald ich fort bin."

Der Gendarm verschwand. Vater richtete sich im Bett auf, spuckte über die Kiste hinweg nach der Tür und knurrte: "Sein Glück, daß er rechtzeitig abgehauen ist. Ich wollte ihm den Spuckkasten an die Pickelhaube werfen."

Wieder öffnete sich die Tür, und meine jüngste Schwester flog mir jubelnd an den Hals.

Kurz darauf kroch Vater aus dem Bett, zog sich an und ging, leicht gebückt, in der Stube auf und ab. Er mußte gebückt gehen, sonst stieß er mit dem Kopf an die morschen, durchgezogenen Balken der Decke.

Der Heilige Abend kam und verging ohne Feier, nur der übliche *Rosenkranz* wurde gebetet. Diesmal durfte ich mir sogar ein Kissen unter die Knie schieben. "Weil du so zerschunden bist", begründete Mutter diese Ausnahme.

Nach den Weihnachtsferien war ich wieder soweit hergestellt, daß ich die Schule in Mittwaldau besuchen konnte. Aber auch hier lernte ich nicht viel, denn wir zogen mehrmals in der Woche in den Wald, bewaffneten uns mit Stöcken und Ruten und spielten unter Aufsicht des Lehrers Krieg. Als Geschosse durften wir Erdklumpen verwenden, aber in der Hitze des Gefechts, wenn wir die Festung des Feindes stürmten, nahmen wir auch Steine. Mancher Junge wurde getroffen, verbiß sich aber die Schmerzen, denn wir alle wollten Helden sein.

Kurz nach Weinnachten war auch meine zehnjährige Schwester Anna nach Hause gekommen. Der Lehrer in Mittwaldau wollte sie nicht mehr haben; die

Lebensmittel waren knapp, und das Mädel war nicht satt zu kriegen. Er hatte nun einen Esser am Tisch weniger, und wir einen mehr.

Obwohl Mutter den kranken Vater in jeder Hinsicht bevorzugte, war er nie zufrieden, tobte und drangsalierte uns alle. Am meisten hatte Mutter zu leiden. Manchmal saß er neben dem Ofen oder ging, die Pfeife zwischen den Zähnen, unruhig in der Stube hin und her. Wenn er im Bett lag, hatte er immer mehrere Gegenstände wie Holzpantinen, Holzkloben und dergleichen neben sich liegen, mit denen er uns, Mutter nicht ausgenommen, bewarf. Er hatte Übung darin, und wir trugen manche Beule davon.

Meine Stiefel waren schon ganz zerfetzt; an Ersatz war nicht zu denken. Um nicht barfuß laufen zu müssen, baute ich mir aus alten Lederstücken und Pantinenresten ein Paar Holzschuhe. Dafür verbrauchte ich fast den ganzen Vorrat an kleinen Nägeln aus Vaters Werkzeugkiste. Als ich zum erstenmal mit meinen selbstgebaute Schuhen in die Stube kam, runzelte Vater die Stirn, schwieg aber zunächst. Später richtete er es so ein, daß für irgendeine Arbeit einige Nägel gebraucht wurden. Der Tatbestand war rasch ermittelt, und schon flog ein Holzpantoffel nach mir. Ich hatte das erwartet und war schnell zur Seite gesprungen. Der Pantoffel traf die Mutter. Der mißglückte Wurf entfachte Vaters ganzen Zorn. Nur mit einer Unterhose bekleidet, sprang er aus dem Bett und hetzte hinter mir her. Aber wie der Blitz war ich aus dem Haus, schlug die Tür hinter mir zu und glaubte mich gerettet. Da tauchte das wutverzerrte Gesicht meines Vaters im Türrahmen auf. In der rechten Hand schwang er einen schweren Holzschemel. Nun rannte ich um mein Leben; und das Schicksal in Gestalt meines Vaters hätte mich bestimmt ereilt, wenn er nicht die zwei Stufen vor dem Haus verfehlt hätte und so lang, wie er war, hingestürzt wäre. – Erst als ich die letzten Häuser des Dorfes hinter mir hatte, blieb ich erschöpft stehen und sah mich nach meinem Verfolger um. Vor mich hin schluchzend, ging ich nun langsam auf das Bahngelände zu. Dort stieg ich in eine leere Eisenbahnlore, kauerte mich in eine Ecke und schlief bald vor Ermattung ein.

Vater hatte sich beim Sturz Knie und Hände aufgeschlagen. Mühselig half ihm Mutter auf die Beine und schleifte ihn unter Aufbietung aller Kräfte ins Bett. Als sie ihm die Kissen zurechtrücken wollte, stieß er sie brutal fort und verfluchte seinen ungeratenen Sohn. Mutter setzte sich auf einen Schemel neben den Ofen und vergrub das Gesicht in die Hände. Drückende Stille herrschte in der dumpfen Stube, nur das heisere Röcheln des Vaters war zu vernehmen. Anna und Mariechen hatten sich hinter den Ofen gekauert und zuckten jedesmal zusammen, wenn der Kranke sich bewegte. Kurze Zeit darauf erhob sich die Mutter, warf ein verblichenes Tuch um die Schulter und verließ leise das Zimmer. Wohl zwei

Stunden irrte sie umher, fragte überall nach ihrem Kind, aber nirgends war ich zu finden. Den Kopf auf die Brust gesenkt, schlich sie wieder nach Hause.

Die Kinder schliefen zusammengekauert hinter dem Ofen. Sie entkleidete sie, brachte sie ins Bett, setzte sich neben den Ofen und horchte auf jedes Geräusch draußen in der Nacht. Ab und zu bewegte sich der Kranke, aber die Frau achtete nicht darauf.

Mitternacht war schon längst vorüber, als ich zitternd vor Kälte in der Lore erwachte. Ich wollte aufspringen, sank aber sofort wieder zusammen, denn die steifgefrorenen Glieder versagten den Dienst. Nach vielen vergeblichen Versuchen gelang es mir schließlich, auf die Beine zu kommen. Mühsam kletterte ich aus der Lore und humpelte in den großen Holzschuhen zu unserem Haus. Vorsichtig näherte ich mich der Hütte und spähte durch das niedrige Fenster in die Stube. Aber ich konnte meine Mutter in der Dunkelheit nicht entdecken. An die Scheiben zu klopfen, wagte ich nicht. Ratlos wandte ich mich ab und ging auf die menschenleere Straße zurück. Wieder befiel mich grenzenloser Jammer. Der eisige Nordwind zerrte an meinen dünnen Kleidern.

Hinter einer dicken Pappel suchte ich Schutz und hockte mich nieder. Nun überdachte ich meine Lage. Was hatte ich schon Schlimmes verbrochen, dachte ich. Warum war der Vater so böse? Wegen der paar Nägel? Unmöglich. Gewiß, er war schwer krank, schon vom Tode gezeichnet; beide Lungen waren angegriffen. Aber daran waren wir doch nicht schuld.

Plötzlich glaubte ich es zu wissen. Wir Kinder hielten alle zur Mutter, verachteten den Vater. Und er suchte Gründe, um sich dafür zu rächen. Ja, so war es schon immer gewesen. Er haßte uns als Mitverschworene der Mutter. Früher hatte ich die Schuld für sein Benehmen dem Schnaps zugeschrieben; aber in den letzten Jahren hatte Vater fast gar nicht mehr getrunken, nur Zigarren und Pfeife geraucht. Von meinen Geschwistern war Martha die einzige, die Vater in Ruhe ließ, die er sogar lobte. Warum das so war, fiel mir jetzt ein. Als Martha aus der Fremde kam, hatte sie Vater heimlich eine Kiste Zigarren zugesteckt. Vielleicht hatte sie ihm sogar ab und an heimlich Geld geschickt, sie war die einzige, die sich auch um den Vater kümmerte.

Ich besaß noch das Fünfzigpfennigstück, das Martha mir einmal geschenkt hatte, und beschloß nun, meinen Vater ein paar Zigarren zu kaufen, um ihn auszusöhnen. Hoffnungsvoll sprang ich auf die Füße und stand bald vor einem Bauernhof. Ob ich hineingehen und ans Fenster klopfen sollte? Kaum rüttelte ich jedoch an der Tür, fing auf der anderen Seite ein Hund heftig an zu kläffen und beruhigte sich erst wieder, als ich weiterging. Kurze Zeit später stand ich vor einer Hütte, deren Fenster ich erreichen konnte, wenn ich mich am Sims hochzog. Aber wenn mich

die Leute zu meinem Vater zurückbrachten? Ich wußte nur zu gut, was mich dann erwartete. Geduckt stand ich unter dem Fenster des fremden Hauses und fühlte die Schläge des Riemens auf mich niederprasseln. Wer kümmerte sich schon um die Arme-Leute-Kinder, dachte ich. Wie viele teilen mein Schicksal, schlafen mit dem Vieh im Stall und stehlen den Schweinen das Futter aus dem Trog. Und wenn eines zerlumpt und verlaust zur Mutter flüchtet, dann kommt der Gendarm und bringt es seinem Peiniger zurück.

Die Wolken jagten über den nächtlichen Himmel, ab und zu wurde die runde Mondscheibe sichtbar. Schatten huschten über die einsame Dorfstraße. Ich faltete meine Hände und betete: "Du guter Gott, warum erbarmst du dich nicht, warum strafst du nicht diese Menschen?" Plötzlich wurde es ganz finster, eisiger Schneeregen peitschte mir ins Gesicht. Ich lief zum Ausgang des Dorfes, wollte wieder zum Bahngelände, um mich in eine Lore zu verkriechen. Da erschrak ich vor den Weiden, die gespenstisch am Wege standen. Ich lief zurück und stand bald wieder atemlos vor dem Fenster unserer Hütte. Wieder hob ich die Hand, um zu klopfen, ließ sie aber mutlos sinken. –

Beim Morgengrauen fand mich die Mutter, trug mich in die Stube, zog mich aus und rieb mich so lange mit warmen Tüchern, bis wieder Leben in mir war. Als ich zu fiebern begann, lief sie, die Hände gegen die Schläfen gepreßt, ratlos im Zimmer auf und ab.

Plötzlich blieb sie vor Vaters Bett stehen, Haß und Verzweiflung im Gesicht. Sie ballte die Fäuste und schrie: "Du Teufel, du Satan, deine Frau trittst du mit Füßen, dein eigenes Fleisch und Blut mordest du ohne Erbarmen, dabei hat dich der Teufel schon in seinen Krallen. Bald stehst du vor dem ewigen Richter. Ein Tier hat mehr Erbarmen mit der hilflosen Kreatur als du mit mir und deinen Kindern. Aber jetzt bist du in meiner Gewalt. Ich hätte die Kraft und den Mut, dich so zu verprügeln, wie du uns bisher verprügelt hast. Ich werde es, weiß Gott, von nun an tun, wenn du dich unterstehst, meine Kinder noch einmal anzufassen!"

Vater starrte auf das verzerrte Gesicht meiner Mutter. Es schien, als wollte er jeden Augenblick hochfahren und sich auf sie stürzen. Aber wortlos wandte er sein Gesicht der Wand zu und schloß die Augen.

Ich hatte mir eine doppelseitige Lungenentzündung geholt und schwebte tagelang zwischen Leben und Tod.

An den Wänden standen drei Betten. In dem einen schlief Vater, im anderen Mutter mit Anna und Mariechen, und das dritte hatte ich, solange ich krank war, allein. Mein Bett stand unter dem einzigen, kleinen Fenster der Stube. In der Scheibe war

ein Loch, das wir mit Papier überklebt hatten. Dieses Loch rettete uns allen das Leben.

Es war bitter kalt. Auf einen Hilferuf der Mutter hin hatte Martha ein paar Mark geschickt. Unser Ofen fraß das Holz wie ein unersättliches Tier, aber die Stube blieb kalt. Deshalb holte Mutter einen Zentner Steinkohle. Nachdem sie den Ofen geheizt hatte, ermahnte sie meine beiden Schwestern: "Geht nicht an die Klappe am Rohr zum Schornstein, sie muß immer offenbleiben! Der Griff muß waagrecht stehen, sonst kommen giftige Gase heraus, und wir müssen alle ersticken. Die Klappe muß immer so stehen –" Sie zeigte es den Mädeln, und auch ich wandte neugierig den Kopf, obwohl ich noch sehr schwach war.

Mutter war fortgegangen. Meinen Schwestern bauten auf dem Hof einen Schneemann. Ich lag im Halbschlummer im Bett. Plötzlich kam es mir vor, als ob jemand durch die Stube geschlichen wäre. Als ich aufblickte, zog sich Vater gerade die Bettdecke über den Kopf. Beruhigt schloß ich die Augen.

Bald kehrte Mutter heim, und auch meine Schwestern stürmten ins Zimmer. Es dauerte nicht lange, da klagte Mutter über Müdigkeit, warf sich angekleidet auf das Bett und ermahnte die Mädchen: "Seid ein Weilchen ruhig, ich möchte etwas schlafen." Da sie sich des Nachts nicht nur um den kranken Vater, sondern auch um mich kümmern mußte, legte sie sich am Tag ab und zu etwas hin. Die Mädeln hatten sich still hinter den Ofen gekauert und spielten mit ihren selbstgemachten Stoffpuppen. Bald war auch ihr leises Geflüster verstummt. Eine erdrückende Stille herrschte in der Stube. Nur ab und zu hustete Vater und spuckte in die Sandkiste. Mehr aus Langeweile als aus Überlegung polkte ich an der Fensterscheibe das verklebte Loch etwas auf und stellte befriedigt fest, daß es sich jetzt viel leichter atmen ließ. Gedankenlos irrten meine Blicke über die einzelnen Gegenstände hinweg. Schließlich ruhten sie auf den schlafenden Schwestern in der Ofennische, aber ich konnte ihre Gesichter nicht erkennen. Endlich streifte mein Blick die Ofenklappe. Mein Puls stockte: Der Griff zeigte nach unten!

Ein paarmal öffnete ich den Mund, wollte rufen; aber erst als ich mit der Faust die Fensterscheibe zertrümmert hatte, löste sich ein Schrei aus meiner Kehle. Niemand rührte sich. Nun schrie ich so laut, wie es mir meine kranke Lunge gestattete; und als auch das nichts half, packte mich schreckliche Angst. Ich taumelte zum Bett meiner Mutter, zerrte sie an der Brust, lief zu meinen Geschwistern und schüttelte auch sie. Als mir Anna aus den Händen glitt und mit dem Kopf auf die Erde schlug, packte mich Grauen. Ich riß die Tür auf, lief im Hemd auf den Hof und schrie um Hilfe.

Bald kamen die Nachbarn und bemühten sich um die Bewußtlosen. Am längsten dauerte es, bis Vater wieder bei Besinnung war. Anna und Mariechen hatten am wenigsten gelitten. Vor lauter Aufregung hatte niemand daran gedacht, die

Ofenklappe wieder zu öffnen. Vom Bett aus machte ich Mutter darauf aufmerksam. Sie stellte den Griff wieder waagrecht, riß die Tür weit auf und schrie meine Schwestern böse an: "Wartet, ihr unnützen Bälger! Wenn ich wieder bei Kräften bin, könnt ihr was erleben. Beinahe hättet ihr uns alle umgebracht; der Strick ist euch sicher!" Das hieß, daß Mutter die Mädels für das Unglück verantwortlich machte und ihnen die schwerste Strafe versprach, die sie nur selten anwandte.

Ich war der einzige, der Anna und Mariechen retten konnte; aber dann mußte ich die Schuld meines Vaters preisgeben. Ich glaubte sicher zu wissen, daß er es gewesen war. Mutter aber würde den Mund nicht halten und mir vielleicht die letzten Sympathien beim Vater verscherzen. Verzweifelt sann ich auf einen Ausweg und beschloß, mich der Tat selbst zu bezichtigen.

Leise, so daß Vater es nicht hören konnte, gestand ich meiner Mutter: "Ich wollte nicht mehr leben, wollte mit Vater zusammen sterben. Aber du bist zu früh heimgekommen; ich dachte auch, die Mädels würden länger draußen bleiben."

Mutter starrte mich, hob die Hände gen Himmel und klagte: "Barmherziger Gott! Warum strafst du mich so hart? Wann steckst du deine Rute wieder ein und erbarmst dich meiner? Hast es zugelassen, daß der Böse die Seele meines Kindes verderben konnte!" Dann packte sie mich bei der Brust und schüttelte mich: "Du? Du wolltest dein Leben, das dir Gott geschenkt hat, achtlos von dir werfen? Haben alle meine Lehren nichts genützt? Ach, Gott! Und ich dachte, daß du fest wie ein Felsen im Glauben stehst." – Auf ihrer Stirn standen Scheißperlen. "Nicht nur dich selbst, auch deinen Vater wolltest du ermorden – und mich – und deine unschuldigen Schwestern! – Barmherziger Gott, ich werde noch wahnsinnig."

Ich fühlte kein Mitleid mit ihr und sagte trotzig: "Ich wollte mich in Stanki schon einmal umbringen, aber die alte Suse hat mich gerettet."

Jetzt war es mit Mutters Beherrschung zu Ende. Sie lief durchs Zimmer und blieb schließlich vor Vaters Bett stehen. "Daran ist dein gottloser Lebenswandel schuld", schrie sie. "Mit dem Schnapsteufel bist du heimgekommen, als ich ihn empfang. Den Keim des Bösen hat er von dir geerbt. Du hast das Kind dem Teufel verkauft. Zweimal hat er es schon in seinen Klauen gehabt, aber bisher hatte Gott Erbarmen; meine Gebete waren nicht umsonst!" Mutter warf sich vor dem Kruzifix auf die Knie und weinte bitterlich.

Vater richtete sich mühsam auf und knurrte: "Ein bisschen mehr Verstand als du scheint die Blage schon zu haben, verrücktes Weib!" Dann versuchte er zu lachen, aber ein Hustenanfall hinderte ihn daran.

Mit meinem Geständnis hatte ich mir schön was eingebrockt. Stundenlang saß Mutter nun an meinem Bett, beschwor mich, Gott um Verzeihung zu bitten, und fragte immerzu, ob ich nicht schon aufstehen und zur Beichte gehen könne. Als ich mich weigerte, schilderte sie mir die gräßlichsten Höllenqualen. Schließlich wollte

sie sogar den Pfarrer ins Haus holen. Da willigte ich endlich ein. Sie schleppte alle möglichen Kleidungsstücke herbei, packte mich warm ein und schob mich zur Tür hinaus. – Ich ging auf den Bahnhof, setzte mich in den warmen Wartesaal, wartete dort, bis die Menschen aus der Kirche kamen, und ging wieder heim.

Mutter küßte mich auf die Stirn, freute sich wie ein Kind und strahlte: "Nun hab ich dich dem Teufel wieder entrissen!" Aber Vater lachte laut und sagte: "Hör zu, du Jammerweib, inzwischen hat Gott über dein blödes Getue bittere Tränen geweint, und der Teufel hat sich gesund gelacht. – Damit du's weißt, die Ofenklappe habe ich selber zugedreht und nicht der Bengel; er hat dir ein schönes Theater vorgemacht, wollte wohl den Helden spielen. Ach, was seid ihr für Narren, alle miteinander."

Sprachlos sah mich Mutter an; da nickte ich nur stumm. – "Gott sei Lob und Preis", rief sie. "Hast du etwa dem Pfarrer gebeichtet, was du gar nicht getan hast?"

"Ich habe die ganze Zeit im Wartesaal gesessen."

"Schämst du dich gar nicht? In die Kirche hättest du wenigstens gehen sollen."

Der Winter verging. Vater brauchte Milch und gutes Essen, für uns blieb nur trockenes Brot. Vor seinem Bett stand ein Stuhl, der ihm als Nachttisch diente. Darauf waren immer allerlei Leckerbissen, unter anderem ein Glas eingeweckte Pfirsiche, die Mutter Gott weiß wo erbettelt hatte. Wenn Vater schlief, schlich ich mich heran und aß von allem. Der ewige Hunger nahm mir alle Scheu vor den *Schwindsuchtwürmern*. Wenn Vater mittags nicht alles aß, kochte Mutter die Speisen noch einmal auf, und wir bekamen sie zum Abendbrot. Ich lag immer auf der Lauer, und sobald Mutter die Stube verließ, aß ich Vaters Teller leer. Er verriet mich nie. *(Viel später verbrachte ich dafür drei Monate auf der Lungenstation des Knappschaftskrankenhauses Karlsfeld bei Halle an der Saale. Eine vernarbte Lungenspitze blieb mir zeitlebens als Erinnerung.)* Auch meine Schwestern haben von Vaters Speisen gegessen, aber ihnen schadete es nichts.

Ende März fragte mein Vater: "Wie lange willst du uns das bißchen Brot noch wegessen? Wenn man dich nicht mit Gewalt aus dem Hause jagt, wirst du nie von alleine gehen. So ein großer Lorbaß, frißt für drei und faulenz!"

Der Kriegsgefangene Iwan

Ich ging. Aber diesmal ließ ich mich nicht wieder von einem Viehhändler verschleppen und verkaufen. Ich opferte meine fünfzig Pfennig, für die ich eigentlich dem Vater hatte Zigarren kaufen wollen, und fuhr mit der Bahn nach Garki. Von dort lief ich nach Zmugen zu meinem Bruder Paul; er sollte mir eine gute Stellung besorgen.

Seine Bäuerin empfing mich nicht gerade freundlich: "Ach, mit deinem Bruder war in der letzten Zeit nichts mehr los. Dem steckte nur die Fremde im Kopf. Dabei hat er es bei uns so gut gehabt; wie ein eigenes Kind haben wir ihn behandelt und so gut bezahlt. Na ja, ich sag schon, Undank ist der Welt Lohn."

Ich sah sie verblüfft an. "Ja, ja," fuhr sie fort, "vor zwei Tagen ist er heimlich ausgerückt, den Kasten mit dem Schusterwerkzeug hat er auch mitgenommen; und den hätten wir so gut gebrauchen können. Mein Vater hat von ihm etwas schustern gelernt und könnte jetzt unser Schuhzeug ganz machen. Aber alles hat der undankbare Bengel mitgenommen."

"Kann ich nicht seine Stelle haben?"

"Nein, leider nicht, wir haben ein Waisenkind. Ist schon aus der Schule entlassen und kriegt bloß zehn Taler im Jahr. – Aber die Krakowskis oben am Bogdeier Wald suchen einen Stallknecht, sind sehr reiche Bauern, aber geizig, sage ich dir. Die fressen vor Geiz schon bald den eigenen Dreck und zahlen bloß zehn Taler, mehr nicht."

Hungrig und mutlos fragte ich erst bei anderen Bauern nach Arbeit; aber als ich überall abgewiesen wurde, ging ich zu Krakowskis. Sie nahmen mich für zwölf Taler. Der Bauer war auch im Krieg. Aber da war noch ein Knecht, ein mürrischer, roher Bursche von zweiundzwanzig Jahren, und der Vater der Bäuerin, der sich wenig um die Wirtschaft kümmerte.

Ich schlief mit dem Knecht in einem Bretterverschlag in der Futterkammer über dem Pferdestall. Jeden Abend kroch der Knecht in seinem Arbeitskittel zu mir unter die Pferdedecke; er zog noch nicht einmal seine schmutzigen Stiefel aus. Als

ich ihn darauf aufmerksam machte, gab er mir ein Ohrfeige. Jetzt sagte ich nichts mehr. Bald bekam ich Läuse; aber auch daran gewöhnte ich mich schnell.

Das Essen war nicht gut, aber reichlich. Auch einen Sohn hatten Krakowskis, der in meinem Alter war und mich von einer Arbeit zur anderen jagte. Sogar die Stiefel mußte ich ihm putzen. In der Schule saß er oben in der ersten Bank, aber seine Rechenaufgaben mußte ich ihm machen.

Es gefiel mir sehr gut in der Schule. Der Lehrer erzählte fast jeden Tag schöne Geschichten von unseren siegreichen Soldaten und von der Kaiserfamilie. So sollte der Kaiser ganz närrisch auf arme Kinder sein. Einem Jungen sollte er einmal ein herrliches Schiff gekauft, einem anderen versprochen haben, er könne einmal General werden. Auch erfuhr ich, daß die schönste und herrlichste Art zu sterben der Heldentod sei. Man komme, sobald man von einer Kugel getroffen oder von einer Granate zerrissen sei, geradewegs in den Himmel. Mehr noch: Für die toten Helden habe der liebe Gott einen ganz besonders herrlichen Himmel eingerichtet.

Als wir den Lehrer baten, uns doch von diesem besonderen Soldatenhimmel mehr zu verraten, erzählte er uns, die Heldenseelen flögen mit wunderbaren Weltraumschiffen auf andere Sterne, wo sie alle gottlosen Einwohner besiegten und bekehrten. Zuerst hörte ich interessiert zu, aber dann wurde es mir langweilig. Auch mein Nachbar hörte nicht mehr hin und bohrte mit seinem Taschenmesser ein kleines Loch in die Bank. Dann zog er eine Handvoll scharfer Patronen aus der Tasche und preßte eine in das Loch, nachdem er zuvor die Kugel entfernt und durch ein Papierkügelchen ersetzt hatte. Nun steckte er einen Nagel durch das Loch seines Lineals, klemmte ihn mit Papier fest und legte die Spitze auf das Zündhütchen der Patrone. Als er fertig war, holte er seinen Federkasten unter der Bank hervor, tat so, als ob er damit auf den Nagel schlagen wollte, und fragte mich: "Soll ich?"

Ich sagte: "Zeig mal her", und nahm ihm den Kasten aus der Hand.

Der Lehrer schilderte gerade die spannende Heldentat eines jungen Freiwilligen: "Der Held kriecht mit einer Sprengmine an den feindlichen Bunker heran. Wird es ihm gelingen, diesen Bunker mit Mann und Maus in die Luft zu jagen? Schon hat er die Ladung angebracht, will die Zündschnur in Brand setzen und schnell davonlaufen, um sein Leben zu retten. Da tauchen hinter ihm die Feinde auf. Und, was sage ich euch? Er opfert sein junges Leben fürs Vaterland. Er hält das Streichholz direkt an die Ladung."

"Paß auf," flüstert mir mein Nachbar zu, "gleich muß es krachen."

Und es kracht so gewaltig, daß die Klasse vor Schreck erstarrt. Ich hatte mit dem Federkasten auf den Nagel geschlagen. – Dieses Experiment hatten wir zwar nicht zum erstenmal durchgeführt, aber stets nur im Freien. Nun waren wir über die

großartige Wirkung selber überrascht. Die Köpfe verschwanden ängstlich unter den Bänken, sogar der Lehrer duckte sich schutzsuchend hinter das Katheter. Aber nachdem sich der Rauch verzogen hatte, bekam er wieder Mut, stürzte vor, zerrte uns aus der Bank und plünderte unsere Taschen. Als er bei meinem Nachbarn noch mehr Patronen entdeckte, rief er leichenblaß: "Um Gottes willen, scharfe Munition!" Eine allgemeine Taschenrevision brachte noch mehr Geschosse zum Vorschein. Der Lehrer verkündete: "Dreißig Stockhiebe für die Attentäter." Aber beim Schlagen verzählte er sich. Ich bekam nur vierzehn und mein Nachbar sechzehn Schläge auf den Hosenboden. Außerdem beschwerte er sich bei meiner Bäuerin.

"So," schimpfte sie, "hier weiß ich mir vor Arbeit keinen Rat, und er macht in der Schule Dummheiten. Kommt gar nicht mehr in Frage; von heute an geht er nicht mehr hin." Es war mein letzter Schultag überhaupt. Später erwirkte meine Mutter die vorzeitige Schulentlassung. –

Ich hütete weit hinter dem Dorf, an der Bartsch, einem Nebenfluß der Oder, die Kühe, hielt mein verlaustes Hemd an einer langen Stange unter Wasser, um die Läuse zu ersäufen; aber kaum hatte ich das Hemd getrocknet und angezogen, waren sie wieder da.

Eines Sonntags – wir saßen gerade beim Mittagessen – besuchte uns ein Urlauber und bestellte schöne Grüße vom Bauern. Dann schenkte er mir und dem Sohn der Bäuerin je eine Tafel Schokolade. Kaum war er draußen, riß mir die Frau die Tafel aus der Hand und sagte: "Du machst dir doch nichts aus so was; mein Sohn ißt sie so gerne." Mir schossen die Tränen in die Augen. Die Bäuerin spottete: "So ein großer Lulatsch, schämt sich gar nicht und heult wie ein kleines Kind um ein bißchen Schokolade."

Zur Heuernte bekamen wir einen russischen Kriegsgefangenen. Da wir seinen richtigen Namen nicht aussprechen konnten, nannten wir ihn Iwan. Wir wurden bald Freunde, und mein Polnisch kam mir dabei sehr zu Hilfe.

Rechts der Bartsch war das Gelände überschwemmt. Das Heu, das dort auf Haufen geworfen war, sollte über die Bartsch getragen und auf näher gelegenen Wiesen zum Trocknen ausgebreitet werden. Diese Arbeit wurde uns beiden aufgetragen.

Über den Fluß wurde eine schmale Bohle gelegt. Wir mußten uns nackt ausziehen und gingen jeder mit einer Stange, die auf beiden Enden angespitzt war, über den Steg. Oft wateten wir bis zum Bauch im Wasser, um die Heuhaufen, die auf der großen Wiese lagen oder umherschwammen, zu bergen. Wir steckten die spitzen Stangen unter die Haufen und trugen diese wie auf einer Tragbahre über die Bartsch ins Trockene. Schon frühzeitig zogen wir los und kehrten erst nach Sonnenuntergang zurpck. Für die schwere Arbeit hatte uns die Bäuerin gutes,

reichliches Essen versprochen, das uns der Sohn hinausbringen sollte. Bald merkten wir jedoch, daß uns die Bäuerin angelogen hatte; denn wir bekamen nur Stampfkartoffeln mit dicker Milch, Brot und Quark. Iwan war darüber sehr aufgebracht, und als wir mit unserer Tragbahre über den Steg gingen, ließ er plötzlich eine Stange los, so daß der Heuhaufen ins Wasser kippte und langsam davonschwamm. "Arme Leute werden es vielleicht irgendwo herausfischen", sagte er nachdenklich und fügte auf polnisch hinzu: "*Jaka saplate taka robota.*" (Wie der Lohn, so die Arbeit.)

Dieser Ausspruch gefiel mir sehr gut. Als wir das nächste Mal über den Steg gingen, war ich vorne und Iwan hinten. Er fragte: "Wie ist das Essen?"

Ich blieb sofort stehen und sagte über die Schulter: "Schlecht." – "Und wie soll dann die Arbeit sein?" – "So", sagte ich und ließ die eine Stange los. Lachend sahen wir uns in die Augen. Der Heuhaufen schwamm tanzend davon.

Wir einigten uns, das Heu nur dann über den Steg zu tragen, wenn keiner von uns den Mund aufmachte. Aber fast immer fragte einer: "Wie ist das Essen?" Und schon war das Schicksal des Haufens besiegelt. Oder ich fragte: "Brauchen arme Leute noch Heu?" Iwan sagte ja und ließ die Stange los.

Dabei wurde unsere geizige Bäuerin jedesmal um einen Heuhaufen ärmer. So ging es zwei Tage. Am dritten brachte uns die Bäuerin persönlich das Mittagessen. Sie besah sich das gerettete Heu und zeterte: "Was, mehr habt ihr nicht geschafft, ihr Faulenzer? – Wer nicht arbeitet, braucht auch nichts zu essen!"

Den Topf mit den Stampfkartoffeln ließ sie da, aber die dicke Milch und das Vesperbrot nahm sie wieder mit.

Solange wir ihre wehenden Röcke über die grüne Wiese flattern sahen, trugen wir die Haufen fleißig über die Bartsch. Dann ging es wieder los: "Wie ist das Essen?" Wir warteten gar nicht erst die Antwort ab, sondern warfen Haufen um Haufen ins Wasser. Ja, jetzt arbeiteten wir wirklich fleißig. In einer langen Kette schwammen die Heuhaufen auf dem Wasser, und so weit unser Auge reichte, sahen wir sie tanzend davoneilen. Selbst dort, wo der Fluß eine Krümmung machte und hinter den Wiesenufern verschwand, konnten wir noch die Kuppen sehen.

"Wo mag wohl das Wasser hinfließen?" fragte ich Iwan und schämte mich, weil ich es nicht wußte.

"Die Bartsch fließt bei Glogau in die Oder und die Oder bei Stettin in die Ostsee. Hast du das nicht in der Schule gelernt?"

"Nein", sagte ich.

"Was habt ihr denn sonst gelernt?"

"Von unseren tapferen Soldaten, vom Krieg und von den bösen Feinden. Auch etwas lesen und schreiben. Aber von unserem Kaiser weiß ich alles", prahlte ich.

Iwan lachte: "Daß die bösen Russen deutsche Kinder fressen, hat euch der Lehrer doch auch erzählt?"

Zum erstenmal sah ich ihn ängstlich an und nickte stumm.

Er schüttelte traurig den Kopf und sagte leise: "Ach, was sind die Menschen verhetzt. Seh ich aus, als ob ich Kinder fresse?"

"Du bist ja auch kein Kosak."

"Wenn ich aber einer wäre, würdest du dich dann vor mir fürchten?"

"Du bist aber keiner, die Kosaken sehen aus wie wilde Indianer, wie Menschenfresser. Der Lehrer hat uns Bilder gezeigt."

"Ich bin ein Kosak, mein Vater war auch schon einer. Wenn ich ein Pferd hätte, würde ich dir zeigen, wie wir reiten."

Er erzählte mir lustige Geschichten aus seiner Heimat. Wir saßen auf dem Steg, ließen uns die Beine vom Wasser umspülen. Seine Augen strahlten, und er war mit seinen Gedanken ganz bei der Heimat. Aber als er von seiner Mutter sprach, wurde er wieder traurig. "Meine Mamuschka wird um mich weinen, sie weiß nicht, daß mich die Deutschen gefangengenommen haben, daß ich hier bin und noch lebe. Zwei Schwestern und drei Brüder habe ich auch –"

"Warum läufst du nicht fort und gehst nach Hause?"

"Das wäre zwecklos und sogar dumm. Die Deutschen würden mich doch wieder einfangen und wohl totschießen. Außerdem will ich auch nicht mehr auf andere Menschen schießen. Wir armen Menschen sind alle Brüder, ob Deutsche, Russen oder Franzosen. Nur die Reichen sind unsere Feinde; sollen sie allein Krieg führen. Die Armen sind immer gut."

"Aber nicht alle. Mein Vater ist auch arm und nicht gut. – Schlägt dich dein Vater auch?"

Er schüttelte heftig den Kopf. "Mein Tatusch ist der beste Mann in ganz Rußland." – Ich mußte ihm von zu Hause erzählen. Er streichelte mir den Kopf und sagte mitleidig: "Armer Junge, wenn ich könnte, würde ich dich zu meinem Vater nach Rußland bringen."

Wir mußten unser Gespräch abbrechen, denn mehrere Männer und Frauen kamen, erregt miteinander redend, flußaufwärts. Als sie vor uns standen, schrie eine Bäuerin: "Die beiden haben das gemacht!"

Ein Bauer sagte: "Die verfluchten Russen! Nicht genug, daß sie unsere Söhne morden, sie schädigen uns auch noch, wo sie können. Totschießen müßte man das Gesindel!" Er lief mit einer Heugabel auf Iwan los, als wolle er ihm die Zinken durch den Leib jagen. Ich stellte mich schützend vor ihn und sagte: "Er ist unschuldig. Ich habe es ihm befohlen, und er muß auf mich hören, denn er ist nur ein Gefangener und muß alles machen, was wir von ihm verlangen." Das hatte ich

schon unzählige Male von der Bäuerin gehört und wiederholte es jetzt wortgetreu. Der zornige Bauer aber ließ sich nicht belehren. Er schrie: "Er ist kein dummer Junge mehr und müßte wissen, daß er seiner Herrin damit Schaden zufügt. – Wart, du Menschenfresser, dir werde ich zeigen, wie ein Deutscher seine Feinde liebt!" Und die Männer drangen auf Iwan ein. Einer hielt ihn gepackt, und ein anderer schlug ihm die Heugabel über den Rücken.

Da sprang ich wieder dazwischen und rief: "Laßt den Mann in Ruhe, die Bäuerin hat uns befohlen, einen Teil in die Bartsch zu scmeißen, weil das Heu schon verfault war. Ihr könnt sie ja fragen."

Jetzt ließen die Männer Iwan los, schimpften aber weiter. "So eine Schweinerei! Solch ein Unverstand von der Krakowski, uns die Wiesen zu überschwemmen. Na, wir werden sie für den Schaden haftbar machen. – Kommt mit und beseht euch, was ihr angerichtet habt."

Nur widerwillig folgten wir ihnen flußabwärts. Weiter unten führte eine Holzbrücke über die Bartsch, die lag nur zwei Handbreit über dem angeschwollenen Fluß. Hier hatten sich die Heuhaufen gestaut, so daß das Wasser über die Ufer getreten war und die Wiesen zu beiden Seiten überschwemmt hatte. Man hatte inzwischen schon einen Teil ans Ufer gezerrt, und ich mußte nun mit Iwan fest zupacken und so lange helfen, bis das Hindernis entfernt war. Dann gingen wir mit hängenden Köpfen wieder auf unsere Wiese zurück und arbeiteten schweigend, jeder mit seinen Gedanken beschäftigt.

Auf dem Heimweg begegnete uns die Bäuerin mit zwei Nachbarn und einem Gendarmen. Dieser legte Iwan Handfesseln an und zerrte ihn weiter, während die Männer hinterherliefen, mit Leibriemen und Knüppeln auf Iwan losschlugen und ihn sogar mit den Stiefeln traten. Als die Bäuerin auch auf mich einschlagen wollte, verbot es ihr der Gendarm und sagte: "Lassen Sie den Bengel in Frieden, er hat keine Schuld. Der dreckige Russe hat ihn verführt."

Ich sollte Iwan nie wiedersehen, denn im Dorf sperrte ihn der Gendarm ins Spritzenhaus, und mich zerrte die Bäuerin am Kragen auf den Hof. Der Knecht band mich im Stall an der Krippe fest und drosch mit einem Strick so lange auf mich ein, bis ich die Besinnung verlor. Als ich wieder zu mir kam – es war schon wieder heller Tag –, lag ich immer noch angebunden neben der Krippe im Mist. Die Bäuerin band mich los und sagte böse: "Nun wirst du bis Martini fleißig arbeiten, kriegst nur zweimal am Tag was zu fressen und keinen Pfenig Lohn. Deinem Vater werde ich schreiben, weshalb du umsonst arbeiten mußt." Vierzehn Tage später zeigte sie mir einen Brief von meinem Vater und las laut vor: *"Lassen Sie die Blage bei trockenem Brot doppelt arbeiten, aber schicken Sie mir wenigstens den halben Lohn, denn ich liege krank im Bett und brauche das Geld. Vergessen Sie aber die Prügel nicht, damit er die Schandtat nicht so schnell wieder vergißt."*

Vater Lubin

Nun begann für mich eine Leidenszeit, die manch einer nicht acht Tage durchgehalten hätte. Aber ich war so etwas schon längst gewohnt, drückte mich vor der Arbeit, wo ich nur konnte, und nahm lieber die Prügel auf mich, statt mich zu bessern.

Wenn mich der Hunger zu sehr quälte, lief ich zu meinem alten Freund Lubin. Er tröstete mich, steckte mir manchen Kanten Brot in die Tasche und schenkte mir sogar ein abgelegtes Hemd. Als ich ihm einmal meine speckige Mütze zeigte, in der es von Läusen nur so wimmelte, warf er sie in die Jauchegrube, versprach mir eine neue und rieb meinen Kopf mit Brennspiritus ein. Am anderen Tag schor er mir den Kopf kahl und beschmierte meinen Ausschlag mit einer Salbe. Ihm hatte ich viel zu verdanken, und seine Güte ließ mich alle Leiden geduldig ertragen. – Nun kannte ich schon drei Menschen außer meiner Mutter, für die ich ins Feuer gesprungen wäre: die alte Suse, Iwan und Vater Lubin.

Nachdem mich Vater Lubin von den Läusen befreit hatte, setzte er meiner Bäuerin solange zu, bis sie mir erlaubte, einen anderen Schlafplatz zu suchen. "Deinen verkommenen Großknecht sollen die Läuse alleine fressen, aber der Junge ist dafür zu schade", hatte er gesagt. Nun schlief ich in der Scheune. Wenn mich nachts die Flöhe gar zu sehr plagten, warf ich meine Lumpen auf die Tenne und wechselte das Lager.

Vater Lubin war unser Nachbar. Vor fünf Jahren hatte seine Tochter geheiratet; er war aufs Altenteil gegangen. Das brachte jedoch keine Veränderung in sein Leben. Nach wie vor kümmerte er sich um alles und teilte mit den Jungen die vielen Sorgen, die eine Wirtschaft mit sich bringt. Anfangs hatte er sich eine Kuh gehalten, sie gefüttert und selber gemolken, die Milch aber brachte er der Tochter, er hatte dafür keine Verwendung. Er aß am Tisch seines Schwiegersohnes und fütterte immer erst das Enkelkind, bevor er das Tischgebet flüsterte und selber zugriff.

Nun war der Schwiegersohn schon viele Monate im Felde. Irgendwo an der französischen Front. Der alte Lubin wirtschaftete wieder wie vordem mit seiner Tochter, seine Kuh stand mit den anderen im Stall. Freilich, die alten Knochen wollten nicht mehr so recht, aber seine Tochter Gustel konnte es allein nicht schaffen. Die Windmühle, die kaum hundert Schritt vom Hof entfernt auf einer Anhöhe stand, mußte er auch wieder selbst bedienen. Viel zu tun gab es nicht in der Mühle; man schüttete zwei Zentner Roggen in den Trichter und ließ den Wind die großen, verwitterten Flügel drehen. Nur ab und zu ging Lubin, die lange Pfeife zwischen den gelben Zähnen, den Weg hinauf, der in einem großen Bogen zur Mühle führte. Er stieg die morschen Stufen hinan und sah oben nach dem Rechten. Aber alles drehte sich gehorsam in gleichmäßigem Takt, solange der Herrgott den Wind nicht anhielt. Dann freilich erstarb alles Leben, und die Räder, Wellen und Steine standen still, in Mehlstaub gehüllt. Wurde der Wind aber heftiger, drehten sich die Flügel schneller, und das Korn verschwand eiliger im Trichter.

Kaum war dieser leer, zerrte eine sinnreiche Vorrichtung an einer großen Glocke und rief den alten Lubin herbei. Eilig ließ er dann alles stehen und liegen, lief keuchend zur Mühle und füllte den Trichter von neuem.

Wenn ich den alten Lubin zur Mühle gehen sah, konnte ich, allen Verboten und Prügeln zum Trotz, der Versuchung nicht widerstehen und sprang mit langen Sätzen quer über die Felder hinterher. Oben schaute ich ängstlich und staunend auf das Wunderwerk von Menschenhand und konnte mich nicht satt sehen an dem lustigen Spiel der Räder und Mahlsteine. Als Lubin eine Klappe am Boden öffnete, sah ich unten einen Wagen mit ein paar prallen Säcken und wunderte mich über das kleine Pferdchen, das vor den Wagen gespannt war. Vater Lubin ließ ein starkes Hanfseil herunterfallen, und der Bauer schlang es um einen Sack. Ich sprang zu und wollte dem alten Mann helfen, den Sack heraufzuziehen; aber er wies mich lachend ab und riß kurz an der Leine. Mit offenem Mund sah ich zu, wie das Hanfseil sich straffte und der Sack eilends nach oben schwebte.

"Das alles tut der Wind", klärte mich der Alte auf. Meine Neugierde war aufs höchste gesteigert. Wer weiß, was der Wind noch alles kann, dachte ich.

Vater Lubin führte mich von Rad zu Rad, brachte viele mit einem kleinen Handgriff zum Halten und setzt andere Wellen, Mahlsteine und Siebe in Bewegung. "Komm nicht so nahe, mein Junge," warnte er, als ich mich einem großen Holzrad mit vielen Zacken näherte, "sonst faßt's dich."

"Wie hält man die Mühle an?" fragte ich plötzlich.

Er lachte: "Da mußt du schon warten, bis das Korn alle ist. Die Leute brauchen ihr Mehl, und nicht immer läßt der Herrgott den Wind blasen."

"Wie hält man eine Mühle an," beharrte ich, "zeig es mir, Vater Lubin. Ich kann nicht so lange hierbleiben, ich krieg wieder Dresche von meiner Bäuerin. Schnell, zeig es mir! Ich muß gleich fort. Die Kühe müssen auf die Weide."

Vater Lubin strich über meinen Kopf und sagte weich: "Dränge nicht, mein Junge, das Brot ist wichtiger. Einmal werde ich die Mühle schon anhalten, wenn du dabei bist. Lerne geduldig warten; Geduld ist eine schöne Tugend."

In mir erwachte der Trotz. Ich konnte es mir erlauben, trotzig zu sein, denn Vater Lubin hatte noch nie ein böses Wort zu mir gesagt. "Los, Vater Lubin, halte die Mühle an, zeig mir, wie man die Mühle anhält", drängte ich frech. Er hielt eine Ölkanne in der Hand, beugte sich über eine armdicke Welle und ließ das Öl auf ein Lager tropfen. Jetzt schielte er unter der Achsel hindurch auf mich und mahnte: "Sei still, Junge, – heute nicht, morgen vielleicht."

Wütend blickte ich auf seine gebeugte Gestalt. Sein langer, mit vielen bunten Flickern bedeckter und verschlissener Rock baumelte dicht über der Welle. Plötzlich ringelte sich ein Zipfel seines Rockes darum. Ich sah es, dachte aber nur: Soll der dreckige Rock zerreißen! Laut und trotzig wiederholte ich meine Frage: "Wie hält man eine – "

Ich kam nicht weiter. Rasend schnell war der Rock bis unter die Achsel aufgewickelt. Plötzlich rutschte sein Kopf über die Welle, schlug auf dem Boden auf, und die Beine fuhren blitzschnell nach oben. Ebenso schnell tauchte Lubins verzerrtes Gesicht wieder unter der Welle auf, und im gleichen Augenblick schlugen die Beine auf der andere Seite krachend auf die Bretter. Ich starrte auf einen Punkt unterhalb der Welle, wo sich eine Blutlache gebildet hatte. Wieder tauchte das verzerrte Gesicht auf, und als der Körper hochschnellte, warf er Blutspritzer auf mein Gesicht und auf meine Brust.

Erstarrt stand ich da, unfähig, auch nur ein Glied zu rühren. Meine Augen folgten dem herumwirbelnden Körper nicht mehr. Sie sahen den immer größer werdenden Blutfleck auf dem Fußboden, wo alle Augenblicke ein blutiger Kopf auftauchte und wieder verschwand. Die Augen waren herausgetreten, das Gesicht gespalten. Irgend etwas Klebriges traf meine Beine, meine Brust und klatschte mir ins Gesicht. Über meinem Kopf führte ein roter Strich zur Decke, lief darüber hin und an der anderen Seite wieder an der Wand herunter. Dann führte der Blutstreifen über ein paar Mehlsäcke, die auf dem Fußboden standen, und endete in einer Lache unterhalb der Welle. Der rote Bogen wurde immer breiter.

Endlich erwachte ich aus der Erstarrung, die Kehle bekam wieder Luft. "Wie hält man eine Mühle an?" rief ich halb irrsinnig vor Grauen und stürzte über die verwitterten Stufen aus der Mühle. Ich lag auf der Erde, und wohlthuende Ruhe überkam mich. Vor meinen Augen breitete sich ein schwarzer Schleier aus, in dem

kleine rote Punkte tanzten. Die roten Punkte vereinigten sich zu einem großen roten Fleck. Zwei blutige Augen starrten mich mitten daraus an.

Ich kam wieder zu mir. Zwei Schritte weiter rauschten riesenhafte Schatten vorüber. Sie senkten sich zur Erde, huschten an mir vorbei und verschwanden wieder nach oben. Meine Augen folgten ihnen. In der Mitte vereinigten sie sich zu einem Kreuz, das eine dicke Holzwelle drehte. Ich wußte, sie führte in die Mühle hinein. Dort bewegte sie ein großes Holzrad und dieses wieder ein anderes. Von ihm lief ein breiter Riemen zu einer Holzscheibe, und die drehte eine Eisenwelle. Um diese Eisenwelle wirbelte ...

"Wie hält man eine Mühle an??!" schrie ich aufspringend und rannte über den Acker; ich stolperte, überschlug mich, raffte mich wieder auf und schrie im Laufen, nach Atem ringend: "Wie hält ... wie hält ..."

Auf dem Hof stand eine junge Frau, seine Tochter Gustel. Sein Enkelkind zappelte in ihrem Arm. Sein Blut klebte auf meinem Gesicht, sie wußte es noch nicht. Mein Gesicht muß sie furchtbar erschreckt haben.

"Wie hält man eine Mühle an?!" schrie ich, vor Grauen geschüttelt.

Sie wurde bleich, und das Kind löste sich aus ihren Armen. Es versuchte, sich an ihrer Brust festzuklammern, fiel zu Boden und blieb wimmernd liegen. Die Frau fuhr sich mit der Hand über die Stirn; dann jagte sie über den Acker zur Mühle. Ihre Schürzenbänder flatterten hinter ihr im Wind. Ich lief ihr nach, als ob es um mein Leben ging. An der steilen Holztreppe holte ich sie ein, aber sie sah mich gar nicht.

Sie stolperte hinauf, verfehlte eine Stufe, fiel auf die Hände und Knie, raffte sich wieder auf und verschwand in der Tür.

Jetzt hält sie die Mühle an, dachte ich. Als ich den Fuß auf die erste Stufe setzte, ertönte von oben ein markerschütternder Schrei. Ich hockte mich erschöpft auf die Treppe. Wieder folgten meine Augen den Flügeln. Jetzt verlangsamte eine verborgene Macht ihren Lauf, das Rauschen wurde schwächer. Ein schmaler Flügel senkte sich zur Erde, wurde immer breiter, klapperte mit seinem Gerippe und stand schließlich still. Der Wind blies umsonst; die armdicke Welle drehte sich nicht mehr.

Ein wenig später hütete ich die Kühe auf der Weide. Mein Blick suchte die Mühle. Die großen Flügel standen immer noch bewegungslos, darunter liefen viele Menschen erregt hin und her. Über die Holztreppe stiegen langsam zwei Männer, sie trugen eine Last.

"Vater Lubin", schrie ich und wühlte mein Gesicht ins Gras. Als ich mich wieder auf die Knie erhob, faltete ich die Hände zum Gebet. Aber seltsamerweise erging es mir

genauso wie vor den toten Kindern Labudas. Zorn stieg in mir auf: "Warum hast du ihn sterben lassen? Warum bringst du alle guten Menschen um und läßt die bösen leben?"

"Wen Gott liebt, dem schickt er das Kreuz", hörte ich die Mutter sagen. Aber ich schüttelte unwillig den Kopf und dachte: So ein Quatsch. Das Kreuz bürden die Reichen den Armen auf. Auch Vater Lubin war ihr Opfer. Er hatte die Wirtschaft und die Mühle seinen Kindern übergeben, weil er für diese gefährliche Arbeit schon zu alt und zu schwach war. Aber dann hatten sie ihm den Schwiegersohn fortgeholt und auf seine Mitmenschen gehetzt. Darum mußte der alte Lubin auf der Mühle sterben.

Zorn und Jammer packten mich. Zorn auf alle Menschen, die daran schuld waren, Zorn auf Gott, der diese Ungerechtigkeit geschehen ließ – trotz Bitten und Gebeten, Beichte und Abendmahl. *"Ich habe das Beten schon längst verlernt"*, hörte ich die alte Suse sagen.

Auch ich konnte nicht mehr beten, und statt zum Gottesdienst zu gehen, trieb ich mich von nun an so lange im Wald herum, bis die Kirchenbesucher wieder heimkehrten. Ich lag unter den Bäumen, träumte von der Fremde und einem beseren, glücklicheren Leben. Noch zwei Jahre mußte ich in dieser Hölle aushalten, dann würde ich dorthin ziehen, wohin vor kurzem mein Bruder Paul gegangen war.

Ein Rehkitz

Weil man bis zur nächsten Kirche fast vier Stunden laufen mußte und vor drei Uhr nachmittags nicht zurück sein konnte, durfte ich nur alle vier Wochen hin. Bisher war mir das nur recht gewesen; aber nun wäre ich am liebsten jeden Sonntag gegangen, denn ich hatte immer Sehnsucht nach dem Wald und der Einsamkeit. Als man mich nicht jede Woche gehen lassen wollte, beklagte ich mich brieflich bei meiner Mutter. Ein paar Tage darauf tobte die Bäuerin: "Wart, du Bankert, du wirst es noch zu spüren bekommen! Sich bei der Mutter beschweren! Als ob ich dich von der Kirche zurückhalten wollte! So, von jetzt an wirst du jeden Sonntag Trab in die Kirche laufen, und wenn du um zwei Uhr nicht zurück bist, setzt es Prügel!" Auf diese Weise erleichterte sie mir die geheimen Ausflüge in den Wald, denn sie schickte mich erst fort, wenn der letzte Kirchgänger schon längst aus dem Dorf war. "Hast ja junge Beine, kriegst sie noch ein", sagte sie.

Eines Sonntags lag ich neben einem großen Kornfeld am Waldrand. Plötzlich hörte ich ein Rehkitz fiepen. Neugierig pirschte ich mich heran und stand ganz plötzlich vor dem erschrockenen Tier. Es versuchte davonzulaufen, aber schon nach ein paar Schritten hatte ich es gefangen. Es zitterte vor Angst, doch nachdem ich es ein paarmal zärtlich gestreichelt hatte, wurde es bald zutraulich und lief nicht einmal mehr davon, als ich es freigab. Ich glaubte, die Mutter hätte es verlassen oder sei umgebracht worden, und trug das Tierchen nach Hause.

Der Vater der Bäuerin gab mir etwas Milch von seiner Ziege, und bald hatte sich das Kitz an die Flasche gewöhnt. Nun hatte ich Gesellschaft; das Reh wurde mein treuer Kamerad. Auch auf die Weide begleitete mich meine Suse, wie ich es nannte, und schrie jämmerlich, wenn es nicht bei mir sein konnte.

"Schade um die schöne Milch, die das Vieh säuft", sagte die Bäuerin, "denn eines Tages läuft es doch davon, und wir haben das Nachsehen."

"Was kümmert dich das?" gab der alte Mann zurück. "Deine Milch ist es nicht, und der Bengel soll seinen Spaß haben." Später warnte er mich: "Paß auf deine Suse auf, sonst landet sie eines Tages in ihrem Kochtopf."

Gern hätte ich Suse auf meinem *Kirchgang* mit in den Wald genommen, aber das wäre nur aufgefallen, und so hatte ich sie bisher lieber in der Obhut des alten Mannes gelassen. Eines Sonntags aber wollte auch er in die Kirche; ein reicher Bauer hatte ihm einen Platz in seinem Wagen angeboten. Mich packte große Angst um meine Suse, und ich weigerte mich, zur Kirche zu gehen. Aber meine Bäuerin schimpfte: "Kommt gar nicht in Frage, nachher beschwerst du dich wieder bei deiner Mutter, und ich bin die Dumme."

So nahm ich Suse heimlich mit in den Wald. Ich führte sie zu der Stelle, wo ich sie aufgelesen hatte, ließ sie laufen und legte mich ins Gras. Sie hockte sich neben mich, und ich schlief sorglos ein.

Als ich erwachte, blickte ich zuerst nach der Sonne, atmete aber erleichtert auf; ich hatte noch gut zwei Stunden Zeit. Doch schon im nächsten Augenblick erschrak ich heftig – Suse war fort. Länger als eine Stunde suchte und rief ich vergebens. Mutlos, mit Tränen in den Augen, ging ich schließlich zur Landstraße, um das Fuhrwerk, mit dem der alte Bauer heimkehren mußte, nicht zu verpassen, denn ich wollte mich ihm in meinem Kummer anvertrauen. Plötzlich knackte es hinter mir. Ich fuhr herum und traute meinen Augen nicht. Kaum hundert Schritt entfernt stand meine Suse neben einem erwachsenen Reh. Das ist wohl ihre Mutter, dachte ich, und rief leise ihren Namen. Ich zitterte bei dem Gedanken, sie könnte nicht zurückkommen, ihrer Mutter mehr gehorchen.

"Komm, Suse, komm zu mir, ich hab doch nur dich; du darfst mich nicht verlassen!" Und als sie zögerte, betete ich, zum ersten Mal nach langer Zeit.

Da hörte ich Schritte hinter mir. Das große Reh stob davon, aber Suse drehte sich ein paarmal ratlos im Kreis, lief dann zu mir und zwängte sich schutzsuchend zwischen meine Beine. Vor mir stand der alte Förster aus dem Nachbardorf Bogdei und lachte. Ich bückte mich schnell, hob Suse auf und bat: "Tun Sie ihr nichts zuleide, Herr Förster, Suse macht ja keinen Schaden auf den Feldern. Sie trinkt nur Ziegenmilch und zupft ab und zu ein bißchen Gras."

"Warum sollte ich denn deiner Suse etwas tun?" beruhigte er mich. Wir setzten uns ins Gras, und ich mußte ihm erzählen, wie ich das Rehkitz gefunden und gezähmt hatte. Inzwischen sprang Suse um uns herum und schnupperte an seiner Flinte. Zum Abschied gab mir der Förster einen freundschaftlichen Klaps und sagte: "Paß auf deine Suse schön auf, und wenn ihr jemand was zuleide tun will, dann sag mir Bescheid."

Nun wartete ich hinter einem Busch, bis das Fahrzeug mit dem Alten vorbei war. Ich folgte langsam, näherte mich, Suse auf dem Arm, vorsichtig dem Bauernhof, brachte sie unbemerkt in den Stall und schlüpfte in die Wohnung.

Wir waren bei der Roggenernte. Ich fuhr mit dem Knecht und der Bäuerin aufs Feld. Ihr Vater hütete inzwischen die Kühe, und Suse war im Ziegenstall eingesperrt. Als die erste Fuhre beladen war, blieb die Bäuerin auf dem Wagen sitzen und sagte: "Ich lade die Fuhre mit dem Knecht allein ab, harke inzwischen die Ähren auf einen Haufen zusammen; beeil dich aber, wir sind gleich wieder zurück." – Als die Bäuerin wiederkam, schimpfte sie: "Hab ich nicht recht gehabt? Das Biest ist über alle Berge! Ich wollte der Ziege frisches Gras vorwerfen, und haste nicht gesehen – war es aus dem Stall. Beinahe hätte mich das Vieh umgerannt! Die schöne Milch, na, ich sag schon, nichts wie Ärger hat man mit dir." Ich durchsuchte die ganze Umgebung, rief und lockte, aber alles war umsonst. Fast den ganzen Nahcmittag war ich fortgewesen, und nun erwarteten mich gewiß auch Prügel. Aber die Bäuerin höhnte nur: "Guckt euch den verrückten Bengel an, plärrt um das Biest, als wäre ihm die Mutter gestorben. – Wenn du nicht gleich vernünftig wirst, helfe ich dir mit dem Strick nach. Da, friß dein Abendbrot und kümmer' dich um die Kühe."

Ich rührte das Essen nicht an, versorgte die Kühe und schlich wieder in den Wald. Als der Morgen graute, kehrte ich ohne Erfolg heim. Zwei Tage aß ich fast nichts, aber am dritten Tag meldete sich der Hunger.

Einmal in der Woche, und zwar jeden Donnerstag, gab es zum Mittag ein wenig Fleisch. Es war aber erst Mittwoch, und darum wunderte ich mich über das Fleischgericht, das auf dem Tisch stand. "Lang zu, Bengel," sagte die Bäuerin, "nachher müssen wir Roggen dreschen." Hungrig schlang ich das Fleisch und die Kartoffeln herunter.

Plötzlich fing der Knecht an zu kichern. Als ich verwundert aufsah, meinte die Bäuerin spöttisch: "Scheint dir zu schmecken, der Braten! Ist halt ein bißchen mager, aber mehr kann man von so einem Vieh nicht erwarten."

Der Knecht lachte schadenfroh: "Seine Schuld, warum hat er die dämliche Suse nicht besser gefüttert."

Im ersten Augenblick würgte es mich in der Kehle. Dann schlug ich mit der Faust auf den Tisch, sagte "Pschakreff" und schmiß dem Knecht die Schüssel ins Gesicht. Bevor ich hinausrannte, warf ich den Tisch um. Erst im Wald kam ich zu Atem und erbrach mich mehrere Male.

Dann lief ich zum Förster nach Bogdei. Als er mich sah, ahnte er alles. "Deine Suse ist wohl fort?" fragte er erwartungsvoll.

Ich erzählte. – "Na, wartet, ihr Halunken, euch werde ich heimleuchten", rief er, ließ seinen Jagdwagen anspannen und fuhr mit mir zu Krakowskis. "Das soll euch teuer zu stehen kommen, ihr Wildfrevler", drohte er. Dann verlangte er die Herausgabe meiner Habseligkeit und fragte mich: "Wieviel Jahreslohn hast du zu kriegen?"

"Zwölf Taler." – "Die Hälfte", berichtigte die Bäuerin.

"Machen Sie keine Umstände, geben Sie dem Jungen sofort das Geld!"

Eingeschüchtert schloß die Bäuerin eine große Truhe auf, wühlte einen Beutel heraus und suchte darin nach den passenden Münzen. Dabei versuchte sie ängstlich, den Beutel vor unseren Augen zu verbergen. Nachdem ich die zwölf Taler gut verstaut hatte, nahm der Förster mich wieder mit, ließ mir ein reichliches Abendbrot geben und schickte mich in die Gesindestube schlafen.

Am anderen Morgen sagte er zum Abschied: "Du würdest einen guten Forstgehilfen abgeben. Aber leider hab ich schon Leute genug."

Die alte Beerensammlerin

Ich fuhr mit der Bahn bis Mittwaldau, ging nach Schielunke und spähte, hinter einer Pappel verborgen, sehnsüchtig nach den Fenstern unserer Hütte. Ab und zu huschte hinter den Scheiben ein Schatten vorüber. Ich wußte nicht, wer es war. Gern hätte ich meine Mutter um Rat gefragt, aber ich wagte mich nicht hinein. Pötzlich kam meine Schwester Kubiaken aus dem Haus.

Schon wollte ich sie anrufen, als mir einfiel, daß auch Mutter mir nicht helfen konnte. Nein, erst wollte ich mir irgendwo eine andere Stelle suchen, dann erst sollten meine Eltern wissen, was vorgefallen war.

Mit Tränen in den Augen schlich ich heimlich wie ein Dieb aus dem Dorf. Als ich durch einen großen Wald kam, fühlte ich mich geborgener. Wieder dachte ich daran, mir eine Höhle zu bauen und die Nähe der Menschen zu meiden. Aber schon jetzt quälte mich der Hunger, und ich erinnerte mich an die verfaulten Haselnüsse und die rohen Kartoffeln.

Ein Rudel Damhirsche kreuzte meinen Weg. Ach, sie haben keine Nahrungssorgen, werden von niemandem gequält, dachte ich neidisch. Nur ich muß hungern, werde gejagt und geschunden. Ich habe Eltern und Geschwister und bin doch verlassen.

Ich warf mich am Wegrand auf die Erde, wühlte mein Gesicht ins Gras und haderte mit Gott: *Warum läßt du alle Ungerechtigkeiten geschehen? Warum beschützt du nicht die Armen und Obdachlosen? Gott, der du alles siehst und allmächtig bist. Ich bin doch durch deinen Willen auf die Welt gekommen, durch deinen Willen und den meiner Eltern. Aber sie kümmern sich nicht um mich. Und du, Gott? Was sagst du dazu? Übersiehst du mich in meiner Armut? Oder schaust du vom Himmel auf mich herab und lachst über den dummen Theo, der hungrig im Wald liegt und heult? Alles, was auf deiner Erde wächst, gehört uns – auch mir, und ich bin trotzdem hungrig. Die unvernünftigen Tiere nehmen sich, was sie brauchen.*

"Nein" schrie ich so laut, daß es im Wald schallte, "nein, lieber Gott, ich laß mich von dir nicht auslachen. Ich werde mir nehmen, was mir zukommt, mit List oder Gewalt."

Plötzlich erinnerte ich mich an die zwölf Taler, die ich wohlverwahrt auf der Brust trug. Schon wollte ich ins nächste Dorf gehen, um ein paar Semmeln zu kaufen, aber gleich mußte ich an meinen Vater denken. Ich wußte nur zu gut, was mir bevorstand, wenn auch nur ein Groschen fehlen würde. Darin war Vater unerbittlich. Mein Lohn gehörte dem Vater, daran zweifelte ich damals nicht einen Augenblick. Daß ich ja viel mehr bekommen hatte, als mir zustand, und daß mein Vater davon nichts ahnen konnte, half mir auch nichts, denn ganz bestimmt würde die Bäuerin ihm schreiben. – Na schön, das Geld kriegst du, sobald ich eine neue Stelle habe und mich wieder nach Hause wagen darf. Jetzt werde ich meinen Hunger stillen. Die Tiere holen sich ihre Nahrung, wo sie zu finden ist, aus dem Wald und aus den Feldern. Ich muß sie mir aus den Dörfern holen.

Dicht am Waldrand lag ein großer Bauernhof. Auf einer Koppel weideten mehrere buntgescheckte Kühe und Kälber. Ein weißer Pudel jagte kläffend eine Kuh aus einem Kartoffelfeld. Ein zerlumpter Knecht näherte sich mit einer hochbeladenen Getreidefuhre der Scheune. – All das gehörte nur einem einzigen Menschen, der dort drüben in dem schönen Wohnhaus mit den großen blanken Scheiben wohnte! Ich warf den Sack mit meinen paar Sachen über die Schulter und ging entschlossen auf das Haus zu.

Als ich über den Hof kam, hielt ein kleines Mädchen im Spiel inne, lief an das offene Fenster und tief: "Vater, ein Bettler kommt!"

Augenblicklich kam ein dicker Kopf zum Vorschein. "Was willst du, Vagabund? So jung und schon so heruntergekommen. Jetzt, mitten in der Ernte, faulenzst du herum? Geh vom Hof, sonst mache ich dir Beine!"

"Ich suche Arbeit!"

"Jetzt, wo der Sommer bald zu Ende ist? Wo der Winter vor der Tür steht, möchtest du schnell unterkommen, damit ich dich durchfüttere, nicht? Im Frühjahr lachst du dann den dummen Bauern aus und verschwindest bei Nacht und Nebel?"

"Nein, so einer bin ich nicht."

"Dann komm im Frühjahr wieder."

"Geben Sie mir bitte ein Stück Brot, ich habe Hunger."

"Soll ich den Hund auf dich hetzen? – Renz! Renz! Wo treibt sich bloß der Köter wieder rum?"

Ich ging zurück in den Wald, lag brütend in einer dichten Schonung und schaute haßerfüllt auf den Bauernhof.

Ein Kratzen ließ mich herumfahren. Zehn Schritte hinter mir scharrten mehrere Hühner sorglos im Tannenspreu. Auf allen vieren schlich ich mich heran. Als ich von einem abgestorbenen Bäumchen einen Knüppel abbrach, schreckten die Hühner auf, scharrten aber dann ruhig weiter. Ich warf den Knüppel mit Wucht in den Hühnerhaufen und erschrak über das Geschrei. Ängstlich gackernd, stoben sie nach allen Seiten davon, Eines jedoch lag still am Boden, und ein anderes versuchte mit ausgebreiteten Flügeln auf die Beine zu kommen. Als ich es haschte, schrie es zum Gotterbarmen. Mit einem scharfkantigen Stein schlug ich ihm den Kopf ab und ließ auch das andere auf diese Art ausbluten.

Als ich die Hühner zu meinen Sachen in den Sack stopfte, pochte mir das Herz zum Zerspringen. Ich ekelte mich vor meinen blutbeschmierten Händen, blickte ratlos auf die abgeschlagenen Köpfe und jagte dann tiefer in den Wald. Auf Händen und Füßen kroch ich in eine dichte Schonung und atmete erst auf, nachdem ich den Sack mit Moos und Zweigen zugedeckt hatte. Dann kroch ich wieder heraus und suchte einen Graben, um meine Hände zu säubern.

Nach einer Weile fand ich, was ich suchte, und als ich alle Blutspuren abwaschen hatte, wurde ich ruhiger. Dann stillte ich meinen Durst und suchte die Sonne zwischen den Baumkronen. Aber sie hatte sich hinter einer schwarzen Wolke verkrochen. "Siehst du, lieber Gott," triumphierte ich, "nun lachst du nicht mehr über mch."

Als ich durch den hohen Tannenwald zurückging, um mein Bündel zu holen, sang ich übermütig mein Lieblingslied: *"Im Wald und auf der Heide ..."* Plötzlich stand ich vor einer Schonung und wußte nicht, ob es dieselbe war, in der ich meinen Sack versteckt hatte. Verzweifelt streifte ich umher, kroch auf allen vieren durch dichtes Gestrüpp, hockte schließlich ganz verkratzt neben einem Baum und starrte ratlos in den Himmel. Ein Sonnenstrahl traf mich. Wie er lacht, dachte ich wütend. Gott hat dich für die Sünde gestraft, würde meine Mutter sagen. "Quatsch", schrie ich und sprang auf. Viel größere Verbrechen geschehen, und Gott kümmert sich nicht darum. Ausgerechnet wegen zwei Hühnern, die einem geizigen Großbauern gehören, wird er sich aufregen! Nein, meine eigene Dummheit ist daran schuld, daß ich mein Versteck nicht wiederfinden kann.

Ich wollte sehen, ob Gott mit dieser Sache etwas zu tun hatte. Bis zur Dunkelheit wollte ich mein Bündel suchen; wenn ich es fand, dann hatte ich recht, und wenn nicht – ja, was dann?

Ich ging wieder zum Waldrand und fand unschwer die Stelle, wo ich die Hühner erschlagen hatte. Auch die Spuren fand ich, die ich auf meiner eiligen Flucht hinterlassen hatte. Und als ich nicht weiterwußte, kehrte ich immer wieder zum

Ausgangspunkt zurück und begann von neuem. Endlich kam ich zu einer dichten Schonung, ging daran entlang und fand die Stelle, wo ich hineingekrochen war. Und dort lag mein Bündel.

Wieder sumgte ich leise mein Lied und ging weiter durch den Wald. Plötzlich blieb ich stehen, starrte auf die Erde. Blaubeersträucher, so weit ich blicken konnte. Ich warf meinen Sack ab und suchte. Allzu viele Beeren fand ich nicht, die Sträucher waren schon durchgewühlt. Aber es gab noch genug, um meinen Hunger zu stillen. Ich war so eifrig dabei, daß ich eine alte Beerensammlerin erst bemerkte, als sie dicht vor mir stand.

"Hast schon viele gesammelt?" fragte sie.

"O ja, ich bin bald satt."

Sie lachte: "Wenn du zuerst an deinen Magen denkst, wirst du wohl nicht viele heimbringen."

"Ich habe kein Heim."

Sie sah mich groß an und schüttelte den Kopf: "Ein jeder hat sein Heim, auch Tiere. Und du willst keins haben?"

Wir saßen zwischen den Blaubeersträuchern, und sie fragte mich so lange aus, bis sie alles von mir wußte. Endlich sagte sie: "Ja, Junge, es scheint so, als ob Gott beide Augen zugemacht hat und nichts mehr sehen will, aber einmal wird er sie wieder öffnen, und dann wird sein Zorn all diese Menschen hinwegfegen. – Die Reichen nehmen den Armen das Brot, das Gott für alle wachsen läßt. Aber die Stunde wird kommen, da die Armen von den Reichen Rechenschaft fordern werden, und dann, wehe ihnen! – So wie heute Gott die Augen schließt und das Unrecht geschehen läßt, so wird er auch nicht auf das Geschrei der Reichen hören, wenn ihnen die Armen die Faust vor die Stirn schlagen und sich nehmen, was ihnen gehört!"

Sie wischte sich mit den knöchigen Fingern die Augen, stand mühsam auf, nahm ihr Körbchen mit den Blaubeeren und sagte: "Komm mit, mein Junge. Ein Strohlager wird sich in meiner Hütte noch für dich finden, und solange es im Wald Holz, Beeren und Pilze gibt, werden wir beide nicht verhungern. Freilich, fleißig müssen wir sein, denn für ein Pfund Beeren zahlen sie in Mittwaldau nur zehn Pfennig. Wenn sie frisch sind, gibt es zwölf für das Pfund, aber ich kann nicht jeden Tag bis zur Stadt laufen."

"Aber ich", sagte ich schnell.

Als wir an dem Bauernhof vorbeikamen, schwitzte ich vor Angst wegen des Sackes mit den Hühnern. Als sie sah, daß ich immerzu nach dem Hof schielte, sagte sie: "Dort wohnt auch einer von denen, die der Zorn Gottes treffen wird."

"– der Zorn der Armen", warf ich ein.

"Ja, das ist dasselbe." Und sie fügte hinzu: "Alle gesunden Männer sind im Krieg, er nicht. Kannst du mir sagen, warum?"

"Nein."

"Der Reiche beschützt den Reichen; sie halten zusammen wie Pech und führen Kriege, um noch reicher zu werden. Sie lassen unsere Söhne abschlachten und sagen: *fürs Vaterland*. Sie schießen unsere Männer zu Krüppeln und sagen: *für den Kaiser*. Am Ende sind wir krank und noch ärmer und sie fetter und reicher." Nach einer Weile schloß sie leise: "Auch meinen Sohn haben sie abschlachten lassen."

Mitten im Dorf, eingekeilt zwischen zwei Stallgiebel, stand ihre Hütte. Bett, Tisch, Stuhl und Bank waren die Einrichtung. Neben dem Herd hingen ein paar Töpfe an der Wand, und auf einer Kiste standen zwei Teller, ein Napf und eine Tasse; ein Messer ohne Griff und zwei Löffel lagen daneben. Der Fußboden war weiß gescheuert und mit gelbem Sand bestreut. Ich blickte schüchtern zu Boden. Sie bemerkte es und sagte entschuldigend: "Weißen Sand gibt es nur im Buchenwald. Ein weiter Weg bis dahin; gelber Sand tut es auch. Aber für die Sonntage hole ich mir doch den weißen." Dann betrachtete sie mich genauer und fragte: "Hast du ein sauberes Hemd im Bündel?"

"Nein, alles schmutzige Sachen."

"Dann pack aus, Junge, ich wasche es dir; bevor die Sonne untergeht, ist es trocken." Und als ich zögerte, schnürte sie schon eilig den Sack auf. Mir schoß das Blut in den Kopf, ich zitterte. Jetzt wird sie mich hinausjagen, war alles, was ich denken konnte, denn sie zog schon ein totes Huhn aus dem Sack. Sie sah mich nur kurz an, legte es behutsam auf die Erde und holte auch das andere heraus.

"Zwei," sagte sie, "und was noch?" Als der Sack leer war, fügte sie, wie mir schien, erleichtert hinzu: "Weiter nichts." Mir kamen vor Scham die Tränen. Sie führte mich zur Bank, setzte sich neben mich und fragte: "Hast es deinem Bauern gestohlen, nicht?"

Ich sagte ihr die Wahrheit und fügte hinzu: "Ich tue es nicht wieder und werde die Sünde schon am nächsten Sonntag beichten."

"Gut, mein Junge", erwiderte sie und streichelte mir tröstend das Haar. "Tu es nicht wieder, aber zu beichten brauchst du es auch nicht. Als der Heiland durch das Ährenfeld ging und Hunger hatte, aß er davon, ohne jemand zu fragen. Niemand wird behaupten, daß er ein Dieb war. – Aber warum hast du gleich zwei genommen? Ein Huhn hätte doch auch genügt."

"Der Knüppel hat gleich zwei getroffen."

"Na schön. Gibst mir eben eins ab."

"Gern, beide!"

Sie lachte, verriegelte die Tür und fing an zu rupfen. Plötzlich hielt sie inne, holte Brot und Speck aus der Kiste und rückte den Stuhl an den Tisch. Als ich sie erstaunt anblickte, erzählte sie: "Ja, Speck habe ich auch. Ich halte mir jedes Jahr ein Schwein. Weißt du, Junge, so ein kleines Schwein kriegt man den Sommer über satt. Freilich, Arbeit macht's schon, so ein Vieh, aber ich kriege doch alles zusammen. Wenn es nicht anders geht, muß ich eben nachts auf die Futtersuche gehen."

Tags darauf sammelten wir wieder mehrere Stunden Blaubeeren, und am anderen Morgen trug ich sie nach Mittwaldau. Auf dem Heimweg wollte ich meine Eltern besuchen.

"Der Fluch seines Vaters lastete auf ihm."

Vaters Leiden hatte sich von Tag zu Tag verschlimmert. Wenn er auch das Bett nicht mehr verlassen konnte, so drangsalierte er doch noch alle. Immer fand er einen Grund, seine Kinder zu beschimpfen. Meist waren es Josef und Erwin, weil die sich um den kranken Vater nicht kümmerten. Dabei wußte er, daß sie im Krieg waren und selber Hilfe brauchten. Auch Martha nannte er eine ungeratene Tochter, weil sie sich nicht mehr sehen ließ, seit sie nach Berlin gefahren war. Aber er wußte nur zu gut, warum Martha nicht mehr kam. Solange er daheim war, hatte niemand Sehnsucht nach dem Elternhaus. Trotz allem schickte Martha Geld; ohne ihre Unterstützung wären alle verhungert.

Aber auch Mutter hatte Martha schweres Leid zugefügt, und es war wirklich ein Wunder, daß sie sich dennoch um die Eltern kümmerte. – Martha hatte sich in Berlin mit einem kriegsversehrten Handwerker heimlich verlobt. Von einer Nachbarin, deren Tochter ihr die Stelle in Berlin besorgt hatte, erfuhr Mutter, daß Marthas Verlobter Protestant war. Sie war bestürzt und schrieb Martha einen vier Seiten langen Brief: *"Nie und nimmer werde ich diesen Lutheraner als meinen Schwiegersohn anerkennen. Habe ich es um Dich verdient, daß Du mir dieses Leid zufügst? Willst Du mich vorzeitig ins Grab bringen? Ach, hätte ich Dich nur als kleines Kind im Badewasser ertränkt, dann hätte mir Gott vielleicht die Sünde vergeben, und Du wärest selig gestorben. Nun willst Du um eines Ketzers willen Deine Seele verkaufen? Marthel, schwöre mir, daß Du Dich von diesem Menschen sofort lösen wirst. Heirate meinetwegen einen Bettler, einen Säufer; ganz gleich, was für einen Mann, nur katholisch muß er sein und treu zu seinem Glauben stehen."*

Diesen Brief las Marthas Verlobter – er wohnte schon mit ihr zusammen –, als sie in der Fabrik war. Der Mann, der seelisch zermürbt und mit zerschossenen Gliedern aus dem Krieg heimgekehrt war, hatte mit Martha ein neues Leben beginnen wollen. Dieser verhängnisvolle Brief ließ ihn den Gashahn aufdrehen. Und als Martha abends nach Hause kam, konnte sie nachlesen, wer ihn gemordet hatte.

Im nächsten Brief Marthas an Mutter stand: *"Ich schwöre Dir wunschgemäß, daß ich diesen armen Menschen niemals heiraten werde, denn Du hast ihn ermordet. Seine Seele wird Gott einst von Dir fordern. In mir hast Du den letzten Funken Glauben erstickt."*

Mutter antwortete: *"Du siehst, Martha, wie recht Deine Mutter hatte. Wen der Teufel einmal in seinen Klauen hat, den läßt er nicht mehr los."*

Seit dieser Zeit war Martha verstummt. Nur ihre Geldsendungen trafen noch ein.

Inzwischen hatte die Bäuerin aus Zmugen an meine Eltern geschrieben und sich beklagt, daß ich sie wegen eines Rehkittes beim Förster denunziert hätte. Obendrein hätte ich sie mitten in der Ernte im Stich gelassen.

Als ich aus Mittwaldau nach Schielunke unterwegs war, kam dieser Brief an. Vater tobte: "Hab ich nicht schon immer gesagt, das faule Luder hält nirgends aus? Mit dem wirst du noch deinen Ärger haben. Den Menschen zum Ärger und dem Teufel zur Freude ist diese Blage auf der Welt. Aber das sage ich dir: Solange ich lebe, soll er nicht wagen, mir unter die Augen zu kommen. – Er müßte doch schon längst hier sein. Warum kommt er denn nicht, warum? Ich werde es dir sagen", schrie er. "Die Bäuerin hat ihm bestimmt einen Teil von seinem Lohn gezahlt, bevor sie ihn rausgeworfen hat. Nun verjuxt er das Geld und läßt sich nicht sehen. Wart nur, du Blage!"

Ein Wutanfall ließ ihn verstummen. Mutter beruhigte ihn. "Vielleicht hat er sich nicht getraut, das Fahrgeld auszugeben, und läuft von Garki zu Fuß."

In diesem Augenblick betrat ich das Zimmer. Ich erschrak über das abgekehrte und eingefallene Gesicht meines Vaters. Erst als ich vor seinem Bett stand und ihm stumm die Hand hinstreckte, blickte er auf. Keuchend und abgehackt schimpfte er: "Was willst du hier, du Vagabund?"

"Aber, Vater, ich bin ja unschuldig."

"Ich will dich nicht sehen, du, du – " Ein Hustenanfall erstickte ihn fast. Schon wollte ich wieder gehen, da fragte er: "Wo hast du das Geld gelassen, den Lohn von deiner letzten Stelle in Zmugen?"

Ich drehte mich um, suchte in meinem Beutel und reichte ihm drei Taler: "Da, Vater, mehr hab ich nicht."

"Bist wieder wie ein Spitzbube davongelaufen, hab ich recht?"

"Nein," log ich, "der Bauer ist aus dem Krieg gekommen, und da konnten sie mich gar nicht mehr gebrauchen. Ich hab in Schön-Steine bei Frau Bagus eine neue Stelle und wollte dich nur besuchen."

"Da stand dir ja der halbe Jahreslohn zu, sechs Taler. Wo hast du das Geld gelassen, du Pschakreff?"

"Du hast ja der Bäuerin geschrieben, daß du dich mit dem halben Lohn zufrieden gibst", erwiderte ich trotzig.

"Geh mir sofort aus den Augen, sonst vergesse ich mich."

Ich wich ängstlich zur Tür und sah die Mutter fragend an.

"Du bleibst hier, Theo, der Vater weiß nicht, was er spricht." Dann trat sie dicht vor sein Bett und redete mit zitternder Stimme auf ihn ein: "Warum machst du uns allen das Leben so schwer, Peter! Warum verfolgst du den Jungen mit solchem Haß? Niemand tut dir ein Unrecht. Theo ist nur gekommen, dich noch einmal zu sehen. Aber du hast nicht einmal ein freundliches Wort für ihn. Du hast kein Recht, ihm die Tür zu weisen. – Nein, Peter, nicht du bestimmst darüber, ob Theo hierbleibt, sondern ich. Danke Gott, daß ich dir jetzt nicht vergelte, was du uns angetan hast!" Mutter wartete auf eine Entgegnung. Aber Vater stieß nur einen Fluch aus. Er hob die Faust, ließ sie aber gleich wieder ermattet sinken und verzog schmerzhaft das Gesicht. Sein abgezehrter Körper hatte keine Kraft mehr – nur seine Augen blickten haßerfüllt auf Mutter.

Ich stand noch immer an der Tür und fragte, ob ich gehen dürfe. Aber Mutter schob mich nur stumm an den Tisch und drückte mich auf einen Stuhl. "Bleib ruhig sitzen, mein Junge. Ich koche dir schnell eine Tasse Kaffee."

Während Mutter hinausging, um Holz zu holen, saß ich am Tisch und vermied ängstlich, zu meinem Vater hinüberzusehen. Mühsam versuchte er, sich im Bett aufzurichten; es gelang ihm nur mit äußerster Anstrengung. Wohl hörte ich ihn stöhnen, aber auch jetzt wagte ich nicht, mich umzudrehen. Vater ergriff das halbgefüllte Wasserglas, das auf einem Stuhl neben seinem Bett stand. Im nächsten Augenblick fühlte ich einen heftigen Schlag gegen den Hinterkopf. Er hatte das Glas nach mir geworfen, ohne mich ernstlich zu verletzen, aber ein par Glassplitter hatten meine Kopfhaut geritzt.

Als meine Mutter wieder in die Stube kam, wischte ich mir gerade das Blut ab. Das verschüttete Wasser und die Glassplitter am Boden erklärten ihr alles. Während sie meine Wunde untersuchte, flüsterte sie: "Der Mensch bringt dich noch um, bevor er vor Gottes Angesicht tritt. Dabei kann er sich sonst kaum noch bewegen. Wenn mich Gott nicht bald von ihm befreit, werde ich wahnsinnig."

"Reg dich nicht auf, Mutter, es tut gar nicht mehr weh. Ich gehe gleich wieder weiter." Ich gab ihr die Hand und ging zur Tür, ohne noch einen Blick auf meinen Vater zu werfen. Erst als ich auf der Straße war, liefen mir die Tränen über die Wangen.

Auch Mutter brach in Tränen aus, als ich fort war. Langsam ging sie an das Bett und betrachtete ihren Mann, der mit geschlossenen Augen, leise röchelnd, vor ihr lag. Er war totenblaß. Wäre nicht sein stoßweiser Atem gewesen, hätte sie geglaubt,

einen Toten vor sich zu haben. Und dieser Mensch hatte noch vor ein paar Minuten ein Wasserglas nach seinem Sohn geworfen. Mutter schüttelte den Kopf, sie konnte es nicht fassen.

Sie dachte an die vielen Jahre, die sie mit ihm gelebt hatte. Was hätte sie damals beginnen sollen, als Peter sich als das zeigte, was er in Wirklichkeit schon immer gewesen war, ein brutaler Raufbold und unverbesserlicher Säufer? Die Ehe war ein heilig Ding und für das ganze Leben geschlossen. Es gab kein Zurück. Was Gott zusammengefügt, das soll der Mensch nicht scheiden. Sie hatte ihr Los im Vertrauen auf Gott getragen. So war es all die Jahre bis auf diese Stunde gewesen, nun aber wartete sie auf die Stunde der Erlösung von ihrem Peiniger. Was Gott zusammengefügt, sollte ER auch wieder scheiden. Nun sollte bald die Erlösung für sie kommen. Vielleicht geschah es schon in dieser Stunde, vielleicht morgen, aber vielleicht auch erst in ein paar Wochen.

Mutters Augen suchten das Kreuz über ihrem Bett. Leise bewegten sich ihre Lippen, sie betete um den baldigen Tod ihres Mannes. Plötzlich warf sie sich auf die Knie und flehte mit zuckenden Lippen Gott um Verzeihung an. "Nein, nein, Herr", rief sie immer wieder. "Ich will seinen Tod nicht; ich will mein Los so lange tragen, wie es dein Wille ist. Vergib mir." Eine unheimliche Angst befiel sie. Sie sprang auf und trat an das Bett. "Peter!" schrie sie, "vergib mir, ich will nicht deinen Tod!" Und als Vater immer noch mit geschlossenen Augen dalag und nicht antwortete, packte sie ihn an den Schultern und schüttelte ihn. "Hörst du mich? Ich will deinen Tod nicht; Gott allein soll entscheiden, wann du von deinem Leiden erlöst wirst." Vater rührte sich immer noch nicht. Jetzt faßte sie ihn um die Schulter und versuchte ihn aufzurichten.

Als sie ihn langsam losließ, fiel der Körper schlaff in die Kissen zurück. Sie hatte einen Toten im Arm gehalten.

Niedergeschlagen ging ich langsam aus dem Dorf. Die Sonne stand noch hoch am Himmel. Es war sehr heiß. Meine Schwester Anna war mir nachgelaufen und begleitete mich bis in den Wald. Ich mußte ihr erzählen, wo ich wohnte und wie es mir bei der Frau Bagus gefiel. Zum Abschied sagte sie: "Weine nicht, Theo, ich komme dich bald mit Mutter besuchen, und Vater lebt auch nicht mehr lange. Er hat die galoppierende Schwindsucht. Mutter hat es der Nachbarin gezählt, und die Nachbarin hat gesagt, daß solche Leute im Frühjahr und im Herbst sterben. Der Herbst ist ja bald da."

Im Wald lag ich viele Stunden im Moos und träumte von der Fremde. Als ich nach Schön-Steine kam, stand die Sonne schon tief im Westen. Frau Bagus hatte sich schon Sorgen gemacht und sah mich fragend an, als ich hereinkam. "Was ist denn los, Junge, sprich doch schon."

Stockend erzählte ich ihr, was geschehen war.

"Ach, du barmherziger Gott", rief sie. "Da soll sich einer zurechtfinden; nicht zu glauben ist das." Dann streichelte sie mir den Kopf und sagte, ich könne so lange bei ihr bleiben, bis ich eine gute Stelle gefunden hätte. Wenn wir fleißig Beeren und Pilze sammelten, würden wir nicht verhungern. Dann holte sie Brot, Ziegenbutter und ein Stückchen Speck, machte mir Kaffee und sagte: "Lang zu, Junge, hast den ganzen Tag nichts gegessen."

Aber das gute Essen schmeckte mir nicht, ich brachte keinen Bissen herunter. Da klopfte es an der Tür, und meine Schwester Anna stürzte atemlos in die Stube: "Theo! Theo!" rief sie. "Ich hab dir etwas zu erzählen – du wirst dich freuen. Rate mal!" Dabei sprang sie um mich herum, puffte mich fortwährend und wiederholte: "Rate mal!"

Ich überlegte. "Weiß schon; Vater hat es leid getan und er hat dich hergeschickt, damit ich heimkomme."

Anna lachte laut: "Ach, bist du dumm, – der sagt keinen Piep mehr, der ist schon längst tot!"

Frau Bagus verwies sie: "Aber Mädels, mit solchen Sachen scherzt man nicht, sag schon die Wahrheit. Sollst deinen Bruder holen, Vater will sich mit ihm vertragen, nicht wahr?"

"Sag schon", ermahnte auch ich.

Anna sagte empört: "Glaubst wohl nicht, was? Komm mit, kannst selber sehen. Mutter hat die Spuckkiste schon rausgeschmissen. Sein Federbett hat sie über den Zaun gehängt und ihn nur mit einem Laken zugedeckt." Sie legte ihre Hand auf die Brust und fügte feierlich hinzu: "Wahrhaftig."

Niun wußte ich, daß es die Wahrheit war. Einen Augenblick fühlte ich, wie mein Herz schneller schlug und eine ungeheure Last von mir abfiel. Aber gleich darauf schnürte mir etwas die Kehle zu. "*Geh mir aus den Augen, sonst vergesse ich mich*", hörte ich ihn noch einmal sagen. Und ein Wort aus dem Alten Testament fiel mir ein: *Der Fluch seines Vaters lastete auf ihm.*

Alles drehte sich um mich. *Geh mir aus den Augen, geh mir aus den Augen geh ...*

Ich lag auf dem Bett von Frau Bagus. Meine Schwester stand neben mir und schrie: "Mach die Augen auf! Mach die Augen auf. Du bist doch gar nicht tot, warum machst du deine Augen nicht auf?" Jetzt erkannte ich ihr verweintes Gesicht. –

Frau Bagus wickelte mir zwei Butterbrote und das Stückchen Speck ein, schob mich zur Tür hinaus und sagte: "Geh mit Gott, mein Junge, und bete ein Vaterunser für die arme Seele."

Schweigend lief ich neben meiner Schwester nach Hause. Plötzlich stieß sie mich in die Seite. "Gibst mir nachher auch etwas von dem Butterbrot und ein ganz kleines

Stück von dem Speck ab?" Und als ich nicht gleich antwortete, bettelte sie: "Nur ein kleines Stückchen, ja?"

Ich gab ihr alles und sagte: "Da, nimm."

Stumm stand ich vor dem Toten. Langsam fuhr meine Hand über die Wunde am Kopf, dann drehte ich mich um und setzte mich zur Mutter an den Tisch. Ich bewegte die Lippen und wollte etwas fragen, brachte aber kein Wort heraus. Endlich sagte Mutter: "Du warst kaum fort, da starb er. Vielleicht war die Aufregung daran schuld. – Trag ihm nichts nach, denn er wußte nicht, was er tat. – Den Sarg habe ich schon bestellt, wir müssen noch heute die Telegramme abschicken. Geh gleich auf die Post, und wenn das Geld reicht, schick auch deinen Paten Freitag ein Telegramm." Dann gab sie mir einen Brief und eine Karte: "Auf dem Brief steht Marthels Adresse und auf der Karte die von Erwin. Paul und Josef werden ihren Vater nicht mehr sehen; ich weiß nicht, wo sie sind."

Auf der Post in Mittwaldau schrieb ich auf ein Telegrammformular: *"Er ist tot, komme sofort."* Ich strich das "er" wieder aus und setzte dafür "Vater" ein. Dann holte ich Erwins Karte aus der Tasche und wollte die Adresse hinzufügen, fand mich aber nicht zurecht, denn da standen lauter Buchstaben und Ziffern, aber keine Ortsangabe. Ich blickte nur kurz auf die vielen Matrosen, die auf der Karte zu sehen waren, und gab sie dem Postbeamten mit der Bitte, die Adresse abzuschreiben. Er besah sich die Karte, schüttelte den Kopf und zeigte sie seinen Kameraden. Zu meiner Verwunderung fingen sie an, sich zu zanken. "Das ist Meuterei und Aufhetzung, sowas darf man nicht durchgehen lassen! Das sind wir unserem Kaiser schuldig!"

Ein anderer wollte ihn beruhigen: "Mach doch nicht so ein Wesen! Die Matrosen haben sich bloß einen Spaß erlaubt. Da, guck doch hin, da ist sogar ein Obermaat drauf. Meinst, der hätte das mitgemacht, wenn's nicht bloß ein Scherz gewesen wäre? Außerdem hätte die Feldpost so etwas gar nicht befördert."

Nun drehte der erste die Karte wieder um und rief frohlockend: "Hat sich was, nicht befördert. Ist gar keine Adresse drauf, nur der Absender. Hat das Bild im Brief heimgeschickt, dieser Halunke. Na, warte mal, das Bild leg ich unserem Inspektor vor. Soll er entscheiden, was damit geschehen soll."

"Mensch, du willst dich bloß einschmeicheln," schrie ein dritter, "gib dem Jungen das Bild zurück und schick das Telegramm ab. Kannst du nicht lesen, was draufsteht? Sein Vater ist tot. Ist das nichts?"

"Ist das nichts", äffte der erste nach. "Tausende opfern ihr Leben für das Vaterland, und so ein Aufwiegler fällt ihnen in den Rücken. Du verteidigst ihn noch? Bist wohl auch so ein Heimlicher?"

Ich hatte mir das Gruppenbild nur kurz angesehen. Auf der Rückseite standen außer dem Absender nur die Worte: *"Wir liegen im Heimathafen, werden in Kürze ins Schwarze Meer verfrachtet. Bevor wir siegen, werden sie fliegen. Herzliche Grüße euer Erwin."*

Jetzt steckte ich meinen Kopf durch das Schalterfenster und fragte: "Warum schimpfen Sie denn so, mein Bruder hat ja nichts Schlimmes geschrieben."

Der Beamte hielt mir die Karte vor die Nase, tippte auf das Bild und schrie mich an: "Ist das nichts, ist das nichts? Einen schönen Bruder hast du!"

"Zeigen Sie mal", sagte ich und griff nach der Karte. Er hielt sie fest, ließ mich aber das Bild betrachten. Ich sah zwei Reihen Matrosen. Die erste stand, die zweite kniete. Zwei Männer lagen davor auf der Erde, mit den Köpfen zusammen, und hielten eine Tafel fest. Der eine war mein Bruder Erwin. Ich mußte meine Augen sehr anstrengen, um die Inschrift auf der Tafel zu entziffern.

Ich las: *"Wir kämpfen nicht für Volk und Ehre, wir kämpfen für die Millionäre. Wer will, kann für die weiter raufen, wir wollen nicht für sie versaufen."*

"Welcher ist dein Bruder?" fragte der Beamte.

Blitzschnell begriff ich, daß Erwin Gefahr drohte. Deshalb sagte ich ruhig, während ich mit dem Finger über das Bild fuhr: "Da, der", riß ihm die Karte aus der Hand und rannte fort. Er schrie hinter mir her: "Halt, halt!"

An der Tür versperrte mir ein Mann den Weg. Ein anderer sprang dazwischen, stieß ihn weg und rief: "Lauf, Junge, lauf!" Da war ich auch schon draußen und sah mich erst um, als ich ein paar Straßen hinter mir hatte. Nun ging ich langsam nach Hause.

"Mein Gott", sagte Mutter erschrocken und steckte die Aufnahme in den Ofen, nachdem wir Erwins Adresse sorgfältig abgeschrieben hatten. Dann lief ich sechs Kilometer zur nächsten Post und gab die Telegramme auf. Für meinen Paten Freitag reichte das Geld jedoch nicht, und so mußte ich von meinen neun Talern ein paar Groschen opfern. Das Geld trug ich wieder in einem Tuchfetzen um den Hals. Ich hatte noch keinen Pfennig ausgegeben, denn es war für meine Reise in die Fremde bestimmt.

Wir umstanden stumm den einfachen Sarg. Mutter hatte dem Toten seinen Sonntagsrock angezogen und ihm einen geweihten Rosenkranz um die Hände gewickelt. Bisher war nur Martha gekommen. Mutter wartete ungeduldig auf Erwin.

Schon kamen die Leichenträger und wollten den Sarg schließen. "Wartet noch ein Weilchen", sagte sie. "Mein Junge muß jeden Augenblick kommen, wir haben doch ein Telegramm geschickt."

Nach einiger Zeit meinte Martha: "Es hat keinen Zweck, zu warten. Wenn er mit dem letzten Zug gekommen wäre, müßte er schon längst hier sein."

Mutter besprengte den Toten mit Weihwasser. Dann legten die Leichenträger den Sargdeckel auf. Niemand weinte. Verstohlen schielte ich auf die Mutter, aber auch ihre Augen waren trocken. Nun trugen sie ihn hinaus und senkten den Sarg auf der Schwelle dreimal zur Erde. Dabei vollführte meine jüngste Schwester einen Freudentanz und hüpfte ausgelassen auf einem Bein. Mutter gab ihr eine Ohrfeige: "Bist du gleich still, du Blage!"

Auf der Straße schlossen sich dem Trauerzug noch ein paar alte Weiber an. Mutter ging mit den beiden Mädeln hinter dem Sarg. Dann folgte ich mit Martha. Kurz vor dem Friedhof fing Mariechen wieder an zu hopsen und bekam dafür eine zweite Ohrfeige. Martha lächelte verstohlen. Der Pfarrer war nicht gekommen, weil ihn Mutter nicht bezahlen konnte. Sie hatte Martha angefleht, das Geld hinzubringen, aber die behauptete, nichts übrig zu haben. Als Martha aber später die Leichenträger bezahlte, sah ich in ihrer Tasche viel Geld und sagte: "Du hast ja Mutter schön angelogen." Da tippte sie sich an die Stirn und ewiderte: "Ich bin doch nicht doof."

"Du meinst dumm?"

"Nein, doof, sagt der Berliner", beharrte sie.

Als der Sarg in die Grube gelassen wurde, fingen die alten Dorfweiber an zu heulen. Auch Mutter hielt ihr Taschentuch vor die Augen und tat so, als ob sie weinte. Anna flüsterte: "Guck, wie sie sich verstellt."

Mariechen starrte erst auf die weinenden Weiber, dann auf die Mutter und fing plötzlich so laut zu heulen an, daß alle erschrocken aufblickten. Martha gab ihr einen Puff.

Auf dem Heimweg begegneten wir Erwin. Er rautte sich fast die Haare und jammerte: "Herr Gott, hättet ihr bloß noch ein halbes Stündchen gewartet. Ich bin Tag und Nacht gefahren, von Öls mit dem Auto hergekommen und alles umsonst. Dabei muß ich schon heute wieder abfahren, hab nur drei Tage Urlaub. – Die meiste Zeit verbringt man auf der Bahn."

Zu Hause saßen wir alle um den Tisch und hörten zu, wie die Großen erzählten. Als Mutter von der verhängnisvollen Photographie erzählte, lachte Erwin. "Ach, haben die Leutchen Sorgen, sollen mal auf unser Schiff kommen, da kriegen sie ganz was anderes zu hören. Aber laß sie nur jubeln; es dauert nicht mehr lange, bis sie alle die Fresse voll kriegen."

Abends fuhr Erwin wieder ab. Frau Freitag war auch gekommen, weigerte sich aber hartnäckig, bei uns zu schlafen. Mutter mußte ihr eine Unterkunft beim Nachbarn gesorgen. Tags darauf machte sich Martha reisefertig, wühlte in ihrer

Handtasche, legte ein paar Geldscheine auf den Tisch und sagte: "Hab mir's eben durch den Kopf gehen lassen, Mutter, ich kann noch ein paar Mark abstoßen. Such dir bloß eine andere Bude, hier erstickt man ja."

Mutter zählte hastig die Scheine und staunte: "Mädel, so viel Geld! Beinahe fünfzig Mark."

Martha sah mich verstohlen an und sagte: "Daß ich nicht früher daran gedacht habe! Wir hätten den Pfarrer doch noch bestellen können. – Schade."

"Ja, schade," sagte auch Mutter, "nun ist's zu spät. Aber eine Seelenmesse kann ich trotzdem noch bezahlen."

Martha verdrehte die Augen und stöhnte: "O Gott o Gott."

Ich brachte sie zur Bahn. Als ich wieder heimkam, sagte Mutter: "Frau Freitag will dich mitnehmen, braucht dir keinen Lohn zu zahlen. Sie soll dich nur anständig kleiden und gut behandeln, dann bin ich schon zufrieden." Sie fügte hinzu: "Ihre beiden Zwillinge, Antoscha und Kascha, wollen ins Kloster, da kann dich dein Pate gut gebrauchen. Du wirst es gut haben, Junge, kannst da bleiben, bis du alt und grau bist. – Freust du dich?"

Ja, ich freute mich und dachte: Wirst dich wundern, noch zwei Jahre und dann, heidi, in die Fremde. Und ich fühlte verstohlen nach dem Geld auf meiner Brust.

Trotzdem war ich der Mutter ein wenig gram, weil sie mich auch jetzt wieder verschachtert hatte und nicht behalten wollte, jetzt, wo der Vater doch nicht mehr da war. Aber ich dachte: Höchstens zwei Jahre und drei Monate muß ich noch aushalten. Wäre ich doch bloß zwei Jahre früher auf die Welt gekommen, dann könnte ich mich schon langsam für die große Reise fertig machen!

Josepha

Auf dem Bahnhof löste Frau Freitag nur für sich eine Fahrkarte. Mutter wurde rot, zerrte mich zum Schalter und rief laut: "Einmal vierter Klasse nach Doruchow", und fügte betont hinzu: "Für meinen Jungen." Dann reichte sie das Geld durch den Schalter und brummte: "Ich würde mich schämen –"

"Wie bitte?" fragte der Beamte.

Aber Mutter flüsterte mir zu: "Geizig ist die! Na, mich soll's wundern." Ja, sie sollte sich später wirklich noch wundern.

Ich saß im Abteil, horchte auf das Rollen der Räder und träumte mit geschlossenen Augen. *In Breslau steigst du um, in Halle steigst du um, in Merseburg ist die große Fabrik, wo man von einem Ende bis zum andern weiß Gott wie lange laufen muß. Man kann auch bis nach Mücheln gehen oder fahren, wo eine Grube neben der anderen liegt und Tausende von Menschen Arbeit und Brot finden ...*

Ja, ich wußte genau Bescheid, hatte alle Leute ausgefragt, den Schulatlas studiert und kannte von Merseburg bis Mücheln alle Stationen auswendig. Ebenso alle Gruben: *Cäcilie, Helene, Elisabeth I und II* und noch viele andere.

Der Zug hielt, fuhr wieder an. "Die Fahrkarten, bitte." Ich hielt meine Karte noch so, wie Mutter sie mir in die Hand gedrückt hatte. Immer noch träumend, blinzelte ich den Schaffner an und fühlte, wie er sie mir aus den Fingern zog. *Der wird sich wundern, wie weit ich fahre*, dachte ich. *Breslau – Halle – Merseburg –*

Da schreckte ich auf. "Ostrowo, umsteigen! Bahnsteig zwei nach Schildberg. – Kleinbahn wartet auf der Nebenstrecke."

Neben Frau Freitag stolperte ich über den Feldweg, dem Wald zu. Plötzlich blieb sie stehen, streckte den Arm aus und sagte: "Da, das Haus linker Hand, dort bist du geboren. Dort hab ich dich deiner Mutter an die Brust gelegt. Aber nicht in diesem Haus; eure alte Hütte hat der wilde Wazeck auf dem Gewissen. Das da hat dein Pate für die Antoscha gebaut. Sie sollte sich verheiraten, will aber nicht, aus Trotz. Ins Kloster wollen sie, die eine wie die andere. Wollen ihr Leben lang dem Herrgott dienen, in Unschuld sterben, sich der Mutter Gottes weihen. Dabei könnten sie sich

gut verheiraten; nichts fehlt ihnen, garnichts. Wenn ich ihre Mutter wäre, würde ich sie übers Knie legen und ihnen den Hintern versohlen. Vielleicht würden sie dann zu sich kommen."

Als ich sie fragend ansah, fuhr sie fort: "Ach wo, ich bin nicht ihre Mutter. Ich bin nur die *Macocha*. Das ist so ein Schimpfname für Stiefmutter. Ihre Mutter ist bei Loloschas Geburt gestorben, als die Zwillinge gerade zwei Jahre alt waren. Die Loloscha hab ich mit der Flasche hochgepäpelt und alle aufgezogen. Trotzdem bin ich eine *Macocha*, und der liebe Gott hat mir keine Kinder geschenkt. – Die Loloscha ist zwanzig Jahre und möchte sich gern verheiraten, aber zu ihr kommt keiner, weil ihre Nase ein bißchen krumm ist, grad so krumm wie der *Odmiana* ihr Bein. Ach, ich hab schon mein Kreuz. Haus und Hof voller Weiber und nichts Gescheites dabei. – Dein Pate kümmert sich um nichts. Macht vor dem verrückten Wazeck einen krummen Buckel und rennt wie angeschossen durch den Wald. – Na, komm, gehn wir weiter. Wirst dich noch wundern."

Sie ahnte nicht, daß ich mir das Wundern schon längst abgewöhnt hatte.

Ich stand vor dem Förster.

"Ach, du bist der Theophil? Und dir hab ich damals meinen Namen gegeben? Gott, bist du mickrig. Wärst du ein Rehbock, würde ich dich abschießen. Sowas taugt nicht für die Zucht. Kannst du wenigstens pflügen, eggen, Pferde putzen, Ställe ausmisten? Kannst es? Kannst den Weibern die Botten putzen? Mußt alles lernen, sonst reißen sie dir die Haare aus. – Hast du keinen Sonntagsanzug mitgebracht? So kannst du doch nicht in die Kirche gehen. Soll ich dir vielleicht gleich einen kaufen? Nachher läufst womöglich noch weg, und ich bin der Dumme. – Meine Alte hat keinen Verstand, sonst hätte sie dich gar nicht erst mitgebracht. Na, du wirst dich noch wundern."

Noch einer, der mir das Wundern beibringen wollte. Aber schon am nächsten Tag wunderte ich mich doch. Er warf mir einen grünen Mantel an den Kopf und sagte: "Lauf ins Dorf zum Schneider und laß dir einen Wintermantel draus machen, damit deckst du erst mal deine Schande zu und kannst in die Kirche gehen." Drei Tage später sagte er: "Spann an, wir fahren in die Stadt. In deinen dreckigen Lumpen kannst du nicht länger umherlaufen."

In der Stadt hielt er vor einem kleinen Laden an und knallte mit der Peitsche. Da kam ein kleines Männchen mit einer runden Mütze auf dem Kopf heraus, machte eine tiefe Verbeugung und jammerte: "O wie, o wie, Rebekka, Rebekka! Elendes Weib, kommst du gleich! O Vater, Moses, wo steckt bloß das Weib?"

Eine alte Frau humpelte herbei und jammerte noch lauter: "O mein Abraham, was sehen meine schwachen Augen? Der Herr Förster, der liebe, gute Herr Förster!"

Sie wischte sich an ihrer Schürze die Hände ab und reichte sie dem Förster. Mein Pate zeigte auf mich und sagte lachend: "Diesen Lumpenkerl laß ich dir auf eine Stunde hier, und wenn ich ihn abhole und erkenne ihn gleich wieder, dann haben deine schwachen Augen mich zum letztenmal gesehen. Und seine Lumpen steck gleich ins Feuer, vielleicht sind Läuse drin."

"O wie, o wie", klagte Rebekka, hob mich vom Wagen, drückte mich an die Brust und beteuerte: "Wo wird sich die Rebekka vor ein paar Läusen fürchten, komm, Liebling, komm, kriegst den besten Anzug aus dem Laden, und ein frisches Hemd kriegst du auch und für die Läuse ein Pulverchen, ganz umsonst."

Im Laden lamentierte Rebekka: "Was soll ich dir bloß für Sachen geben? Der gute Förster ist so geizig, will gute Ware und gibt nachher schlechtes Geld." Dabei zog sie mir schon die Lumpen vom Leib. Als sie mir auch das Hemd über den Kopf ziehen wollte, protestierte ich; denn ich hatte Angst um mein Geld. Rebekka schimpfte: "Bist gleich still! Ein neues Hemd mußt du haben. Unter dem Hemd sitzen die Läuse."

"Ich, ich hab keine." – "Gerechter Gott, er hat keine. Jeder hat welche, die Tierchen kriechen überall herum. Zieh das Hemd aus, hier hast du ein anderes."

"Ich schäme mich."

"Er schämt sich, schämt sich vor der alten Rebekka. Nun gut, na schön, mach ich eben die Augen zu." Sie hielt die Hände vors Gesicht, und ich wechselte schnell das Hemd. Dann probierte sie mir einen Anzug an. Die Hose und die Ärmel waren viel zu lang. Ich machte sie darauf aufmerksam, aber sie belehrte mich: "Wo denkst du hin, mein Söhnchen? Du wächst noch, und nachher ist dir der schöne Anzug zu klein." Der schöne Anzug hatte zwar schon Flicker auf den Knien, aber die Knöpfe waren alle dran. Sie führte mich vor einen großen Spiegel, da bekam ich Angst vor mir. Aber das lag wohl daran, daß ich mich vorher noch nie gesehen hatte.

Nachdem Freitag mich gemustert hatte, sagt er: "Die Hose ist viel zu lang, aber meine Weiber können sie ihm ja kürzer machen." Sie wollte für alles fünf Taler haben; aber Freitag gab ihr nur drei.

Als wir heimkamen, sagt Frau Freitag: "Na, siehst du, so einen schönen Anzug hast du gekriegt." Die angehenden Nonnen und Loloscha grienten.

Dann sollte ich der "*Odmiana*" den Kuhstall ausmisten helfen. Sie lief gerade über den Hof, als ich aus dem Haus kam. Sie warf ihr rechtes Bein mit solcher Wucht nach vorn, als wolle sie es wegschmeißen. Dann machte sie mit dem Oberkörper eine Kreisbewegung, stellte ihr gesundes Bein neben das kranke und schmiß dies wieder vor. Auf diese Weise bewegte sie sich vorwärts.

Im Kuhstall fragte ich sie: "Wie heißt du?"

"Josepha", sagte sie und wollte wissen, wie alt ich sei.

Ich sagte es ihr und fragte gleich nach ihrem Alter.

"Zwei Jahre älter als meine Schwester und die hat schon einen Kerl und ich noch keinen. Kann ich dafür, daß ich ein krummes Bein habe und sie nicht? Wenn ich auf sie raufgefallen wäre, dann hätte sie ein krummes Bein und ich einen Kerl."

"Zu was brauchst du einen Kerl?"

Da wurde sie böse: "Du redest genauso dumm wie die anderen. Zu was brauchen die einen Kerl? Die Loloscha möchte auch einen haben, und zu ihr kommt auch keiner, weil sie eine krumme Nase hat. Eine krumme Nase kann jeder sehen, aber ein krummes Bein nicht. Mein Bein ist nur ganz oben krumm." Dabei hob sie ihre langen Röcke bis zur Hüfte und zeigte mir die Stelle, wo bei ihr das krumme Bein anfing. Hosen hatte sie keine an. Ich schämte mich, guckte aber trotzdem hin.

"Bist du so geboren?"

"Nein. Die Loloscha ist mit der krummen Nase auf die Welt gekommen, aber mein Bein war gerade. Erst als er uns aus dem Fenster geschmissen hat, kriegte ich ein krummes Bein. Meine Schwester hätte auch eins, aber sie ist auf mich raufgefallen. Ich war damals sechs Jahre und sie vier. Zwei Tage nach Allerheiligen wird meine Schwester achtzehn Jahre, da kannst du dir ausrechnen, wie alt ich bin. Sie kann lesen und schreiben, aber ich konnte mit meinem Bein nicht in die Schule gehen, deshalb –"

Ich wußte, ohne sie danach zu fragen, wer sie aus dem Fenster geschmissen hatte, und sagt zufrieden: "Meiner ist schon tot."

"Meiner nicht. Er ist jetzt beim Männerverein '*Zum Herzen Jesu*' und säuft nur noch ab und zu. Meine Schwester ist eine *Marianka*, hat ein Gelübde abgelegt, daß sie unschuldig bleiben will, bis sie sich verheiratet. Dabei hätte sie schon ein Kind gehabt, wenn sie nicht Wacholderbeeren gegessen hätte und nicht immerzu über einen Graben gehopst wäre. Dadurch hat sie das Kind verloren; war aber noch ganz klein, wie eine Ratte. Sie hat mir alles erzählt und gesagt, ich soll es auch so machen. Ich krieg aber kein Kind, denn zu mir kommt kein Kerl."

Ich sagte: "Das ist doch eine schwere Sünde."

"Das weiß ich selbst, aber wozu kommt alle Jahre ein Pater zum Beichtehören?"

Dann betrachtete sie mich ein Weilchen und fragte: "Hast du auch schon sowas probiert?"

"Nein, ich bin noch zu jung, – aber später werde ich es versuchen."

"Schade", seufzte Josepha. Sie war dick und rund, hatte schöne blaue Augen und einen roten Mund. Ihre Brüste wölbten sich unter der Bluse wie zwei Kürbisse.

"Bist du schon lange hier?" fragte ich.

"Wenn sie mich bis zum Tag der Unbefleckten Empfängnis nicht fortjagen, wird's ein Jahr."

"Hast du es hier gut?"

Sie zerrte an ihren Kleidern. "Alles von den dummen Nonnen geschenkt gekriegt. Die brauchen solche Sachen bald nicht mehr. Wenn der Förster die tausend Taler zusammen hat, gehen sie ins Kloster. So viel müssen sie einzahlen, und eine Wäscheaussteuer müssen sie auch mitbringen. Ach, und was für Zeug! Alles schneeweißes Leinen, eine Verschwendung. Jetzt sitzen die beiden schon seit Wochen und nähen. Zwei Dutzend Bettbezüge müssen sie haben." Sie hielt inne und horchte: "Hör bloß, wie sie fromme Lieder dabei singen. Die Kascha kann wie ein Engel singen und hat Zöpfe, die reichen bis hierher." Dabei faßte sie sich an den Hintern.

In diesem Augenblick betrat Loloscha den Stall und schimpfte: "Da kann ich lange am Fenster sitzen und warten, bis die erste Mistkarre aus dem Stall kommt. Stehen herum und erzählen sich Geschichten! Wenn du krüppeliges Aas den Jungen von der Arbeit abhältst, kriegst du's mit dem Ochsenziemer. – Los, ran an die Arbeit!"

Josepha half mir den Mist auf eine Karre laden, und ich fuhr ihn auf den Hof.

Mittags saßen wir alle um den Tisch in der Küche. Die Zwillinge sprachen erst abwechselnd ein langes Tischgebet, dann durften wir anfangen. Es gab Stampfkartoffeln mit Sauerkraut und Bohnen. Wir durften so viel essen, wie wir wollten. Josepha aß drei Teller voll, und Frau Freitag mahnte: "Friß nicht soviel, nachher kannst du dich wieder nicht von der Stelle rühren und kriegst Bauchschmerzen. Außerdem ist es Sünde, wenn einer unmäßig im Essen und Trinken ist." Doch Josepha stopfte den Kartoffelbrei weiter in sich hinein, ohne sich um die Mahnung zu kümmern. – Ich hatte meinen Teller schon leergegessen und sah fragend auf Frau Freitag.

Sie ermunterte mich: "Lang zu, Theo, von dem bißchen kannst du doch nicht satt sein. Mußt noch wachsen, und draußen wartet viel Arbeit auf dich."

An beide Giebel des Hauses waren Schuppen angebaut. In dem einen waren Ackergeräte und mein Bett untergebracht. Im anderen zerkleinertes Brennholz und Josephas Bett. In den Bretterwänden meines Schuppens klafften handbreite Löcher, die die Fenster ersetzten. Ich hatte einen Strohsack, ein Federkissen und ein Federbett. Wenn mich die Flöhe nicht so sehr geplagt hätten, wäre ich zufrieden gewesen. Ab und zu schleppte ich das ganze Bettzeug hinter die Scheune und drosch mit langen Zweigen darauf herum. In der nächsten Nacht war es dann immer zum Aushalten.

Einmal sagte Josepha: "Du mußt neben dein Bett eine Schüssel mit Wasser stellen, da hopsen die Flöhe rein und versaufen." Ich befolgte ihren Rat und stellte die Nacht über zwei Futtereimer und noch eine Wanne voll Wasser neben mein Bett. Josepha hatte recht; denn manchen Plagegeist fand ich tags darauf ertrunken.

Am Morgen nach dem ersten Schneegestöber war ich fast eingeschneit, deshalb schleppte ich jeden Abend mein Bettzeug in den Pferdestall und bereitete mir auf der Futterkiste ein Lager.

Die Kiste war jedoch zu kurz, und wenn ich mich ausstreckte, baumelten meine Beine in der Luft. Aber leider fand sich im Stall kein anderer Platz.

Gegenüber dem Pferdestall stand der Kuhstall, und im Schuppen daneben waren eine Menge Hühner untergebracht. Aber nicht alle übernachteten im Schuppen; manche saßen auf den Seitenbrettern der Ackerwagen, auf Leitern und sogar auf den Bäumen.

Eines Morgens gab es Geschrei. In der Nacht hatte ein Fuchs mehrere Hühner abgewürgt und einige verschleppt. Wir konnten die Blutspur bis zu der Stelle im Wald verfolgen, wo er die Hühner aufgefressen hatte. Am anderen Morgen bot sich uns das gleiche Bild. Der Förster tobte und schwur allen Füchsen blutige Rache. Es half nichts, der Fuchs holte sich jede Nacht seinen Braten. Nun versuchten wir die Hühner abends in den Stall zu scheuchen, erreichten aber dadurch nur das Gegenteil. Die Tiere schwirrten empört gackernd aus dem Schuppen, flogen auf die Dächer und auf die Zäune und ließen sich nicht einfangen. Erschöpft brach der Förster die Hetzjagd ab und knurrte: "Wart, du Räuber, deine Stunde hat geschlagen."

Abends saßen wir beide auf der Futterkiste im Stall und spähten durch die halbgeöffnete Tür zum Hühnerschuppen hinüber. Der Förster hielt seine Schrotflinte zwischen den Knien und brummte immerzu: "Wenn er bloß kommen wollte –" Gegen Morgen lehnte er die Flinte an die Wand und sagte: "Ich gehe meine Pfeife holen, pass inzwischen gut auf, und wenn sich was rühren sollte, dann schrei, damit der Räuber wenigstens nicht zu seinem Braten kommt. Faß mir aber die Flinte nicht an, die ist geladen."

Ich hatte seine Flinte schon oft in der Hand gehabt und wußte genau Bescheid. Gern hätte ich auch einmal damit geschossen, hatte aber noch keine Gelegenheit gefunden. Kaum war Freitag aus dem Stall, hielt ich sie schon in der Hand, entsicherte sie und zielte auf alle möglichen Gegenstände. Die Dämmerung brach an, aber nichts rührte sich, und auch der Förster ließ sich nicht wieder sehen. Ich starrte über den Hof auf den Hühnerstall, dessen Umrisse ich nur undeutlich erkennen konnte. Plötzlich krächte ein Hahn. Gleich darauf fuhr mir ein Schreck in die Glieder. Deutlich sah ich einen Schatten über den Misthaufen schleichen. Schon wollte ich schreien, besann mich aber und dachte: Wenn ich jetzt den Fuchs totschieße, dann werden alle staunen, und der Förster wird mich gewiß belohnen. Ich hob die Flinte, meine Hände zitterten. Nun schob ich den Lauf aus der Tür, stützte ihn gegen den Posten, zielte und drückte ab. Als der Schuß krachte, fiel mir die Flinte vor Schreck aus den Händen.

Der Förster stürzte aus dem Haus und schrie noch im Laufen: "Großer Gott, was hast du angestellt?"

"Der Fuchs ist tot!" schrie ich zurück.

"Wo?" – "Dort!"

Auf dem Misthaufen zappelte ein Tier. Der Förster stürzte hin, hob das zappelnde Vieh in die Höhe und stöhnte: "O Gott o Gott!" Ich hatte einen Hahn angeschossen. Mir zitterten die Knie. Zu meiner Verwunderung lachte der Förster, warf mir den Hahn zu und sagte: "Hack ihm den Kopf ab, damit er sich nicht quält."

Zwei Nächte hintereinander ließ der Fuchs unsere Hühner in Ruhe, aber in der dritten schleppte er wieder in Huhn fort. Jetzt schickte mich der Förster zum Grafen Kolsowski und ließ um einen Spürhund bitten. Der Verwalter löste einen Hund von der Kette und machte ihm klar, daß er mir folgen solle. Erst wollte er nicht, aber nachdem ihn der Verwalter angeschrien hatte, lief er artig neben mir her.

Zu Hause setzte ihn der Förster auf die Fährte. Der Hund führte uns kreuz und quer durch den Wald und blieb dann plötzlich vor einem Fuchsbau stehen. "Da hätten wir den Räuber", sagte Freitag und schickte mich zur Försterei, um Loloscha und zwei Spaten zu holen. Nun verstopften wir alle Eingänge des Baus bis auf zwei, an denen Loloscha und ich zu graben angingen. Der Förster saß auf einem Baumstumpf und hielt die Flinte schußbereit auf den Knien. Auch der Hund schaute uns zu, wie wir schwitzend die Röhren aufwühlten. Plötzlich spitzte er die Ohren, duckte sich. Augenblicklich stand der Förster auf, hob die Flinte und kommandierte: "Hinlegen!" Wir warfen uns auf die Erde und schielten nach den offenen Röhren. Eine Weile blieb alles ruhig, aber dann schoß Reineke heraus. Zweimal knallte ein Schuß, der Hund stob davon, kam aber kurze Zeit später mit eingezogener Rute wieder zurück.

"So ein Pech", schimpfte mein Pate und wollte heim. Aber der Hund wollte nicht. Er schnupperte an einem Loch herum und sah dem davonlaufenden Förster traurig nach. Ich rief: "Warten Sie, der Hund riecht was!" Er blieb sofort stehen und sagte: "Weitergraben!"

Eine Stunde später spitzte der Hund wieder die Ohren, und dann wiederholte sich alles noch einmal. – Traurig gingen wir nach Hause. Am traurigsten schien mir der Hund zu sein. Immerzu schielte er den Förster an, als ob er sagen wollte: Du bist mir schon einer, man muß sich ja schämen. Ganz umsonst war unsere Arbeit aber nicht gewesen, denn Reineke ließ sich nicht wieder auf unserem Hof sehen.

Eines Tages fragte mich Freitag, ob mein Vater bis zu seinem Tod gesoffen hätte. Ich sagte: "Nein, aber Zank und Streit hat es bis zum Schluß gegeben."

Er meinte: "Dein Vater war gar nicht so schlecht, aber deine Mutter war nicht die rechte Frau für ihn. Sie ist ein Jammerweib. Sie muß ihm hart zugesetzt haben, daß er mit ihr nicht zurechtkam. – Ich habe das ganze Haus voll Weiber und saufe nur ab und zu." Nach einer Weile fügte er hinzu: "Ein Glück, daß dein Vater rechtzeitig aus Doruchow verschwunden ist. Graf Kolsowski wußte wohl, daß er ihm aufgekauert hatte, und wollte ihn wie einen Hund niederschießen. Was wäre dann aus euch geworden?"

Ich erwiderte: "Ach, wir wären auch ohne ihn fertig geworden. Anna und Mariechen wären dann nicht gekommen, und meine Mutter hätte uns schon groß gekriegt."

"Eine gute Meinung hast du nicht von deinem Vater – !"

Der letzte Schnee war schon längst geschmolzen, Pflanzen und Tiere erwachten zu neuem Leben. Die Bäume kleideten sich in ein zartes Grün. Die Schwalben waren auch wieder heimgekehrt und bauten unter dem Stalldach ihre Nester. Die Stare zankten sich mit den Spatzen um die Nistkästen, die der Förster überall angebracht hatte. Ein Storchenpaar klapperte auf dem Scheunendach und besah sich kopfschüttelnd den Schaden, den die Winterstürme am Nest angerichtet hatten.

Ich stand auf dem Hof und sah ihnen zu, aber meine Gedanken waren weit fort, zwischen Merseburg und Mücheln. Da wurde ich aus meinen Träumereien aufgeschreckt. Josepha stand vor mir, deutete auf das Storchenpaar und sagte: "Alle haben ihren Kerl, aber zu mir kommt keiner, bloß weil ich ein krummes Bein habe. Du schaust mich auch nicht an –"

Ich tröstete sie: "Mal wird schon einer kommen, mußt eben warten. Wenn ich älter wäre, würde mich dein krummes Bein nicht stören." Zu spät merkte ich, daß ich eine Dummheit gemacht hatte, denn Josepha sah mich verlangend an, ihre Augen füllten sich mit Tränen und ihr Mund zuckte. "Ach ja," sagte sie, "bist noch etwas zu jung. Aber du bleibst vielleicht noch lange genug, um es zu machen!"

Als ich abends in meinem Bett lag, ging die Schuppentür leise auf, und jemand schlich auf mich zu. Ich zitterte vor Angst und dachte: *Vielleicht ein Mörder*. Schon wollte ich um Hilfe schreien, da erkannte ich Josepha. "Ach, du bist es," sagte ich erleichtert, "was willst du hier? Wenn dich jemand sieht, denken sie wunder was. Wenn du wenigstens die Schuppentür hinter dir zugemacht hättest."

"Ach," sagte sie, "die schlafen schon alle, und der Förster ist hinter den Holzdieben her."

"Was willst du von mir?"

"Ich wollte dich nur was fragen", erwiderte sie zaghaft.

"Was?"

Sie atmete schwer, schob ihre Hand unter meine Decke, streichelte mich am Bauch und sagte: "Vielleicht bist du gar nicht zu jung, willst du's nicht mal versuchen? Wenn's halt nicht geht, warten wir noch."

Ich stieß ihre Hand fort und drohte: "Ich bin kitschig, – wenn du nicht aufhörst, schreie ich –"

Sie ließ mich in Ruhe. "Tu das nicht," flüsterte sie ängstlich, "sonst kriege ich Prügel." Aber dann bat sie wieder: "Probier doch einmal."

"Nein. Nachher kriegst du ein Kind, und ich muß dich heiraten und darf nicht in die Fremde."

"Ach, du bist dumm! Ich esse Wacholder und hopse über den Wiesengraben, da geht es weg."

"Du kannst ja gar nicht hopsen, du hast ein krummes Bein!"

"Doch, ich kann!"

Da fuhren wir erschrocken zusammen. Der Förster polterte in den Schuppen und brüllte: "Du verfluchtes Schwein, du Odmiana, du schamloses Frauenzimmer! Einen unschuldigen Jungen verführen! Hol dich der Teufel!" Er packte sie, zerrte sie hinaus, stieß sie über den Hof in den Kuhstall und verrammelte hinter ihr die Tür. Ich lauschte atemlos, hörte sie jammern und schreien.

Jetzt schien der ganze Hof lebendig zu werden. An der offenen Schuppentür huschten Lichter vorüber. *Sie gehen mit der Laternen in den Stall*, dachte ich, schlich zur Tür und spähte mit klopfendem Herzen hinaus. Loloschka trug einen Strick. "Mein Gott", flüsterte ich und dachte an meinen Vater. Ich sah mich wieder auf unsere Bank geschnallt. Da hörte ich fürchterliche Schreie. *Wie die brüllen kann*, dachte ich, *wie eine Kuh beim Kalben. Wenn die bloß aufhören wollten! Wenn sie nur den Mund hielte, dann würden sie denken, daß sie schon tot ist und aufhören. Nein, ist die dumm. Sie schreit immer noch!* – Ich hielt mir die Ohren zu und schimpfte vor mich hin: "Halt doch endlich deinen Mund, du dummes Luder. Halt den Mund, dann hören sie gleich auf."

Als ob sie mich gehört hätte, verstummte Josepha plötzlich. –

Nun ging die Stalltür auf. Zuerst kam Loloscha mit der Stalllaterne heraus, dann der Förster mit leeren Händen. Ihm folgte Antoscha mit aufgelösten Haaren, in der Hand den Ochsenziemer. Die soll später Nonne werden, eine Barmherzige Schwester, dachte ich bekümmert.

"So," sagte Antoscha, den Ochsenziemer schwingend, "der hab ich's gegeben. Die wird lange daran denken, so ein gottloses Frauenzimmer." Ich kroch ängstlich in mein Bett und horchte, ob sie nicht auch noch zu mir käme. Erst als die Tür des Wohnhauses zuschlug, atmete ich auf.

Am anderen Morgen kam ich verängstigt zum Frühstück; aber Antoscha streichelte mir nur den Scheitel: "Armer Junge, danke der Mutter Gottes, daß sie dich rechtzeitig beschützt hat. Wenn Vater nicht dazugekommen wäre, mein Gott, mein Gott, was wäre geschehen? Nicht auszudenken! Aber ich hab ihr sündhaftes Fleisch gekennzeichnet, kannst sie dir nachher im Stall ansehen. Und das in unserem gesegneten Haus! Allmächtiger Gott, wende dein Angesicht nicht von uns." Sie faltete die Hände, starrte die Decke an, und ihre Augen füllten sich mit Tränen.

Nach dem Frühstück ging ich in den Stall. Josepha lag an einem Wandhaken festgebunden im Mist. Ihr Gesicht war angeschwollen und mit blauroten Striemen bedeckt, ebenso ihre dicke, weiße Brust unter der zerrissenen Bluse. Ich sah auf ihre zerschlagenen Hände und sagte mitleidig: "Hättst du bloß die Schuppentür zugemacht –" Sie blickte mich nur stumm und dankbar an. Gegen Mittag mußte ich anspannen und dem Förster helfen, sie auf den Mistwagen zu heben. Ich hatte Stroh draufgelegt, aber Freitag sagte unwillig: "Das hättest du dir sparen können." – Er brachte sie zu ihrem Vater. Ich hörte nie mehr von ihr.



Am Sonntag darauf sollte ich zur Beichte. Um meine viel zu lange Hose hatte sich bisher noch niemand gekümmert. Nachdem ich mir meine Schuhe geputzt hatte, bürstete mir Frau Freitag den Anzug und guckte in meine Ohren. "Ach du lieber Gott", sagte sie, spuckte auf ihren Schürzenzipfel und wischte sie mir damit aus. Dann schenkte sie mir einen Pfennig, schob mich zur Tür hinaus und rief hinter mir her: "Das du mir auch alles beichten tust! Steck das Geld in den Klingelbeutel! Und hast du auch ein Taschentuch?"

Ich sagte: "Nein."

"Lauf schon, sonst kommst du nicht zurecht."

Ich war schon fast ein ganzes Jahr nicht zur Beichte gegangen. Nun war es höchste Zeit; denn wer länger als ein Jahr dem Beichtstuhl fernbleibt, schließt sich von selbst aus der Kirche aus. Ich überdachte alle Sünden des letzten Jahres. Am meisten machte mir die Sache mit der Josepha zu schaffen. Ich wußte nicht wie ich mich ausdrücken sollte. Schließlich hatte ich einen Einfall. Ja, so wird es gehen, dachte ich.

Vor dem Beichtstuhl stand oder kniete eine lange Menschenreihe. Endlich war ich dran, kniete mich mit klopfendem Herzen vor das Gitter und stotterte: "Ich – ich –", aber dann kamen mir plötzlich die Worte fließend aus dem Mund: "Ich hab den Vater Lubin nicht gerettet; in der Schule eine geladene Patrone explodieren lassen; mit Iwan das Heu in die Bartsch geschmissen; ein Stück von meiner Suse gegessen,

dabei Pschakreff gesagt; dem Knecht den Rest von der Suse ins Gesicht geworfen, der Bäuerin den Löffel; aber nachher habe ich alles wieder ausgespuckt."

"Wer war die Suse?" fragte der Pfarrer.

"Ein Rehkitz", und ich fing an, ihm die traurige Geschichte zu erzählen, aber er wollte nichts hören und fragte: "Was noch?"

"Meinem Vater neun Taler unterschlagen, aber – "

"Mußt sie ihm wiedergeben und um Verzeihung bitten."

"Ja", sagte ich, und er fragte wieder: "Was noch?"

Ich hatte vergessen, was ich ihm noch sagen wollte, und dachte angestrengt nach.

Er wurde ungeduldig: "Das nächste Mal mußt du dich besser vorbereiten. Nun, was hast du noch?"

Da sagte ich schnell: "Ich habe mit der Josepha Schweinerei gemacht, aber sie hat angefangen, hat mich am Bauch gekitzelt." Ich verstummte, mein Herz pochte.

Er fragte: "Wie alt war die Josepha?" – "Zwanzig."

"So, – solche Gesellschaft mußt du in Zukunft meiden, und merke dir: Bei der Beichte darfst du keine Namen nennen. – Bete drei Vaterunser als Buße."

Ich durfte gehen. In der Nähe des Altars kniete ich nieder, betete schnell die aufgetragenen Vaterunser und bat danach meinen Vater wegen der neun Taler um Verzeihung. "Das Geld kann ich dir ja nicht wiedergeben, denn du bist ja leider schon tot", flüsterte ich.

Als mir der Kirchendiener den Klingelbeutel vor die Nase hielt, überlegte ich: *Gibst ihm, oder gibst ihm nicht?* Er aber konnte nicht so lange warten, deshalb bekam er nichts.

Vor der Kirche standen eine Menge Menschen und diskutierten eifrig über die Predigt. Ein Photograph versuchte dabei ein paar Aufnahmen zu machen, aber die Leute wollten nicht. Ich schlich mich neugierig heran.

"Na, Junge, soll ich ein paar Bilder von dir machen? Mutter wird sich freuen. – Hast du Geld?"

Ich nickte stumm. Er stellte mich an die Kirchenmauer und sagte: "Mußt ganz stramm stehen, wie ein Soldat."

Er knipste, nahm mir einen halben Taler dafür ab und sagte: "Nächsten Sonntag kannst du die Bilder abholen."

Abends saßen wir alle um den Tisch in der Küche. Antoscha sagte: "Endlich ist es soweit, daß wir der sündigen Welt den Rücken kehren können, um unser Leben dem Herrn zu weihen."

"Hoffentlich bereut ihr es nicht", meinte mein Pate.

"Niemals, denn wir fühlen uns berufen."

Freitag sagte: "Mir wäre wohler, wenn ihr euch nicht berufen fühltet, aber nun ist es ohnedies zu spät. Das Geld habe ich eingezahlt, und was sie einmal in den Fängen haben, geben sie nicht wieder heraus. Euer Erbteil ist schon im Kloster, und ein Zurück gibt es nicht mehr. – Hoffentlich könnt ihr dort genauso faulenzten wie zu Hause."

Am nächsten Morgen brachte der Förster sie mit Körben und Kisten zur Bahn. Kaum waren sie abgefahren, bemerkte Frau Freitag: "Die werden sich noch wundern; gebratene Tauben werden ihnen dort nicht in den Mund fliegen." Dann seufzte sie: "Die Nonnen sind fort, Josepha mußten wir vom Hof jagen, und die Ernte steht vor der Tür. Wir werden uns nach einer anderen Magd umsehen müssen."

Ich dachte an Suse, sagte schnell: "Ich weiß eine tüchtige Magd, sie würde sofort herkommen, aber ich müßte sie holen."

Als ich zum Abendbrot kam, sagte der Förster: "Meine Frau hat mir von der Magd erzählt, was ist das für ein Frauenzimmer?"

Ich überhäufte sie mit Lob: "Sie ist so gut und fromm, arbeitet wie ein Pferd und hat obendrein Hohe Schule besucht."

Er lachte: "Donnerwetter, eine Magd mit Schulbildung, da bin ich aber neugierig. Wie kriegt man denn so ein Wundertier her?"

"Sie hätte einen Grafen heiraten können, aber sie hat ein Gelübde getan, will nur als Magd arbeiten und sterben."

"So was soll es auch geben", sagte der Förster und fragte: "Kann sie wenigstens lesen und schreiben?"

Ich sah ihn verächtlich an: "Sie könnte als Lehrerin gehen, wenn sie nur wollte."

"So, – da könnte sie auch meine ganze verflixte Schreibe machen, und ich brauchte mich damit nicht mehr zu plagen."

Ich strahlte: "Ach, das bißchen Geschreibe macht ihr gar nichts aus, die macht noch andere Sachen."

"Wo wohnt sie denn?"

"Ganz in der Nähe, wo meine Mutter wohnt."

"Ach, wo denkst du hin, ich gebe doch nicht so viel Geld für eine Reise aus, obendrein noch für dich mit. Du lügst mir wohl was vor, willst bloß deine Mutter besuchen, was?"

"Nein, ich habe mir einen halben Taler gespart, das reicht für die Hinreise, und die Rückreise zahlt die Magd. Die hat ja so viel Geld."

"Junge," warnte Freitag, "wenn du mir was vorgeschwatzt hast, dann kannst du was erleben. – Wann willst du fahren?"

"Morgen."

"Na schön, fahr! Inzwischen werde ich den Ochsenziemer gut einschmieren."

Mir hüpfte vor Freude das Herz. – Am nächsten Morgen saß ich schon im Zug nach Mittwaldau. Das heißt, ich saß im Abort des Zuges und heulte. Was hatte ich mir bloß eingebrockt. Wenn er die Suse sieht, kriegt er einen Schreck, dachte ich. Und wer weiß, ob sie überhaupt schreiben kann? Ach, und ihre Hände! – Bis Mittwaldau wird sie auch nicht laufen können. – Wie krieg ich sie von *der Kralle* los? Wenn der mich erwischt, o Gott o Gott. Da fielen mir noch die gestohlenen Eier ein, und ich heulte zum Gotterbarmen. Schließlich schöpfte ich doch wieder Mut. Ja, die Mutter mußte mir helfen.

Suse retten

Den Kopf gesenkt, ging ich in Schielunke die Dorfstraße entlang. Plötzlich blieb ich stehen. War das möglich? Dort, wo einmal unsere Hütte gestanden hatte, lagen nur noch morsche Balken, Ziegelsteine und Stroh. Der Besitzer hatte die Bude abreißen lassen; niemand wußte, wo meine Mutter hingezogen war. Man sagte mir, sie sei heimlich davongegangen, um die Mietschulden nicht bezahlen zu müssen. Ich rannte zum Dorfschulzen. "Nein, abgemeldet hat sie sich noch nicht. Aber sie wird es wohl noch nachholen." –

Ich saß auf dem Abortdeckel der Bahnhofstoilette in Mittwaldau und heulte bis zum Abend. Hunger hatte ich auch. Da erinnerte ich mich an mein Geld, das ich auf der Brust trug, stellte mich mit dem Rücken gegen das Schlüsselloch, damit mich niemand beobachten konnte, und nahm ein paar Groschen aus dem Tuchlappen. Zwei Semmeln stillten meinen Hunger. Danach saß ich im Wartesaal und brütete. Verloren sah ich dem Treiben auf dem Bahnhofsvorplatz zu. Ein alter, klappriger Landauer mit einem halbverhungerten Pferdchen brachte Fahrgäste. Schon wollte er wieder abfahren, als ich schnell hinauslief und den Kutscher fragte: "Kann Ihr Pferd sechs Stunden hintereinander laufen?"

"Wohin willst du?" – "Nach Stanki."

"Dahin sind es keine sechs Stunden. Zwei hin, zwei zurück. Wann willst du hin?"

"Jetzt gleich."

"Im Dunkeln kostet es fünf Groschen mehr."

"Was kostet es bei Tage?"

"Vier Mark."

"Dann fahre ich lieber am Tag; – nein, ich muß nachts hin."

"Haste Geld?"

"Ja, aber nur vier Mark."

"Hm, gib her und steig ein."

"Ja, gleich, – warten Sie einen Augenblick, ich hole es eben vom Bahnhofsvorsteher. Der Mann mit der roten Mütze ist nämlich mein Onkel."

"Donnerwetter, da staune ich."

Ich lief wieder auf den Abort, wickelte zwei Taler aus dem Lappen, wechselte erst am Fahrkartenschalter und hielt dem Kutscher das Geld vor die Augen. "Wohnt dein Onkel auf dem Abort?" fragte er.

Ich bekam einen roten Kopf, sagte schnell: "Er mußte gerade mal."

"Ach so," sagte er, "na, dann gib das Geld erst her."

Ich reichte ihm zwei Mark. – "Vier", sagte er.

"Die anderen zwei kriegen Sie erst, wenn wir zurückfahren. Sie müssen nämlich mindestens eine Stunde im Wald auf mich warten."

"Sage mal, wen willst du denn da mitten in der Nacht abholen? Willst eine Ziege stehlen?"

"Nein, die Suse."

"Was ist das für ein Tier?"

"Eine Frau."

"Was hat die Frau verbochen, daß sie bei Nacht und Nebel fortlaufen muß?"

"Ach, die hat bloß ihren Vater umgebracht."

"O Matko Bosko!"

"Aber das war ein schlechter Mensch, ein Säufer."

"O Matka –"

"Suses Matka hat er vorher umgebracht und zwei kleine Kinder dazu."

"Jesus, Jesus!"

"Dem Bruder hat er das Bein gebrochen."

Er warf mir die zwei Mark an den Kopf und drosch wie ein Wilder auf den armen Gaul los.

Traurig ging ich wieder in den Wartesaal. Sowas einem alten Mann zu erzählen – den hätte der Schlag treffen können! Als ich wieder aus dem Fenster sah, fuhr eine geschlossene Pferdedroschke vor. Ich stürzte hinaus, fragte: "Was kostet eine Fahrt nach Stanki und zurück?"

"Jetzt gleich?" – "Ja."

Der Kutscher betrachtete mich geringschätzig und fragte: "Haste Geld?"

"Ja, drei und eine halbe Mark." – "Zu wenig."

"Ihr Freund, der alte Mann mit der Pudelmütze, wäre für einen Taler gefahren, aber ich wollte nicht, denn sein Pferd war so verhungert."

"Ach, der! Der verdirbt alle Preise. Na schön, gib her und steig ein."

Ich gab auch ihm nur zwei Mark und sagte: "Den halben Taler kriegen Sie nachher, aber Sie müssen mindestens eine Stunde im Wald warten."

"Wenn du für die Stunde fünf Groschen bezahlst, die ganze Nacht."

"Zwei", sagte ich. – "Drei", sagte er.

"Zweieinhalb", sagte ich.

"Na schön, zweieinhalb Groschen."

Wir fuhren los. Ich saß träumend in den weichen Polstern und kaufte *der Kralle* die Suse ab. Als der Wagen über die Wurzeln polterte, schrak ich auf und schrie: "Mehr als einen Taler geb ich nicht aus."

Der Kutscher hielt sofort an und rief über die Schultrier: "Drei fünfzig haben wir ausgemacht."

"Ja, drei fünfzig; sind wir nicht bald da?"

"Noch ein halbes Stündchen."

"Halten Sie im Wald vor dem Dorf; die Leute sollen nicht sehen, daß ich meine Mutter mit so einem feinen Wagen abhole."

"Ja, ja," sagte er stolz, "so einen guten Wagen hat nicht jeder." – Der Wagen hielt zwischen dichten Tannen. Ich stieg aus und wollte loslaufen. Er schrie: "Halt! Erst das Geld."

"Nein, nachher sind Sie nicht mehr da –"

"Nachher kommst du nicht zurück!"

"Doch!"

"Wo wohnt deine Mutter?"

"Bei *der Kralle*."

"Kenne ich nicht."

"Das ist mein Onkel, ein guter Mann. Der hat bloß so'n komischen Namen."

"Ach so, – na dann lauf schon."

Ich lief über die Felder und näherte mich von hinten der Scheune. Als ich mich an meinen Selbstmordversuch erinnerte, zitterte ich vor Angst. Vorsichtig schlich ich um die Scheune herum, stand atemlos vor dem Tor. Ängstlich sah ich auf das nahe Wohnhaus; das Herz schlug mir bis zum Hals. "*Vater unser, Vater unser, der du bist ...*" Vorsichtig drückte ich gegen die kleine Tür im Scheunentor. Als sie knarrte, hielt ich erschrocken inne. Wenn mein Herz bloß nicht so laut pochen wollte! Das mußte ja jeder hören und *die Kralle* hört doch so gut, dachte ich verzweifelt. *Heiliger Josef, heiliger Antonius, heiliger ...* – Wen kann man bloß bei sowas noch anrufen?

Ich schob die Tür Zoll um Zoll auf, zwängte mich durch den Spalt und drückte sie vorsichtig wieder zu.

Ich stand auf der Tenne. Angespannt lauschte ich in die Finsternis. Immer noch klopfte mir das Herz im Hals. Da hörte ich es im Stroh rascheln. Werden die Ratten sein, die kennen mich, freuen sich wohl, daß ich wieder da bin.

"Suse – !"

Wie das schallt! Wenn das *die Kralle* hört. Nein, so geht das nicht. Wenn ich nur wüßte, wo sie liegt. Mein Gott, wie soll ich sie nur in der großen Scheune finden?

Womöglich schläft sie oben auf den Bansen. Vielleicht schnarcht sie? Ich horchte, tastete mich ein paar Schritte vor. Da raschelte es in allen Ecken. Ich sah nichts, hört aber, wie die Ratten von den Bansen auf die Tenne hopsten. Daß die Suse den Krach nicht hört?

Plötzlich wußte ich, wie ich es machen mußte, um sie aufzuwecken, ohne daß *die Kralle* es merkte. So wie die Ratten es machten. Aber lauter. Ich strich mit den Händen über das Stroh, schlug mit den Fäusten darauf, horchte – – nichts.

Schließlich packte ich ein Strohbündel und schleuderte es auf die Bansen, noch einmal, immer wieder. – Da, ein Stöhnen. Worte, liebe, wohlbekannte Worte: "Wollt ihr gleich Ruhe geben, ihr Bande, was ist denn heute in euch gefahren?"

"Suse!"

"Barmherziger Gott, seine Stimme; seine Sterbestunde. Er kommt sich verabschieden. – *Barmherziger Gott, gib seiner armen Seele den ewigen Frieden!*"

"Suse! – Ich bin's."

"Herr, sei seiner Seele gnädig!"

"Suse, ich komme dich holen."

"Vater, vergib mir meine Schuld."

Nein, so geht es nicht, dachte ich verzweifelt, die ist ja nicht bei Verstand. O Gott, was mache ich nur? Ich kroch auf allen vieren über die Bansen, dorthin, wo ihre Stimme zu hören war.

"Komm, mein Junge, komm, Theo. Du hast mir versprochen, daß du mich holst, und nun willst du dein Versprechen einlösen. – Nimm deine Suse mit, ich fürchte mich nicht vor dir. Komm!" Sie verstummte.

In einer Mulde bewegte sich etwas. Endlich! Ich kroch auf sie zu. "Komm, Suse, steh auf, ich nehme dich mit; im Wald wartet ein Wagen auf uns. Komm, fürchte dich nicht. Ich bin nicht tot, ich bin kein Geist."

Als ich ihren Arm berührte, zuckte sie zusammen, flüsterte: *"In deine Hände ..."* Da rüttelte ich sie: "Hör endlich mit dem Quatsch auf, komm schnell, der Wagen wartet, ich muß zweieinhalb Groschen für die Stunde bezahlen."

"Was für ein Wagen?"

"Eine alte Kutsche aus Mittwaldau, mit einem schwarzen Gaul davor, – komm, steh doch schon endlich auf."

"Schwarzer Gaul? – Vater erbarme dich meiner!"

Jetzt wurde ich wütend und puffte sie in die Seite: "Wenn du jetzt nicht gleich aufstehst, werfe ich dich von den Bansen herunter, – los!"

Sie befühlte meine Hände, betastete mein Gesicht. "Er ist warm, er lebt." Schluchzend drückte sie mich an ihre Brust.

Ich mußte ihr erst eine lange Geschichte erzählen, bevor sie begriff, was ich vorhatte. Dann war sie wieder ganz die alte Suse. "Wenn er dich bloß nicht erwischt. Ach, wenn du erst glücklich aus dem Dorf wärst!"

Der Kutscher war eingeschlafen und erwachte erst, als wir in den Wagen stiegen. Ich konnte ihr Gesicht nicht sehen, befühlte vorsichtig ihre Hände. Sie mußte erraten haben, was mich bewegte, denn sie sagte: "Im Sommer ist es nicht so schlimm, da verheilen sie immer."

Später sagte ich: "Du mußt dem Förster das Geschreibsel machen –", und wartete ängstlich auf ihre Antwort.

Es dauerte lange. Endlich hört ich sie sagen: "Was man einmal gelernt hat, vergißt man nicht so schnell. Ich habe gut gelernt, viel gelernt."

Der Kutscher setzte uns vor dem Bahnhof ab. Der Wartesaal war geschlossen. Ich zerrte Suse in den matten Schein einer Laterne: "Ich muß doch sehen, wie du aussiehst. Oh, mein Gott!" Gleich dachte ich wieder an den Ochsenziemer. Wir stellten uns in den Schatten einer Mauer. Als es hell wurde, sagte ich: "So kannst du nicht in den Zug. Die merken gleich, was mit dir los ist. Der zweite Zug geht um elf Uhr, vorher muß ich noch in die Stadt. Du mußt dich so lange im Abort verstecken, und wenn dich jemand fragt, sag, du seiest meine Mutter."

"Wenn ich damals saubere Lumpen auf dem Leib gehabt hätte," sagte Suse, "hätten sie mich nicht so bald wieder eingefangen,"

"Geh, setz dich auf den Abortdeckel, schlaf ein bißchen." –

Ich ging langsam zur Stadt und berechnete meine bisherigen Ausgaben. Dann sagte ich laut: "Neun Taler gleich siebenundzwanzig Mark. Ab sieben Mark vierzig, bleiben neunzehn Mark sechzig. Der unterschlagene Opferpfennig dazu, macht neunzehn Mark einundsechzig." Plötzlich fiel mir etwas ein. Ich lief zurück, brach von einem Strauch eine kurze Rute ab, steckte sie der Suse durch die Tür und flüsterte: "Nimm Maß von deinem Fuß, schnell!" –

Ich wartete ungeduldig vor einem Trödlerladen. Wie lange die Leute in der Stadt nur schlafen! Bestimmt ist das Sünde. Endlich ging die Tür auf. Eine alte Frau reckte sich auf der Schwelle und gähnte. "Was treibst du dich schon am frühen Morgen vor meinem Laden herum?" fragte sie. "Mach, daß du weiterkommst."

"Ich will was kaufen!"

"Da bin ich aber neugierig, komm rein. Was willst du denn?"

"Ein Kleid für meine Mutter, sie hat Geburtstag."

"Wie groß?"

"Bißchen größer, aber nicht so dick wie Sie."

"Hier, fast neu, hat nur ein paar kleine Mottenlöcher, nicht der Rede wert. Drei Taler, fünf Groschen."

"Zwei Taler."

"Sowas gibt es bei mir nicht."

"Dann gehe ich woanders hin."

"Na schön, – vielleicht tue ich ein gutes Werk."

"Noch ein Kopftuch und ein paar Schuhe." Ich reichte ihr den Stock: "Hier ist das Maß. Messen Sie richtig, damit sie nachher nicht drücken, und gute Sohlen müssen sie auch haben." Ich erinnerte mich, wie Suse über die Leiter auf den Heuboden geklettert war, und sagte: "Meine Mutter trägt auch Hosen."⁴

"Muß eine feine Frau sein; ich trage keine. Sollst alles haben. So, macht zusammen neunzehn Mark zwanzig."

"Soviel hab ich nicht!"

"Wieviel hast du denn? Zeig her."

"Ich hab's auf dem Bauch, drehen Sie sich um."

"Damit du was mopsen kannst! Dreh du dich um, wenn du dich schämst." Ich drehte mich um, ließ einen Taler unter mein Hemd rutschen und gab ihr den Rest. "O je, kannst du nicht die Hose hierlassen? Zu was braucht deine Mutter eine Hose?"

"Sie hat eine schwache Blase."

"Das hättest du gleich sagen müssen. Da braucht sie was Warmes."

Schon wollte ich den Laden verlassen, da fiel mir noch was ein. Ich legte das Paket auf den Tisch und sagte: "Meine Mutter hat kein Hemd – aber Geld habe ich auch nicht mehr."

Die Frau sah mich mißtrauisch an, sagte: "Wenn ihr so arm seid, daß deine Mutter nicht einmal ein Hemd hat, dann möchte ich wissen, wo du das viele Geld her hast. Hast es gestohlen?"

Ich bekam einen roten Kopf. "Ich hab's gefunden!" – Sie schob das Paket unter den Ladentisch und erwiderte: "Hol erst mal deine Mutter her, sonst kriege ich womöglich noch Ärger."

Ich bekam es nun mit der Angst und stotterte: "Meine Mutter ist verreist."

"Ach, wie du lügen kannst. So, jetzt weiß ich Bescheid. Wenn du nicht gleich eingestehst, daß du es gestohlen hast, hol ich eine Pickelhaube." Sie ging zur Tür.

"Bitte nicht, ich sag alles. Ich hab's dem Vater unterschlagen."

"O Matko! Und ich hab gedacht, daß ich ein paar Groschen verdient habe. Jetzt muß ich deinem Vater das Geld wieder zurückgeben."

"Er ist schon tot, und die Sünde hab ich schon gebeichtet."

⁴ Gemeint sind unterhosen bzw. unterhemd ("Hemd").

"Nein, ich glaub dir's nicht. Hol deinen Vater her."

Mir kamen die Tränen. Ich bettelte: "Geben Sie mir das Paket, meine Mutter sitzt auf dem Bahnhof im Abort, und wir müssen um elf mit dem Zug mit!"

"So, jetzt langt's mir! – Christian! –Christian! Komm mal schnell in den Laden." Auf einen Krückstock gestützt humpelte ein alter Mann herein. Sie erzählte ihm alles. Er kratzte sich am Kopf, legte seinen Arm väterlich um mich und mahnte: "Sag mir die Wahrheit, dann kann ich dir vielleicht helfen."

Ich erzählte ihm von der Suse. Als ich zum Schluß aufsah, merkte ich, daß die Frau weinte. Sie packte noch zwei Hemden dazu, reichte mir das Paket, schob mich zur Tür hinaus und sagte: "Geh mit Gott, Junge, und grüße deine Suse recht schön!"

Mi dem Paket unterm Arm lief ich vergnügt zum Bahnhof, klopfte zaghaft an der kleinen Tür und reichte Suse das Paket. Es dauerte sehr lange, bis Suse vom Abort kam, aber dann tanzte ich vor Freude. Suse weinte, und ich wußte nicht, weshalb. Dann holte ich die Fahrkarten, ging mit ihr in den Wartesaal und kaufte für den Rest meines Geldes zwei Tassen Kaffee und Semmeln.

Als der Zug abfuhr, dachte ich an die Fremde, und meine Hand suchte den Tuchlappen auf der Brust. Ich fühlte den unterschlagenen Opferpfennig. "Ach ja", seufzte ich. Aber Suses strahlendes Gesicht entschädigte mich.

Auf dem Heimweg von der Station erzählte ich Suse von Antoscha und Kascha. "Die armen Mädchen," sagte sie, "wenn ich schon dagewesen wäre, wären sie nicht ins Kloster gegangen."

Als wir uns dem Försterhaus näherten, pochte mein Herz doch ...

Wir saßen um den Tisch in der Küche. Suse unterhielt sich eifrig mit dem Förster. Ich hörte aufmerksam zu und freute mich, daß sie so klug antwortete. Sie einigten sich auf dreißig Taler jährlich. Frau Freitag bestrich Suse das Brot mit Butter und forderte sie auf, tüchtig zu essen. Suse strahlte. Nachdem Essen klopfte mir der Förster auf die Schulter und sagte: "Ich glaub, man kann sich auf dich verlassen." Dieser Tag war einer der glücklichsten meines Lebens.

Am nächsten Sonntag holte ich meine Bilder vom Photographen. Als ich sie sah, stieg mir das Blut in den Kopf. Vor einer Mauer stand ein mickriges Kerlchen mit krummen Beinen. Von der Schulter hingen ein paar lange Ärmel herunter, und die Hände waren nicht zu sehen. Ein Auge hatte der Junge zugekniffen, und das andere war von einer Haarsträhne halb verdeckt. Mir kamen die Tränen. "Das bin ich nicht!" schrie ich den Photographen an und wollte mein Geld wiederhaben. Aber er lachte mich aus und sagte: "Was kann ich dafür, daß du einen viel zu großen Anzug anhast."

Ich schlich über die Felder nach Hause. Am meisten ärgerten mich die krummen Beine. Ich streifte die Hosen hoch und betrachtete meine Waden. Befriedigt stellte ich fest: die Beine sind gerade, nur die Hosen sind schuld. Ich überlegte, wie ich die Hosenbeine kürzer machen könnte. Schere oder Messer hatte ich nicht. Endlich kam mir ein guter Einfall. Ich markierte mit einem Kalkstückchen die richtige Länge, lief in die Scheune und zog die Hose aus. Vorsichtig legte ich sie in die Lade der Häckselmaschine und drehte das Rad mit dem Schneidemesser so lange, bis der weiße Strich zum Vorschein kam. Leider war die Hose dabei etwas verrutscht, und als ich sie wieder anzog, merkte ich, daß ein Bein kürzer war. Trotzdem war ich mit meiner Arbeit zufrieden.

Als Suse die ausgefransten Hosen bemerkte, schlug sie die Hände über dem Kopf zusammen: "Junge, was hast du da angestellt! So kannst du doch nicht herumlaufen. Wenn du im Bett liegst, bring ich sie in Ordnung." Am anderen Morgen waren meine Hosenbeine gesäumt.

Der Roggen war reif, wir brauchten ein paar Männer zum Mähen. Mein Pate sagte: "Geh ins Dorf und sag dem Fliegenschlecker, daß er morgen kommen soll. Er wohnt gleich hinter der Schenke."

Die Mütze in der Hand, betrat ich das massive Häuschen. Mitten in der Stube saß ein kräftiger Mann und fertigte Körbe aus Wurzeln. In einer Ecke lag ein Schwein, und auf einem Regal turnte ein zahmes Eichhörnchen. Ein Rabe putzte auf der offenen Kammertür seine Federn, und eine Menge Kaninchen hopsten in der Stube umher. Jetzt kam aus der Kammer eine Ziege und beschnupperte mich. Und dann kroch auch noch ein schwarzer Pudel unter dem Tisch hervor, um mit einer Katze zu spielen.

"Sind Sie der Herr Fliegenschlecker?" fragte ich.

Er lachte: "Ich heiße nicht so, bin aber der Fliegenschlecker."

Ich richtete meine Bestellung aus, und er versprach zu kommen. Seine freundliche Art gefiel mir, und ich machte keine Anstalten zu gehen, sondern betrachtete interessiert seine Tiere. Auch die vielen fertigen Körbe und schön verzierten Körbchen hatten es mir angetan.

"Gefällt es dir bei mir?" fragte er und fügte hinzu: "Ein bißchen unordentlich, aber ich habe keine Frau."

"Warum heiraten Sie nicht?"

Er lachte: "Die ich haben wollte, wollte auch noch ein anderer, und die mich haben wollte, ist vorher gestorben."

Das Schwein war herangekommen und schubste ihn mit dem Rüssel. "Laß mich jetzt in Ruhe, Suse", sagte er unwillig.

"Ein Schwein kann doch nicht Suse heißen", rief ich empört.

Er sah mich verwundert an: "Nanu, warum denn nicht?"

"Die Suse ist eine gute Frau und kein Schwein." – Ich mußte ihm von ihr erzählen. Zum Schluß sagte ich: "Wenn Suse hier wäre, würde es nicht so unordentlich aussehen."

Er lachte wieder: "Deine Suse muß ja ein tüchtiges Weib sein. Na," sagte er, "ich werde sie ja morgen sehen, und wenn du recht hast, dann werde ich wohl mein Schwein umtaufen müssen."

Am nächsten Tag half ich Suse das Mittagessen aufs Feld tragen. Vorher hatte ich die Förstersfrau über den Fliegenschlecker ausgefragt und erfahren, daß er beim Essen die Fliegen mit dem Löffel totschlage und dann aufesse.

Suse und ich mußten warten, bis die Männer mit dem Essen fertig waren, um das Geschirr wieder mitzunehmen. Der Fliegenschlecker saß etwas abseits, und wir sahen ihm voller Erwartung zu. Kaum hatte sich eine Fliege auf den Tellerrand gesetzt, schlug er blitzschnell mit dem Löffel zu, wischte ihn am Hosenbein ab und aß ruhig weiter. Er war darin so geschickt, daß ihm selten eine Fliege entwischte. Suse war empört: "Pfui, das dürfen Sie nicht tun."

Die anderen lachten und belehrten sie: "Gib dir keine Mühe. Der Fliegenschlecker frißt die Fliegen schon seit Jahren, und niemand hat es ihm bisher abgewöhnen können; auch du schaffst es nicht."

Suse verteidigte ihn: "Das stimmt ja gar nicht, er macht sie nur tot, weiter nichts! Aber schön ist es trotzdem nicht." Dabei sah sie den Fliegenschlecker vorwurfsvoll an. Er blickte kurz auf und senkte den Kopf.

Wieder setzte sich eine Fliege auf seinen Teller. Schon hob er den Löffel, zielte. Da rief Suse: "Schämen Sie sich." Sofort ließ er den Löffel sinken. Bald bemerkten wir noch mehr Fliegen auf dem Tellerrand. Er blickte verzweifelt zu Suse hinüber, aber die schüttelte nur den Kopf. Da schob der Fliegenschlecker den Teller von sich und legte den Löffel weg. Die Männer lachten. Jetzt setzte sich Suse neben ihn, verscheuchte die Fliegen und drückte ihm den Löffel wieder in die Hand. Er warf ihr einen dankbaren Blick zu und aß weiter.

Auf dem Heimweg erzählte ich ihr von seiner Wohnung. "Da müßte mal eine Frau hin und ordentlich aufräumen; ein Mann weiß sich da keinen Rat", sagte sie.

"Wenn du sonntags aus der Kirche kommst, kannst du ja mal zu ihm gehen, am Nachmittag hast du doch frei."

Suse gab mir keine Antwort, aber ich merkte, daß sie nachdachte. Zu Hause fragte sie Frau Freitag nach dem richtigen Namen des Fliegenschleckers.

"Johann Walzak heißt er."

Nach Feierabend sagte ich: "Herr Walzak, am Sonntag nach der Messe kommt Suse zu Ihnen aufräumen."

"Ach je", meinte er und fügte hinzu: "Du kannst ruhig Johann zu mir sagen und ihr bestellen, daß ich mein Schwein umtaufen werde."

Am Sonntag darauf sollte ich zur Frühmesse und Suse zum Hochamt. Ich bettelte jedoch so lange, bis wir zusammen gehen durften. Nach der Messe zog ich sie zu Walzak. Als sie sich sträubte, sagte ich: "Nun komm schon, er hat uns beide zur Taufe eingeladen."

Sie blieb stehen und fragte erstaunt: "Nanu, ich denke, er ist gar nicht verheiratet?"

"Ach, der will bloß sein Schwein umtaufen."

"Aus dir soll einer klug werden", erwiderte Suse und folgte mir scheinbar widerwillig. Als sie seine Stube betrat, schlug sie die Hände über dem Kopf zusammen und stöhnte: "Ist sowas möglich?"

Ich sah, daß Vater Walzak schon aufgeräumt hatte. Suse krepelte sich die Ärmel hoch und bat um einen Sack, den sie sich als Schürze vorband. Sie entdeckte eine halbgefüllte Schnapsflasche, auf die ein Papierstreifen geklebt war. Er war mit sieben waagrechten Strichen versehen.

"Schnaps trinken Sie auch?" fragte Suse enttäuscht.

Walzak zeigte auf die Striche und entschuldigte sich: "Bloß drei Schluck am Tag, schauen Sie hin. Jeden Sonnabend hole ich eine neue und – und – "

"– und heute haben wir erst Sonntag, und es fehlen schon drei Striche", ergänzte Suse.

"Ja," sagte er schuldbewußt, "bin schon einen Tag voraus, muß eben wieder einsparen, sonst hab ich die letzten Tage nichts."

Ich hatte leider keinen Ausgang und wollte mich verabschieden, doch Suse sagte: "Ich denke, du bist zur Taufe eingeladen?"

Walzak sah uns verwundert an. Da erinnerte ich ihn.

"Ach ja, wie sag ich nur jetzt zu dem Schwein?"

Ich schlug vor "Kralle".

"Nein," protestierte Suse, "Schweine müssen einen besseren Namen haben." Da sagte ich "Josepha" und bereute gleich meinen Vorschlag; aber die beiden waren schon einverstanden, und Walzak rief: "He, Josepha, du Sau, komm mal her!" Das Schwein rührte sich nicht. "Wird's schon noch lernen", sagte er und griff nach der Flasche. Als ich schon hinter der Tür war, hörte ich Suse sagen: "Aber nur einen Schluck." –

Alle vierzehn Tage hatte Suse einen freien Sonntagnachmittag. Der Förstersfrau hatte sie vorgeschwindelt, daß sie im Wald spazierenging, aber ich wußte es besser.

Christliche Leute

Endlich hatte ich Nachricht von Mutter. Sie schrieb: *"Wir wohnen jetzt in Kenchen, eine Stunde nördlich von Mittwaldau. Hab's ein bißchen weit in die Kirche, aber ich konnte so schnell nichts Besseres finden. Mußte raus aus Schielunke, sonst wäre mir die Bude auf den Kopf gefallen. Hätte Dir schon längst geschrieben, aber wozu? Du bist doch in guten Händen, nicht wahr? Wenn Marthel Geld schickt, komme ich Dich besuchen. Dein Pate wird Dir gewiß schöne Sachen gekauft haben, da werde ich Dich bestaunen."*

Inzwischen hatte ich schon neun Pfennig Opfergeld gespart. Auf die Rückseite meiner Photographie klebte ich eine Fünfpfennigmarke und schrieb dazu: "Diesen schönen Anzug hat mir mein Pate gekauft, obwohl ich noch kein Jahr hier bin. Außerdem hat er mir noch einen alten Mantel umnähen lassen, aber den krieg ich erst zu Weihnachten, als Lohn fürs nächste Jahr. Genau weiß ich es aber nicht. Mußt nicht denken, daß ich so krumme Beine habe. Daran sind nur die langen Hosen schuld. Nachdem ich sie mit der Häckselmaschine abgeschnitten habe, sind meine Beine wieder gerade. Komm recht bald her."

Wir waren alle beim Kartoffelbuddeln. Plötzlich reckte Suse den Hals und rief: "Wir bekommen Besuch."

Über die Felder eilten zwei Frauen auf das Forsthaus zu. "Wer mag das bloß sein?" fragte Frau Freitag. "Lauf ihnen schnell entgegen und frage, was sie wollen."

Kurz vor dem Hof traf ich auf die Frauen und traute meinen Augen nicht. Es waren Antoscha und Kascha, aber in Zivil.

"Du bist immer noch bei uns?" staunte Antoscha. "Sind unsere Eltern da?"

Ich gab ihnen Bescheid und sie forderten mich auf, ihre Mutter zu holen.

"Ach," sagte Frau Freitag, "die Nonnen wollen uns besuchen, na, da bin ich aber neugierig."

"Ich glaube, sie sind für immer heimgekommen. Sie tragen keine Nonnentracht, haben ein Bündel auf dem Rücken und sehen sehr traurig aus."

"Das fehlte noch", rief sie entsetzt und lief über die Felder davon.

Suse sagte: "Nicht mal ein halbes Jahr haben sie ausgehalten, und ich war sechs Jahre im Kloster." Ich sagte: "Wenn Freitag nach Hause kommt, kriegt er einen Herzschlag."

Der Förster tobte fürchterlich, seine Frau kreischte, und die Zwillinge weinten. "Es war nicht auszuhalten", jammerte Kascha.

"Wir sind doch keine Dienstboten", protestierte Antoscha; "vom frühen Morgen bis in die späte Nacht nur beten und arbeiten, das hält keiner auf Dauer aus!"

"Dabei haben wir tausend Taler eingezahlt", empörte sich Kascha.

Der Förster schlug mit der Faust auf den Tisch: "Jetzt könnt ihr Betteln gehen, euren Teil habt ihr weg!"

"Alles hat das Kloster gefressen", jammerte Frau Freitag dazwischen.

"Was wollt ihr jetzt anfangen?" fragte der Vater verzweifelt. Kascha flüsterte verschämt: "Heiraten."

"Ja, heiraten", bestätigte Antoscha.

"Und was ist mit eurem Gelübde?"

"Ach, die Mutter Gottes hat auch den Heiland geboren und ist doch eine Heilige geblieben. Die Ehe ist ja von Gott eingesetzt."

"Und um zu dieser Erkenntnis zu kommen, müsstet ihr erst ins Kloster gehen und ich tausend Taler bezahlen, was?" schrie der Vater.

"Heiraten?" lachte Loloscha schadenfroh. "Heiraten wollen sie jetzt, wo sie nichts mehr haben als ein paar Lumpen auf dem Leib. Vielleicht bildet ihr euch auf eure geraden Nasen was ein? Aber da habt ihr euch verrechnet; die Burschen warten gerade auf euch. Hahaha!"

"Du halt bloß deinen Mund," schrie Antoscha, "und wenn du zweitausend Taler hast, mit deiner krummen Nase nimmt dich doch keiner."

"Das sag noch einmal!"

"Antoscha hat recht", hetzte Kascha. Dafür fuhr ihr Loloscha in die Haare und schrie: "Ihr Frauenzimmer, ihr faules Pack!" Das wieder kränkte Antoscha, und sie half ihrer Schwester, die Loloscha zu zausen.

"Ihr verfluchten Nonnen!" tobte der Förster; die Mutter lachte und hetzte: "Gib's ihnen, Loloscha, gib's ihnen tüchtig, damit sie sich merken: Du bist die Erbin des Hofes, und die Nonnen haben hier nichts mehr zu suchen."

Der Vater wollte die Mädchen auseinanderbringen, bekam aber dabei einen Stoß vor die Brust, daß er bis an den Ofen zurücktaumelte. Nun war's mit seiner Beherrschung aus. Er riß den Ochsenziemer von der Wand und drosch unbarmherzig auf die Barmherzigen Schwestern los. Darüber freute sich Frau Freitag und hetzte wieder: "Gib's ihnen, Theophil, gib's ihnen tüchtig! Solche Frauenzimmer! Gib's ihnen feste!" Leider war sie in ihrem Eifer zu nahe

herangekommen und mußte auch mit dem Ochsenziemer Bekanntschaft machen. Sie bekam Schreikrämpfe und fing an, sich die Kleider vom Leib zu zerren.

In diesem Augenblick mischte sich Suse ein. O Gott, dachte ich, jetzt geht sie auch noch dazwischen. Aber Suse hielt nur den Arm des Försters fest und beschwichtigte ihn: "Seien Sie doch vernünftig, Herr Förster. Ihre Töchter sind unschuldig. Danken Sie Gott, daß Sie Ihre Kinder wieder daheim haben. Ich weiß Bescheid. Ich war sechs Jahre im Kloster. Ich kann Ihnen Sachen erzählen ..."

Der Förster ließ den Ochsenziemer fallen, griff sich an die Brust und stöhnte: "Mein Herz, o Gott, mein Herz." Suse führte ihn an den Tisch und drückte ihn auf einen Stuhl.

"Was sagst du?" staunten die ehemaligen Nonnen, "du warst im Kloster?"

"Ja." – "Und du bist auch fortgelaufen?" – "Ja."

"Nicht wahr, Suse, das ist einfach nicht zum Aushalten?" heulte Kascha. "Erzähle alles meinem Vater, damit er's glaubt, wie sie uns im Kloster zugesetzt haben."

"Sprich schon", ermunterte sie der Förster, und Suse erzählte. Erst wollte sie nichts von ihrem Vater sagen. Aber die Weiber ließen sie nicht in Ruhe, bis sie alles wußten.

"Jetzt hast du dir was eingebrockt", flüsterte ich Suse zu. Freitag hatte es aber doch verstanden und fuhr auf: "Sieh mal an. Du hast alles gewußt und uns diese Vaternörderin doch ins Haus gebracht?"

Ich versuchte ihm klarzumachen, daß Suse vollkommen unschuldig sei und für ihre Sünden schon genug gebüßt habe. Aber es half nichts. Alle rückten von ihr ab, und der Förster sagte: "Vaternord bleibt Vaternord. Da gibt es nichts zu beschönigen. In meinem christlichen Haus ist kein Platz für so ein Weib. Bring sie wieder dahin, wo du sie hergeholt hast, und damit basta."

Ich bat Frau Freitag für Suse um Gnade. Sie schüttelte den Kopf. Ich bettelte die Zwillinge an: "Habt Erbarmen mit ihr! Sie hat euch doch nur helfen wollen, sonst hätte sie den Mund gehalten. Suse ist gut, sie tut niemandem etwas zuleide. Helft ihr doch, laßt sie nicht fortgehen!"

Ich wollte Antoscha die Hand küssen, aber sie stieß mich zurück, sagt böse: "Wer so einen Menschen noch verteidigt, ist nicht viel besser. Kein Wunder, daß du mit Josepha solche Schweinereien gemacht hast."

Der Förster sagte: "Gleich morgen schreib ich deiner Mutter, was für einen gottverlassenen Sohn sie hat. Sie wird dir schon die Hosen strammziehen. Eigentlich müßte ich ihr diese Arbeit abnehmen, denn du hast keinen Vater mehr." Dann dachte er eine Weile nach und fragte: "Du hast mir erzählt, daß du mit Suse vorher zu Hause warst. Hat denn deine Mutter nicht gewußt, was das für eine ist?" "Ja", log ich trotzig. "Mutter weiß alles."

"O Mutter Gottes!" stöhnte Frau Freitag, "da soll sich noch einer auskennen."
Da erwachte in mir erst recht der Trotz: "Wenn meine Mutter geahnt hätte, was für erbarmungslose Menschen Ihr seid, hätte sie mich erst gar nicht hierherkommen lassen, und auch die Suse hätte sie vor Euch gewarnt."
Der Förster sprang hoch: "Du verfluchter Bengel – willst du uns vielleicht belehren? Hol dich der Teufel! – Aber ist ja kein Wunder, Peter war ja dein Vater!"
"Sie haben erst vor kurzem gesagt, daß mein Vater gar nicht schlecht war, und auf einmal sollen wir beide nichts wert sein?"
"Macht, daß ihr aus unserem christlichen Hause kommt, aber sofort, sonst helfe ich mit dem Ochsenziemer nach!"
"Dann gebt mir meinen Lohn."
"Was? Hab ich dir nicht den Anzug gekauft, he? Und dir meinen Mantel umnähen lassen? Dabei hast du nicht einmal das Fressen verdient!"
"Dann geben Sie mir wenigstens den Mantel heraus, Sie haben ihn eingeschlossen."
"Nichts kriegst du! Den solltest du erst zum Winter bekommen, als Lohn für's nächste Jahr. – Raus!"
"Raus!" sagten die Nonnen.
Am Tor drückte uns Loloscha die Hand und tröstete uns: "Wenn ich schon verheiratet und Herrin auf dem Hof wäre, würde ich euch beide behalten, aber ich habe ja noch nichts zu bestimmen."

Wir gingen mit hängenden Köpfen über die Felder dem Dorf zu. Ich schielte Suse vorwurfsvoll an. Sie merkte es und sagte: "Ja, Junge, ich habe eine Dummheit gemacht. – Du bist der einzige, der mich bisher nicht verdammt hat. Alle fürchten sich vor mir, dabei kann ich keiner Fliege etwas zuleide tun."
"Es gibt noch zwei Menschen, die die Sache mit deinem Vater nicht stört." Und ich erzählte ihr von den beiden Krämersleuten in Mittwaldau, vergaß auch nicht zu erwähnen, daß sie mir zum Schluß die zwei Hemden für sie mitgegeben hatten. Ihre Augen strahlten. Sie drückte mir die Hand und sagte: "Du glaubst gar nicht, wie wohl das tut."
Kurz vor dem Dorf setzten wir uns in den Graben und berieten unsere Lage. Ich hatte genau vier Pfennige in der Tasche und Suse knapp eine Mark. Ich erinnerte mich an meine Tante Wanda und tröstete sie: "Bleib solange hier sitzen, ich gehe meine Tante fragen, ob sie uns nicht für eine Nacht aufnehmen will. Vielleicht gibt sie uns auch das Fahrgeld bis Mittwaldau."
"Ach," sagte Suse, "wegen der einen Nacht brauchst du deine Tante nicht zu belästigen. So kalt ist es noch nicht, wir können im Strohschober übernachten."
"Und morgen? Was machen wir morgen, wenn wir kein Fahrgeld haben?"

Suse zuckte mit den Schultern. Ich stand auf und wollte gehen, da zupfte sie mich am Hosenbein: "Ich wüßte, wer ..." Sie verstummte.

"Sag schon, wer uns helfen könnte."

Sie winkte hoffnungslos ab und flüsterte: "Es geht nicht, Junge, wegen der Leute. – Geh schon, deine Tante wird dich vielleicht aufnehmen. Ich warte hier solange."

Ich ging durch das finstere Dorf. Aus einem Fenster fiel der Schein einer Petroleumlampe. Ich spähte durch die Scheiben. Eine Bauernfamilie saß beim Abendbrot. Sogleich erinnerte mich mein Magen daran, daß ich hungrig war. Wir hatten den ganzen Tag Kartoffelkörbe zum Wagen geschleppt, und dann hatten sie uns ohne Abendbrot davongejagt wie ein paar Verbrecher. Suse wird auch Hunger haben, dachte ich traurig und ging schneller. Aber gleich blieb ich wieder stehen und überlegte. Ich war die ganze Zeit nur zweimal bei der Tante gewesen. Sie lebte immer noch in großer Armut. Die erwachsenen Kinder waren in der Fremde, kümmerten sich nicht um die Mutter. Ein Mädels hatte die englische Krankheit⁵ gehabt und lag gelähmt im Bett. Drei andere waren auch noch zu ernähren. Tante Wanda arbeitete als Tagelöhnerin auf dem Gut. Die Kinder waren sich selbst überlassen. – Sie hatte mir nicht einmal eine Tasse Kaffee angeboten, mich nicht danach gefragt, ob es mir bei Freitags gut ginge, ob ich Hunger hätte. Als ich sie das letztemal gleich nach der Messe besucht hatte und etwas länger blieb, bemerkte ich zu spät, daß sie mich gern los sein wollte. Sie wollten zu Mittag essen und fürchteten, mir etwas abgeben zu müssen. Das Essen war schon längst fertig, und als ich immer noch nicht ging, stellte sie schließlich die Kohlrübensuppe auf den Tisch und sagte: "Ach, Theo, hätte ich nur geahnt, daß du heute zu uns kommst, so hätte ich etwas mehr gekocht. Auf eine Kohlrübe wäre es mir nicht angekommen, obwohl ... ja, Junge, es sind schlimme Zeiten. Der unselige Krieg will kein Ende nehmen, und der Wazeck hat mir nur die Hälfte von meinem Deputat gegeben, weil er alles abliefern muß. Und Brot haben wir auch knapp, obwohl es nach der Ernte ist." Da war ich traurig fortgegangen und hatte mich nie wieder sehen lassen.

"Nein," sagte ich laut, "lieber schlafe ich im Strohschober und laufe morgen zu Fuß nach Mittwaldau. Wenn ich über Laski und Schwarzwald gehe, spare ich mindestens einen Tag." Aber da fiel mir Suse ein. Nein, so weit konnte die nicht laufen. Mich packte die Verzweiflung. Ich machte mir schon Vorwürfe, weil ich sie von *der Kralle* fortgeholt hatte. Dort hätte sie wenigstens ein Dach über dem Kopf gehabt. "*Guter Gott, erbarme dich unser*", betete ich.

Mit gesenktem Kopf ging ich wieder zurück. Immerzu dachte ich an Suse, und als ich ihren dunklen Schatten im Graben hocken sah, erinnerte ich mich an ihre

⁵ Rachitis wurde bis ins 19. Jahrhundert *Morbus Anglorum* genannt.

Worte: *"Geht nicht, Junge, geht nicht, schon wegen der Leute!"* Zum Kuckuck noch mal, was gehen uns die Leute an? Mögen sie schwatzen, was sie wollen. Helfen tut uns ja doch keiner, dachte ich und ging zu Walzak.

Er saß am Tisch, schnitt mit einem großen Schlachtmesser kleine Stückchen Brot und Speck zurecht, spießte sie auf und schob sie in den Mund. Ich sah mich im Zimmer um. Das Schwein, die Ziege und die Kaninchen waren nicht mehr da. Nur der Hund lag unter der Bank, und der Rabe hockte auf der Tischkante und bettelte um Brot. Jetzt bemerkte ich auch die Katze auf Walzaks Schoß. Meine Augen suchten das Eichhörnchen. Walzak bemerkte es und klärte mich auf: "Der Hund hat es totgebissen; sie konnten sich schon immer nicht vertragen." Dann zeigte er mit einer Kopfbewegung nach draußen und fuhr fort: "Die anderen Viecher sind im Stall. Hab eben einen bauen müssen, deine Suse wollte es so haben." Dann fragte er besorgt: "Aber, Junge, wie siehst du denn aus? Hast du Kummer?" Er rückte mir einen Stuhl an den Tisch: "Nun erzähl doch schon, Junge, mir kannst du alles sagen, sprich, als ob ich dein Vater wäre." Oje, dachte ich, erzählte ihm aber doch alles – nein, nicht alles; Suses Vater erwähnte ich nicht. Aber er fragte: "Warum in aller Welt hat euch denn der Förster fortgejagt?"

"Das kann ich Ihnen nicht sagen, denn dann denken Sie von der Suse womöglich auch schlecht."

Walzak rief ärgerlich: "Von Suse werde ich niemals schlecht denken, mag sie sonst was ausgefressen haben. Das geht mich nichts an!"

"Das sagen Sie jetzt so, aber nachher denken Sie genauso wie die anderen."

Er fuchtelte mit dem Messer vor meinen Augen herum: "Du kennst den alten Walzak nicht, der denkt genau das Gegenteil von dem, was die anderen denken. Los, sprich, warum hat euch der Förster fortgejagt?"

Ich überlegte fieberhaft. Wenn ich schweige, wird er es über kurz oder lang doch erfahren, denn die Klatschmäuler halten ja doch nicht den Mund. Aber wenn ich's ihm sage, denkt er vielleicht genauso wie ich und die Krämersleute. "Sie hat ihren Vater umgebracht", sagte ich und wartete mit angehaltenem Atem auf seine Antwort.

Walzak kaute ruhig weiter, schluckte den Bissen herunter und erwiderte: "Ich glaube, du hältst mich zum Narren. – Aber trotzdem: Wenn jemand seinen Vater umbringt, dann tut er es nicht ohne Grund. Er kommt nur darauf an, was es für ein Grund ist."

Ich erzählte ihm alles, was ich wußte, Zum Schluß sagte ich: "Ich wollte meinen Vater auch schon einmal mit Tollkirschen vergiften."

"Hab von deinem Vater schon gehört. – Wo ist die Suse jetzt?"

"Sie sitzt vor dem Dorf im Graben."

Er sprang auf und griff nach seiner Mütze. "Komm", sagte er. Suse war nicht mehr da. "Da haben wir's, läßt sie hier sitzen, anstatt sie gleich mitzubringen." Wir gingen auf die Suche und fanden Suse in der ersten Strohmiete. Sie wollte nicht mitgehen, aber er sagte: "Sei jetzt still, Suse, nachher kannst du die ganze Nacht schwatzen." Er faßte sie um die Schulter und zog sie fort. Ich blieb ein wenig zurück und schlich hinter ihnen her. Walzak schob Suse ins Haus und verschloß die Tür hinter sich. "Ach ja", seufzte ich und wollte fortgehen. Aber kaum war ich aus dem Vorgarten heraus und wieder auf der Straße, da rief Suse: "Theo, wo bleibst du denn?" Ich versteckte mich hinter einem Baum. Suse lief auf die Straße und rief noch einmal nach mir. Ich dachte: Wenn er nicht auch ruft, gehe ich nicht. Da kam Walzak heraus, zog Suse mit sich und sagte: "Laß den Jungen nur laufen. Er ist wohl zu seiner Tante gegangen und kommt morgen bestimmt wieder her."

Ja, ich ging zu meiner Tante, denn ich fürchtete mich, allein im Strohschober zu übernachten. Bei Tante Wanda war es jedoch schon dunkel. Ich klopfte gegen die Scheibe.

"Wer ist da?" – "Ich, Theo."

"Ach, du lieber Gott, Julke, Theo ist da!"

Was hatte sie gesagt, Julke? Ach, das wird wohl ihre Tochter sein. Aber es klang so glücklich. Es war kaum anzunehmen, daß Tante Wanda über mein Erscheinen beglückt sein sollte. Herrgott, Herrgott, wenn es wahr ... da ging die Tür auf. "Theo!"

"Mutter!" Ich weinte vor Freude. Sie zog mich in die Stube; Tante Wanda machte Licht. "Gott, Junge," sagte Mutter, "die Ahnung hat dich wohl hergetrieben? Ich bin schon am Nachmittag angekommen, wollte hier übernachten und gleich morgen zu dir. Der weite Weg von der Bahn – Gott, Junge, meine Knochen werden langsam alt."

Dann schob sie mich von sich: "Laß dich mal ansehen. Bist du aber gewachsen! Das ist wohl der Anzug, – der Lohn fürs ganze Jahr?" Ich nickte. "Guck dir das an, Wanda! Für so einen Lumpen lassen sie ihn ein Jahr arbeiten. Mehr als fünf Taler hat der Anzug nicht gekostet."

"Drei", sagte ich.

"Hörst du, Wanda? Na, wartet, morgen könnt ihr was erleben."

Am nächsten Morgen ging Mutter zum Förster. Ich sollte mitkommen, weigerte mich aber. Kaum war Mutter fort, ging ich zu Walzak. Sie saßen beim Frühstück; Suse fütterte den Raben. "Mußttest du gestern abend gleich fortlaufen?" fragte sie. "Ich habe mir Sorgen gemacht."

"Ich habe bei meiner Tante übernachtet, hier war ja doch kein Platz für mich", sagte ich und blickte auf das einzige Bett.

Sie folgte meinen Augen und erwiderte verschämt: "Mußt nicht denken, daß ich da drin geschlafen habe –"

"Nein," bestätigte Walzak, ohne mich anzusehen, "sie hat in der Kammer auf Stroh gelegen."

"Meine Mutter ist da, und wir fahren noch heute nachmittag heim", sagte ich und fügte kleinlaut hinzu: "Aber ich hab ihr von dir noch nichts erzählt. Nachher, wenn sie vom Förster zurück ist, werde ich ihr alles sagen, und sie wird dich bestimmt mitnehmen."

Walzak blickte lächelnd zu Suse hin: "Ist nicht mehr nötig, Junge, deine Suse bleibt für immer bei mir. Ich laß sie nicht mehr fort."

"Aber was werden die Leute denken?" sagte ich.

Er erinnerte mich: "Ich hab's dir schon gestern abend gesagt: genau das Gegenteil von dem, was ich denke."

"Wollt ihr heiraten –?"

"Wir sind schon so gut wie verheiratet", fertigte er mich ab, und Suse senkte wieder verschämt den Kopf.

Der geräucherte Speck duftete so herrlich. Ich schielte verlangend danach. Suse bemerkte es und schob mich an den Tisch. "Greif zu, Junge, iß, was dir schmeckt." Aber ich traute mich nicht, sah fragend auf Walzak.

"Wenn meine Frau etwas sagt, ist es genauso, als ob ich es sage", beruhigte er mich. Nun kaute ich mit beiden Backen, und der Speck nahm zusehends ab. Zum Abschied sagte Suse: "Geh mit Gott, und wenn du mal in Not gerätst, dann komm zu mir."

"Ja," bestätigte Walzak, "wir sind immer für dich da."

Auch dieser Tag zählte zu den wenigen glücklichen meines Lebens.

"Denen hab ich's aber gegeben", sagte Mutter, als sie vom Förster zurückkam. "Die zehn Taler hier mußte er auch noch zuzahlen!"

"Und der Mantel?" fragte ich.

"Den Lumpen hab ich ihm an den Kopf geschmissen."

In der Bahn erzählte ich Mutter von der Suse, denn ich wollte wissen, was sie dazu sagte. Als sie von Suses Vater hörte, rief sie entsetzt: "Barmherziger Gott! Hast du denn vor dieser Frau keine Angst gehabt?"

Ich wollte Suse verteidigen, aber Mutter unterbrach mich: "Hab ich etwa weniger erdulden müssen? Was hat dein Vater alles mit uns angestellt; wie hat er dir zugesetzt! Aber ist dir auch nur einmal der Gedanke an so etwas gekommen? Nein, nicht wahr. Schon daran kannst du sehen, daß diese Suse nichts wert ist."

Damit hatte sie mich schwer getroffen, und ich sagte aufgebracht: "Ich wollte ihn auch einmal umbringen, mit Tollkirschen vergiften. Schade, daß ich es nicht getan habe."

"Jesus Maria", schrie Mutter, und alle Mitreisenden hoben den Kopf.

"Ja, schade!" wiederholte ich trotzig.

"Bist du still, was sollen die Leute denn von uns denken?" zischte sie.

Ich dachte an Walzak und sagte altklug: "Ich denke genau das Gegenteil von dem, was die Leute denken." Da bekam ich eine Ohrfeige.

Dann saß ich mit geschlossenen Augen neben Mutter, und es erging mir wie immer, wenn unter mir die Räder eines Eisenbahnzuges rollten. Ich träumte von der Reise in die Fremde. Fort, nur fort aus dieser Gegend, von diesen Menschen! Gewiß, die Großen hatten von der Fremde auch viel Schlimmes erzählt, aber das waren nur Lügen. Warum blieben sie denn nicht hier, warum hatten sie es immer so eilig, wieder fortzukommen? Nein, mich konnten sie nicht dumm machen. Sie hatten der Mutter nur was vorgestöhnt, damit sie nicht so viel Geld zu schicken brauchten. *Ach ja, ach ja, Fabriken, Kohlegruben, Arbeit, Geld – viel Geld – schönen Anzug – neue Schuhe – einen Hut – ja, einen schönen Hut mit einem Büschel hinten dran. Und – und: ja – und Kragen und Schlips; ja – mit roten Punkten. Alle werden "Sie" zu mir sagen, Sie – Sie – Herr – rattata – rattata – Halle! – rattata, rattata – Merseburg! – –*

"Ostrowo! Alles aussteigen, der Zug endet hier."

"Los, komm, Theo, wir müssen raus." *Ach ja, ach ja. Wie lange noch? Ein Jahr? Nein, länger! Ein, zwei, höchstens noch drei Monate dazu. Aber allerhöchstens.* Ich lief neben der Mutter über den Bahnsteig, sah nichts, rechnete nur, zählte die Monate, die Wochen, die Tage. Da fühlte ich einen heftigen Schlag gegen den Kopf. Nebel breitete sich vor meinen Augen aus, in meinen Ohren summte es: *– Ein Monat hat dreißig Tage – einunddreißig? Ach, der eine Tag. Also drei mal dreißig ist – – wieviel ist denn das nur? Mein Gott, laß mich doch in Ruhe! Gleich hab ich's raus: Dreißig mal drei und einunddreißig ist –*

Mutter zerrte mich hoch: "Was ist denn mit dir los, Bengel? Hast du keine Augen im Kopf? Rennst am hellichten Tag gegen eine Mast. Wie leicht hätt's dir den Kopf aufschlagen können." Sie fuhr mir über die Haare. "Hab ich's nicht gesagt? Ach Gott, ach Gott, ausgerechnet dieselbe Stelle, wo er dir mit der Latte ... Wenn das bloß wieder verheilt. Bengel, was habe ich für ein Kreuz mit dir." – "Sei still, Mutter, das verheilt bestimmt, muß verheilen!" *Ach ja, ach ja – drei mal dreißig Tage und – und noch ein ganzes Jahr. Halle – Merseburg – –*

"Sei still, Theo, weine nicht, so schlimm ist es nicht geworden."

Wir liefen durch Kenchen.

Vor einem langen Haus blieb Mutter stehen und sagte: "Hier wohnen wir, rechts ist unsere Stube und daneben unser Ziegenstall und Holzschuppen. Auf der anderen Seite wohnt Frau Kraske mit ihren zwei Kindern. Ihr Mann ist im Felde, aber sie ... komm erst mal rein, nachher erzähle ich dir, wie sie es treibt."

Wir betraten einen geräumigen Flur. Geradeaus war ein Backofen und rechts und links zwei Türen. Mutter öffnete die rechte Tür, blieb stehen, legte den Finger auf den Mund und horchte. Dann schob sie mich ins Zimmer und sagte: "Ich glaube, er ist schon wieder bei ihr. Paß auf, der bleibt wieder die ganze Nacht. So eine schamlose Person! Wenn das ihr Mann wüßte! Hätte ich nur seine Adresse –"

"Laß sie doch, Mutter, was geht uns das an."

"Du redest so, wie du es verstehst", zürnte sie. "In unserem Haus geschehen Dinge, die zum Himmel schreien, und ich soll dazu schweigen und diese Sünde weiterhin dulden! Nein, lange sehe ich mir das nicht mehr an. Jede Woche kommt dieser Kerl zu ihr, und sie versinkt nicht vor Scham in der Erde, fürchtet nicht den Zorn Gottes."

Ein paar Tage später war der Krach da.

"Die Augen aus dem Kopf müßten Sie sich schämen", schrie meine Mutter.

"Da geht Sie einen großen Schmutz an", erwiderte Frau Kraske.

"Ihr armer Mann ist zu be –"

"Ist vier Jahre im Feld, und ich bin nicht aus Holz, damit Sie's wissen, Frau, und lassen Sie mich bitte in Frieden."

Zwei Türen knallten zu, und im Flur war wieder Ruhe. In der Stube sagte die Mutter: "Sie ist nicht wert, daß man sich darüber aufregt."

Leider regte sich einige Monate später nicht nur die Mutter, sondern auch das halbe Dorf und sogar die Polizei über Frau Kraske auf.

Inzwischen war der Krieg zu Ende gegangen. Alle atmeten auf. "Wenn Erwin und Josef nicht noch in letzter Stunde was passiert ist, werden sie nun heimkommen", freute sich Mutter und fügte hinzu, indem sie mit dem Kopf nach der anderen Seite des Hauses wies: "Der wird auch bald zurückkommen, dann wird sie was erleben." Als erste kam Martha mit Sack und Pack aus Berlin. "Was glaubt ihr, was sich da tut? Nur mit Mühe und Not bin ich lebend herausgekommen. Ach, was die für Sachen machen! Reißen sich die Achselstücke von den Schultern, schießen mit Maschinengewehren aufeinander und, was die Hauptsache ist – den Kaiser haben sie fortgejagt!" Sie wühlte aufgeregt in ihrer Handtasche, brachte ein Bild zum Vorschein, fuchtelte damit herum und schrie: "Dem haben wir es aber gegeben! Wie ein Bettler ist er abgezogen. Da, guckt ihn an!"

Wir betrachteten neugierig das Bild. Mit einem Bündel auf dem Rücken, auf einen Krückstock gestützt, stand Kaiser Wilhelm der Letzte vor einem Wegweiser, der nach Holland zeigte. Darunter war zu lesen:

*"Sie holten mich von meinem Roß,
verjagten mich aus meinem Schloß;
des Volkes Geduld ist all' geworden,
es wollte ein End' dem Völkermorden.
Ach, der schöne Krieg ist aus,
und ich muß aus Deutschland raus,
Mich, den Kaiser von Gottes Gnaden,
will das deutsche Volk nicht haben."*

"Was die Menschen mit dem armen Kaiser nur machen. Er war doch von Gott eingesetzt, und niemand hat das Recht, ihn fortzujagen", meinte die Mutter.

Aber Martha wurde böse: "Du redest ein Blech zusammen, grad als ob du keinen Verstand hättest. Millionen Menschen hat der Kerl auf dem Gewissen, und du bedauerst ihn noch?"

"Naja, naja," beschwichtigte die Mutter, "aber jetzt, wo der Krieg zu Ende ist, könnten sie ihn doch in Frieden lassen. Es kommt alles so, wie Gott es will."

"Hör auf, dir ist nicht zu helfen; aber damit du's weißt, jetzt kommen die Arbeiter an die Regierung. Ein Sozialdemokrat wird an der Spitze stehen."

"Um Gottes willen!"

Martha stellte höhnisch richtig: "Nicht um, sondern durch Gottes Willen. Jetzt hat Gott eine Arbeiterregierung eingesetzt."

"Na siehst du, Martha, hab ich nicht immer gesagt, alles kommt von Gott!"

Wenige Tage später war Martha wieder fort. Niemand wußte, wohin sie gefahren war. Mutter wartete voller Sorge auf Erwin und Josef.

Endlich kam Nachricht von Erwin. Er hatte den Matrosenaufstand in Hamburg mitgemacht, war heil davongekommen und arbeitete schon seit Wochen im Geiseltal auf dem Abraum der Kohlegrube *Elissa* als Lokführer. Mein Herz klopfte vor Freude. Geiseltal lag zwischen Merseburg und Mücheln, im Land meiner Träume. – Er wird mir später helfen, dachte ich.

Grenzgänge

Der Krieg war aus, und doch ratterten eine halbe Stunde von uns entfernt die Maschinengewehre. Ein neuer polnischer Staat hatte sich gebildet, und nun zankten sich die Soldaten, die noch vor kurzem Schulter an Schulter an der Front gestanden hatten, um ein Stück Land, schossen aufeinander und bewarfen sich mit Handgranaten. Zwischendurch saßen der deutsche und der polnische Grenzschutz friedlich beisammen und rauchten Zigaretten. Dann befahl wieder irgend jemand zu schießen, und sofort versuchten sie, einander umzubringen. Das wiederholte sich mehrere Monate lang, dann wurde es ruhiger. An langen Stangen befestigte Strohwische markierten die neue Grenze. Auf beiden Seiten patrouillierten Soldaten und hinderten die Menschen, hinüberzugehen. Aber für ein paar Zigaretten und ein gutes Wort drückten sie meist beide Augen zu und ließen die Leute laufen, wohin sie wollten, obwohl es ohne Passierschein verboten war. Mutter jammerte immerzu, daß sie von ihrer Heimat abgeschnitten sei, und wollte hinüber, um sich drüben nach einer Wohnung umzusehen. Eines Morgens sagte sie: "Ich gehe rüber. Macht mir keine Dummheiten; es kann spät werden, bis ich wieder da bin. Zum Mittag kocht euch eine Mehlsuppe, und wenn ich zum Abendbrot noch nicht zurück bin, könnt ihr das Brot im Schrank aufessen. Aber zankt euch nicht darum."

Wir warteten und hungerten geduldig zwei volle Tage. Jeden Augenblick erwarteten wir Mutters Rückkehr. Aber am zweiten Abend vernichtete Mariechen mit ein paar Worten alle Hoffnungen. "Mutter ist schon längst tot", sagte sie und fing herzerreißend an zu weinen. Anna starrte mich fragend an, aber auch ich war so erschrocken, daß ich zunächst keine Worte fand. Plötzlich verstummte Mariechen, trocknete sich die Tränen und sagte befehlend: "So, jetzt bist du unser Vater; du bist der Älteste und mußt für uns sorgen. Gib mir was zu essen!" Als ich sie erstaunt ansah, zankte sie schon los: "Guck nicht so dumm, gib mir was zu essen!"

So eine freche Krabbe, dachte ich, holte eine Schüssel mit vertrockneten Kartoffelschalen, stellte sie ihr hin und sagte, auf ihren Ton eingehend: "Da, mein Kind, iß dich satt."

Und Mariechen stopfte zufrieden die rohen Kartoffelschalen in den Mund. Anna meinte: "Die Kubiaken hat einen Klaps gekriegt."

Mariechen schlief fest und ruhig die ganze Nacht; wir aber konnten vor Hunger nicht einschlafen.

Am anderen Morgen kochte ich den Rest Kartoffelschalen ab, tat etwas Salz dazu. Bei der Teilung zankten wir uns. Eine halbe Stunde später erbrach sich Anna. Mittags schimpfte Mariechen: "Sei nicht so faul, Theo, bring was zu essen, ich habe Hunger."

"Soll ich für dich betteln gehen?"

Anna sagte: "Bloß nicht, da schäme ich mir nachher die Augen aus dem Kopf."

Betteln galt als eine große Schande. Auch wäre es zwecklos gewesen, denn die Blockade der Alliierten hielt noch an, und jeder war froh, wenn er selber satt wurde. Außerdem waren wir in diesem Dorf noch fremd. Der einzige Mensch, den ich kannte, war Frau Kraske – und mit ihr waren wir verfeindet. Nachmittags klopfte ich trotzdem an ihre Tür. Sie ließ mich ohne weiteres ein, und ich erzählte ihr, daß Mutter verschwunden sei. Sofort gab sie mir einen Kanten Brot und sagte: "Teilt euch das, mehr kann ich euch nicht geben."

Am nächsten Morgen saß Mariechen hinter dem Ofen und lutschte an einem Stückchen Holz. Anna lag angezogen im Bett und erzählte andauernd von Brot und Kartoffeln. Am fünften Tag blieben sie beide im Bett. Anna starrte mit großen Augen die Decke an, und Mariechen versuchte vergebens, ein Lied zu singen. Ich holte Gras, schnitt es klein und kochte daraus Spinat. Wir kauten, ohne uns anzusehen. Kurze Zeit später erbrachen wir uns.

Als ich in allen Schränken und Winkeln nach etwas Eßbarem suchte, entdeckte ich die Kiste mit dem Schusterwerkzeug, die Paul heimgeschickt hatte, als er in die Fremde gefahren war. Der Gedanke, mir wie mein Bruder durch Schuhreparaturen ein paar Groschen zu verdienen, ließ mich nicht mehr los. In der Kiste lagen noch eine Menge Lederabfälle. Annas Schuhe hatten schiefe Absätze. Die ganze Nacht hindurch mühte ich mich ab, sie wieder gerade zu machen. Am anderen Morgen hatte ich es geschafft. Nun ging ich mit den Schuhen von Haus zu Haus, zeigte, was ich fertiggebracht hatte, berichtete von unserem Mißgeschick und bat um Arbeit. Mittags kam ich mit drei Paar alten, zerfetzten Schuhen nach Hause. Man hatte sie mir nur gegeben, weil nichts mehr daran zu verderben war. Ich machte die Absätze gerade, flickte die Nähte und nagelte auf die Löcher in den Sohlen Lederstücke. Dabei war ich eingeschlafen, und als ich erwachte, stand die Sonne schon hoch am Himmel. Ich wunderte mich, daß ein Paar Schuhe fertig waren.

Meine Schwestern im Bett wimmerten. Ich schlich leise aus dem Zimmer und lieferte die Schuhe ab. Die Bäuerin besah sich meine Arbeit von allen Seiten. Ich wartete zitternd vor Angst auf ihre Antwort. Es schien mir eine Ewigkeit, bis sie den Mund aufmachte. "Na ja, für den Stall kann man sie jetzt wieder gebrauchen. – Willst du dafür was zu essen haben?" Ich vergaß die Antwort. Aber sie ging schon

an den Schrank, drückte mir ein halbes Brot und eine Satte⁶ dicke Milch in die Hände. "Die Satte bring morgen zurück, und ein Paar Botten kannst auch wieder mitnehmen."

Ich taumelte nach Hause, verteilte die Milch in drei Schüsseln, brockte je zwei Scheiben Brot hinein und brachte sie meinen Schwestern ans Bett. Mariechen wartete erst gar nicht ab, bis sie einen Löffel bekam, sondern fischte das Brot mit den Fingern aus der Milch. Anna aber schüttelte schwach den Kopf und flüsterte: "Ich will kein Gras." Ich mußte ihr lange zureden, bis ich sie davon überzeugen konnte, daß es kein Gras war. Abends hatte ich schon das zweite Paar fertig und bekam dafür etwas Quark, einen Topf Milch und drei Handvoll Kartoffeln.

Meine Schwestern erholten sich sehr schnell, mich aber plagten immerzu Kopfschmerzen und Müdigkeit. Unsere Not war jedoch behoben. Vierzehn Tage später hatte ich schon einen kleinen Vorrat an Lebensmitteln beisammen. Als das Brennholz zur Neige ging, schickte ich die Mädels in den Wald. Sie waren sehr fleißig, und bald lag im Holzschuppen ein ansehnlicher Haufen trockener Knüppel.

Ich fragte in Mittwaldau nach meiner Mutter; aber als sie hörten, daß sie ohne Ausweis über die Grenze gegangen sei, zuckten sie bedauernd die Achseln. Die Sorge um Mutter wurde immer drückender. Anna schien sie jedoch schon vergessen zu haben. Sie spielte sorglos mit ihren Stoffpuppen, und wenn ich an Mutter erinnerte, sagte sie: "Wer weiß, wo sie sich rumtreibt; mal wird sie schon wiederkommen. Um uns braucht sie sich ja keine Sorgen zu machen."

Anders Mariechen. Mal schrie und jammerte sie stundenlang, dann wieder freute sie sich: "Mag sie fortbleiben, solange sie will, da brauche ich nicht immerzu den Rosenkranz zu beten."

Ich spähte über die Felder nach der nahen Grenze, stieg sogar aufs Dach, um besser sehen zu können, und als sechzehn Tage vergangen waren, entschloß ich mich, Mutter zu suchen. Nachbarn rieten mir, nach Adelnau zu gehen, da meine Mutter wahrscheinlich dort im Gefängnis sei. Ich glaubte, spätestens in sechs Tagen wieder zurück zu sein. Nun teilte ich die Lebensmittel in zwölf gleiche Teile, brachte alles zu Frau Kraske und bat sie, meinen Schwestern jeden Tag ihren Teil zu geben. Dann wanderte ich den Bahndamm entlang der Grenze zu. Die deutschen Soldaten fragten mich, ob ich Zigaretten rüberschmuggeln wolle, und ließen mich laufen, nachdem ich ihnen von meiner Mutter erzählt hatte. Hundert Schritt weiter umringten mich mehrere polnische Soldaten. "Stoi, cholera!"⁷ riefen sie scherzend. Ich blieb sofort stehen und setzte mich erschöpft auf die Schienen. Auch sie hockten sich im Halbkreis um mich und fragten mich aus.

⁶ größere flache schüssel

⁷ "Stehenbleiben, verdammt!"

In ihrer Muttersprache berichtete ich ihnen von meinem Kummer. Nun berieten sie, wie mir am besten zu helfen sei, und weil sie sich nicht einigen konnten, zankten und fluchten sie aufeinander los. Schließlich schickten sie mich ins nächste Dorf auf die Wachstube. Dort erfuhr ich, daß alle Personen, die auf diesem Abschnitt beim Übertritt gefaßt würden, nach Adelnau kämen, weil dort der Kompaniestab sei. "Wenn sie hier durchgekommen ist, muß sie in unseren Büchern stehen", sagte ein Soldat und suchte eifrig. Er konnte aber nichts finden und riet mir, nach Adelnau zu gehen.

Noch vor Dunkelheit erreichte ich Garki und bat bei Säckel um Nachtsyl. Ich wurde freundlich aufgenommen und bewirtet. Am nächsten Morgen wurde ich mit vielen guten Ratschlägen weitergeschickt.

In Adelnau gaben sich die Soldaten alle Mühe, meine Mutter ausfindig zu machen, aber am späten Nachmittag hatte ich immer noch nichts erreicht und nur den Rat bekommen, in Ostrowo mein Glück zu versuchen.

Unterwegs überraschte mich die Nacht. Zu den reichen Bauern hatte ich jedoch kein Vertrauen und klopfte an die Tür einer Hütte. Ein Mann in einem buntgefleckten Rock öffnete mir und ließ mich wortlos ein. Im offenen Kamin brannte ein Kienspan; eine Frau kniete betend vor dem Bett. Mehrere Kinder umstanden mich neugierig, aber niemand sprach ein Wort. Erst als die Frau ihr Gebet beendet hatte, wurde es in der Stube lebendig, und alle fragten, wer ich sei, wo ich herkomme und wohin ich wolle. Die Frau drückte mir ein Kanten Brot in die Hand, gab mir auch einen Topf Kaffee und sagte: "Iß dich satt und leg dich gleich ins Bett, damit du morgen frisch auf den Beinen bist."

Kaum war ich zu den Kindern ins Bett gekrochen, holte mich die Frau wieder heraus und schalt: "Schämst du dich nicht, ohne Abendgebet schlafen zu gehen? Hat dich denn deine Mutter nicht besser erzogen? – Das wäre ja noch schöner!"

Ich schämte mich wirklich und beteuerte, daß ich es vor lauter Müdigkeit und Kummer vergessen hätte.

"Wenn dich ein Kummer bedrückt, mußt du erst recht beten", sagte sie belehrend. "Wie willst du deine Mutter wiederfinden, wenn du nicht Gott um Hilfe anflehst?"

Ich kniete vor dem Bett und – schlief ein. Plötzlich wurde ich gerüttelt und hörte die Frau sagen: "Steh auf, Junge, so lange brauchst du nun wieder nicht zu beten."

Ich lag neben einem dreizehnjährigen Mädels an der Bettkante. An der Wand schlief ihr etwas jüngerer Bruder. Am nächsten Morgen bekam ich noch eine Mehlsuppe und wanderte gestärkt nach Ostrowo.

In einer Kaserne fragte ich den Posten um Rat, und er schickte mich zum wachhabenden Offizier. Der sagte mir, daß er damit nichts zu tun habe, denn alle festgenommenen Grenzgänger würden den Zivilgerichten übergeben; ich solle auf

dem Amtsgericht in Adelnau nachfragen. Als ich wieder an dem Posten vorbeikam, liefen mir die Tränen über die Wangen. Er hielt mich an und fragte nach meinem Kummer. Als ich ihm alles erzählt hatte, rief er einem Kameraden zu: "Der Junge sucht seine Mutter. Geh mal in die Telephonzentrale, ich glaube, der Josef hat gerade Dienst. Soll mal versuchen, ob er ein Gespräch nach Adelnau durchkriegt." Der Soldat schrieb den Namen meiner Mutter auf einen Zettel und ging. Kurz darauf kam er eilig zurück und flüsterte geheimnisvoll mit dem Posten, worauf mich beide wie ein Weltewunder anstarrten. Sie haben die Mutter gefunden, dachte ich und fragte: "Ist sie in Adelnau?" Er faßte mich bei der Hand. "Nein, Junge, noch haben wir sie nicht. Aber komm schon." Dabei zwinkerte er mit den Augen.

Vor einem großen Kasten mit vielen Schaltern, Lampen und Drähten saß ein hellblonder Soldat und blickte sofort auf, als ich eintrat. "Wo wohnt ihr jetzt", fragte er mich freundlich. Ich sagte es ihm.

"Wo sind Erwin, Marthel und Paul?" fragte er wieder. Ich erzählte ihm, was ich wußte.

"Und die anderen?"

"Anna und Mariechen sind zu Hause."

"Mariechen? Wer ist denn das?"

"Meine jüngste Schwester."

"Ach", staunte er und fragte: "Er ist wohl nicht zu Hause?" Ich sah ihn verwundert an, da sagte er: "Ich meine den Vater."

"Ist schon lange tot."

Der Soldat legt den Kopfhörer ab, und ich sah, daß seine Hände zitterten. Dann fragte er: "Von deinem Bruder Josef weißt du wohl nichts?"

"Er will von uns nichts wissen, weil Vater ihn verkauft hat. Vielleicht ist er schon tot."

"Hast du für den Groschen, den er dir gegeben hat, auch für seine Seele gebetet?"

Da wußte ich, wer er war: "Du bist - "

"Ja, Theo, ich bin der Josef." Er hob mich auf und wirbelte mich im Zimmer herum, bis mir schwindlig wurde. Nun mußte ich ihm ausführlich erzählen. Als ich fertig war, rief er: "Herrgott, hätt ich das gewußt, wäre ich schon längst rübergekommen. – Aber jetzt werden wir erst die Mutter suchen."

Er rief alle möglichen Stellen an, und nach jedem vergeblichen Anruf warf er den Hörer ärgerlich auf die Gabel und sagte: "Pschakreff!" Endlich legte er ihn behutsam auf und sagte ein langgezogenes "Pscha-kreff", worüber ich mich freute. "Gott sei Dank, endlich!" rief Josef. "Se sitzt hier in Ostrowo im Frauengefängnis."

Er durfte seinen Posten nicht verlassen und bat deshalb einen Kameraden, mich hinzubringen. Eine halbe Stunde später sah ich meine Mutter, durfte aber nur

durch ein Gitter mit ihr sprechen. Wir weinten beide vor Freude, und als ich ihr von Josef erzählte, wäre sie fast umgefallen. – Man hatte sie wegen unerlaubten Grenzübertrittes zu drei Wochen Gefängnis verurteilt, und sie mußte noch fünf Tage sitzen.

"Geh nach Hause", sagte die Mutter zum Abschied. "Ich komme bald."

Josef schenkte mir zehn Złoty und versprach, Mutter heimzubringen. Ich fuhr mit der Bahn bis zur Grenze, wechselte dort das Geld und brachte etwas über vier Mark nach Hause.

Gegen Abend des sechsten Tages saß ich auf dem Dach und reckte mir den Hals aus. Endlich sah ich zwei Menschen aus dem Wald kommen. Obwohl ich meiner Sache nicht sicher war, rief ich den Schwestern zu: "Sie kommen, sie kommen!"

Josef hatte einen Zivilmantel über die Uniform gezogen. Er sagte: "Wir sind über Pawlau gegangen, dort stehen Kameraden aus meiner Kompanie. Hier darf ich mich natürlich nicht erwischen lassen. Ich bleib bis morgen abend und rühr mich nicht aus dem Haus. Ihr müßt den Mund halten."

Als er Mariechen auf den Arm nahm und ihr einen Kuß geben wollte, stieß sie ihn zurück und sagte verächtlich: "Du willst mein Bruder sein und stinkst nach Schnaps?"

Er meinte: "Warum soll ich es anders machen als der Vater? Das steckt eben im Blut. – Aber mach dir deshalb keine Sorgen, Mutter, heiraten tu ich nicht, da braucht niemand drunter zu leiden."

"Und wie ist es um dein Seelenheil bestellt?"

Josef lachte: "Gut, sehr gut; mit dem größten Teil meines Soldes unterstütze ich arme Schankwirte, und jedem Bettelweib schenke ich einen Groschen, damit es für mich betet, wenn ich tot bin. Wenn mich diese Weiber später mal betrügen, kann ich nichts dafür."

Als Mutter widersprechen wollte, rief er ärgerlich: "Laß mich damit zufrieden; bin kein kleines Kind mehr und weiß allein, was ich zu tun habe."

Mutter weinte, und Josef brummte: "Hätte ich das geahnt, wäre ich nicht hergekommen."

Am nächsten Abend begleitete ich ihn bis in den Wald. Zm Abschied sagte er: "Wenn du dir mal keinen Rat weißt, komm zu mir; ich helfe dir, wenn ich kann."

"Diese Schande, diese Sünde!"

Eines Abends kam Mutter atemlos in die Stube gerannt und stöhnte: "O Mutter Gottes! Hab ich nicht recht gehabt? Diese Schande, diese Sünde!"

Als ich sie verwundert ansah, flüsterte sie: "Hast sie dir noch nicht angeguckt?"

"Wen?"

Sie wies mit dem Kopf zur Nachbarwohnung.

"Was ist mit ihr?" fragte ich.

"Ihre Sünde wird bald offenbar werden."

Ich wußte immer noch nicht recht Bescheid, nahm mir aber vor, die Nachbarin genau anzusehen. Abends sagte ich: "Ich weiß nicht, was du von ihr willst. Es ist doch nichts an ihr zu sehen."

Aber Mutter beharrte: "Sie versucht ihre Schande zu verbergen, solange es geht. Aber mich macht sie nicht dumm, ich hab doch Augen im Kopf. Ich glaube, lange geht sie nicht mehr."

Wenn ich Frau Kraske jetzt traf, schielte ich immer nach ihr, konnte aber nichts entdecken. Acht Tage später – es war morgens gegen zehn Uhr – ertappte ich Mutter dabei, wie sie an Frau Kraskes Tür horchte. Sie schob mich in unsere Stube und flüsterte aufgeregt: "Ich glaube, sie hat's hinter sich, ihr Bauch ist weg. Aber man hört von dem Bankert keinen Mucks. Na, mich soll's wundern."

Frau Kraske hatte den Backofen im Flur geheizt und wollte Brot backen. Mutter sagte: "Weiß Gott, ich habe so viele auf die Welt gebracht und bin bestimmt nicht zimperlich gewesen, aber wie die das macht – das verschlägt mir die Sprache. Wenn sie heute Brot backen will, muß sie gestern abend den Teig angerührt haben. Diese Nacht ist aber der Bankert angekommen. Und wenn sie jetzt den Backofen angeheizt hat, muß sie schon wieder beim Teigkneten sein. Das ist doch keine leichte Arbeit! Wie schafft sie das nur, ein paar Stunden nach der Niederkunft?"

Plötzlich griff sich Mutter an die Brust. "Mein Gott, das kann doch nicht wahr sein! So verworfen kann eine Mutter doch nicht sein!" Und leise fuhr sie fort: "Geh, schleich dich an ihr Fenster und sieh nach, ob sie schon beim Teigkneten ist."

"Aber ich kann doch nicht so ohne weiteres in ihr Fenster gucken", wandte ich ein.

"Tu, was ich dir sage. Soll sie denken, was sie will."

Die Nachbarn war immer freundlich zu mir gewesen. Was ging es die Mutter an, was sie trieb? Nun sollte ich noch spionieren! Ich ging für einen Augenblick hinaus, kam wieder zurück und sagt der Mutter, daß nichts zu sehen sei.

"Hast du auch richtig hingeguckt?"

"In der Stube ist's so dunkel", log ich.

Plötzlich wurde drüben leise die Tür geöffnet. Mutter horchte und stieß unsere Tür zum Flur auf. Im selben Augenblick wurde drüben die Tür zugeschlagen.

"Sie hat etwas in den Händen gehabt," sagte Mutter atemlos, "aber ich konnte es nicht genau sehen. Wart nur, du Frauenzimmer, ich erwische dich schon!"

Nun ging Mutter von der Tür nicht mehr fort. Zweimal wiederholte sich das gleiche, dann blieb alles still. Auch das Feuer im Backofen erlosch, ohne daß Frau Kraske ihre Brote hineingeschoben hatte. Jetzt konnte Mutter sich nicht mehr beherrschen und versuchte, in die Stube der Nachbarin einzudringen. Als sie die Tür verschlossen fand, trommelte sie mit den Fäusten dagegen. Plötzlich öffnete Frau Kraske. Sie war leichenblaß. "Was ist denn los, Frau, lassen Sie mich in Ruhe", sagte sie.

"Zu was haben Sie den Backofen geheizt, wenn Sie gar kein Brot backen wollen?"

"Ich – ich wollte Backpflaumen machen."

Mutter lachte: "Jetzt Backpflaumen? Woher wollen Sie denn um diese Jahreszeit Pflaumen bekommen?"

Frau Kraske verfärbte sich, faßte sich aber schnell und stotterte: "Die – die vom vorigen Jahr sind nicht richtig durchgebacken."

Mutter schob die zitternde Frau zur Seite, blickte suchend ins Zimmer und fragte: "Wo ist das Kind?"

Frau Kraske wies auf das Bett, in dem ein dreijähriges Mädchen und ein fünfjähriger Knabe saßen. "Was wollen Sie nur von mir, dort sind meine Kinder; haben sich erkältet und müssen im Bett bleiben."

"Das Neugeborene liegt wohl in der Kammer, was?", fragte nun die Mutter und wollte an ihr vorbei. Doch Frau Kraske vertrat ihr den Weg und schrie: "Raus, aber sofort!"

Mutter holte die Polizei. Am Abend kam ein Gendarm und der Dorfschulze. Sie suchten, fanden aber nichts. Mutter gab sich noch immer nicht zufrieden und schimpfte am nächsten Morgen: "Sie gottloses Frauenzimmer, mich machen Sie nicht dumm. Sie haben ein Kind unter dem Herzen getragen, es muß dasein!" Frau Kraske tippte sich vielsagend an die Stirn und schlug die Tür hinter sich zu.

"Los, Kinder, sucht den ganzen Garten ab," sagte Mutter, "und wenn ihr eine frisch gegrabene Stelle gefunden habt, dann ruft mich."

Mit Spaten, Hacke und Mistgabel bewaffnet, durchstreiften wir vergeblich den ganzen Garten. Die Kubiaken stocherte überall mit der Mistgabel herum und rief immerzu: "Hier geht's ganz leicht, hier drin wird's sein!" Anna zog nur die Kartoffelhacke hinter sich her und brummte: "So ein Quatsch, wenn ihr das Kind gestorben wäre, hätte sie es auf den Friedhof getragen. Ich möchte bloß wissen, was Mutter eingefallen ist."

Wir brachten unsere Geräte in den Schuppen, setzten uns auf einen Holzstapel, und ich erzählte Anna gruselige Geschichten. Die Kubiaken stocherte inzwischen immer noch unermüdlich herum. Plötzlich stürzte sie laut schreiend ins Haus. Ich lief hinterher und hörte gerade noch, wie sie zur Mutter sagte: "Im Misthaufen liegt ein totes Tier!"

Mutter rannte hin, wir ihr nach. Sie stocherte noch etwas im aufgewühlten Mist, schlug ein Kreuz und sagte: "Hol den Dorfschulzen, Junge. Ich paß inzwischen auf, damit sie es nicht woanders versteckt." Ich warf einen scheuen Blick auf die aufgewühlte Stelle und lief fort. Auch die Mädels jagte Mutter ins Haus.

Eine Stunde später trugen sie das Kind auf einem Brett zum Friedhof. Der Wachtmeister hatte Frau Kraske verhört, und sie hatte angegeben, daß das Kind kurz nach der Geburt gestorben sei. Nur um der Schande zu entgehen, habe sie es verheimlichen wollen. – Kaum waren alle fort, jammerte Mutter: "Ach, du lieber Gott, was wird nun aus den armen Kindern werden? Der Vater ist verschollen, und ihre Mutter werden sie jetzt einsperren. Ach, die armen Würmer."

Kurz darauf hatte sich das halbe Dorf vor unserem Haus versammelt; einige Weiber stießen Drohungen und Schmährufe aus. Mutter jagte sie fort: "Macht, daß ihr fortkommt, laßt die arme Frau zufrieden, sie hat schon Kummer genug. Schließlich muß sie zwei kleine Kinder versorgen!"

Langsam zerstreuten sich die Leute. Ein alter Mann sagte, bevor er ging: "Na ja, schön ist das nicht. Aber die Frau ist noch jung, war fast vier Jahre allein. Und aus Holz ist sie ja schließlich auch nicht. Ist doch immer eine brave Frau gewesen, ich kenne sie gut. – Der Krieg, der verfluchte Krieg ist auch daran schuld."

In der Stube jammerte Mutter: "Herrgott, wie kann man der armen Frau und den Kindern helfen?" Frau Kraske ließ sich nicht sehen. Ab und zu hörten wir ihre Kinder weinen. Dann blieb alles still. Mutter machte sich immerzu Sorgen um sie, und wir horchten an der Tür, aber nicht ein Laut war zu hören. – "Werden alle schlafen gegangen sein", meinte ich.

"Jetzt schon? Die Sonne steht noch hoch am Himmel." Wir gingen in unsere Stube; Mutter lief erregt auf und ab. Plötzlich sagte sie: "Junge, guck mal durchs Fenster."

Du hast doch gute Augen, vielleicht kannst du sehen, was sie machen. Diese plötzliche Stille ist unheimlich."

Ich schlich in den Flur, horchte wieder an der Tür und versuchte, durchs Schlüsselloch zu gucken. Da merkte ich, daß es mit Papier zugestopft war. Verwundert wollte ich die Mutter rufen, besann mich aber und lief zu Kraskes Fenster. Ich strengte mich an, in der halbdunklen Stube etwas zu erkennen. Neben dem Steinofen stand ein kleiner eiserner Herd. Die Tür zur Feuerung war weit offen, und ich konnte genau sehen, daß keine Glut drin war. Dennoch lag dahinter auf dem Fußboden ein matter Lichtschein. Was konnte das nur sein? Da begriff ich auch schon: die Glut mußte im Ofen sein. Jetzt hatten sich meine Augen an die Dunkelheit gewöhnt. Ganz links war nur das Kopfende eines Bettes zu sehen, aber an der gegenüberliegenden Wand lag jemand im Bett. Deutlich sah ich einen nackten Arm herunterhängen. Nun stellte ich mich auf die Zehen und wollte durch die obere Scheibe gucken, um auch in das andere Bett sehen zu können.

Da bemerkte ich, daß diese Scheibe ein Loch hatte, das mit Papier verklebt war. Das erinnerte mich an irgend etwas – – Wieder fiel mein Blick auf den Lichtschein neben dem Ofen. Ich wunderte mich, daß Frau Kaske um diese Jahreszeit geheizt hatte.

Plötzlich packte mich die Angst. Ich sah die verklebte Scheibe in unserer Stube in Schielunke vor mir, und genau wie damals zertrümmerte ich sie ohne zu zögern mit der Faust.

Mutter stürzte aus dem Haus: "Um Gottes willen, was ist los?"

"Ofenklappe!"

Da wußte sie schon Bescheid: "Schlag alle Scheiben ein!" Ich hob die Hand, sah, daß sie blutete, und hatte nicht mehr den Mut, auf die Scheibe einzuschlagen. Mutter sah es: "Wart, ich hol das Beil."

Sie lief zum Schuppen. In der Zwischenzeit fand ich einen Stein und zertrümmerte damit eine Scheibe. Vier kleine Scheiben hatte das Fenster, und zwei waren erst zerschlagen. Mutter kam mit dem Beil. Aber sie konnte den Arm nicht heben und lehnte sich keuchend an die Wand. Da entriß ich ihr das Beil und zerschlug den Fensterrahmen. "Steig ein und mach die Tür auf", rief Mutter und lief ins Haus. Ich kroch durch das Fenster, schob den Riegel zurück, stieß die Tür auf.

Alle unsere Bemühungen blieben ohne Erfolg. Ich lief zur Posthilfsstelle und ließ einen Arzt rufen. Er kam gleich mit dem Krankenwagen aus Mittwaldau und nahm sie alle mit.

Vierzehn Tage später waren Mutter und Sohn wieder daheim, nur das kleine Mädchen blieb noch viele Wochen im Krankenhaus. Inzwischen hatte meine Mutter mit Frau Kraske Freundschaft geschlossen und ihr so lange zugesetzt, bis sie zur Beichte gegangen und ihre Sünde bekannt hatte. Mutter war mitgegangen

und hatte sie beobachtet. Kaum hatten sie die Kirche verlassen, fragte Mutter: "Hat er dir die Absoluton erteilt?" Frau Kraske nickte stumm, und Mutter rief erleichtert: "Gott sei Dank."

Einige Wochen später stand Frau Kraske vor dem Richter; Mutter und ich waren als Zeugen geladen. Mutter schilderte die Not und Verzweiflung der armen Frau so überzeugend, daß uns vor Rührung die Tränen kamen. Urteil: Vier Monate Gefängnis mit Bewährungsfrist. Auf dem Heimweg sagte Frau Kraske: "Ich hatte solche Angst."

"Na, hör mal," empörte sich Mutter, "es konnte gar nicht anders kommen. Der himmlische Richter hat dir die Sünde schon längst vergeben, und der irdische mußte sich dem Ratschluß Gottes fügen. Das wäre ja noch schöner."

Josef

Eines Tages sagte Mutter: "Wenn Erwin nicht bald wieder Geld schickt, mußt du zum Bauern. Ich wüßte schon eine Stelle für dich. Der Garbowski würde dich für dreißig Taler als Ochsenknecht nehmen."

Ich schrieb an Erwin um Geld. Dabei erinnerte ich ihn auch gleich daran, daß ich im Dezember sechzehn Jahre alt würde, und bat ihn, mir eine Stelle zu besorgen.

Als Mutter den Brief las, schrie sie: "Das fehlte noch! Nicht genug, daß deine Geschwister schon den Glauben verloren haben! Nun möchtest du auch noch in die gottlose Welt hinaus. – Denk an Paul! Solange er hier beim Bauern war, trug er Gott im Herzen. Aber seit ihn die Fremde verschlungen hat, hört man nichts mehr von ihm. Wer weiß, in welche Hände der arme Junge geraten ist. – Und Martha? Die denkt wohl, ich hab's nicht gemerkt, wie weit sie schon vom Glauben abgekommen ist. Ebenso der Erwin, von Josef gar nicht zu reden. – Einst wird Gott eure Seelen von mir fordern. Wärt ihr nur schon als kleine Kinder gestorben, dann wärt ihr wenigstens für die Ewigkeit gerettet! – Nein, Theo, dich lasse ich nicht fort. Was nützt dir –"

"Ja, Mutter," unterbrach ich sie, "das hab ich schon hundertmal gehört, ich kenne deine Litanei schon auswendig. Aber ich laß mich von meinem Vorsatz nicht abbringen. Auch dann nicht, wenn du mich so verfluchst, wie es Vater getan hat."

"So wenig liegt dir am Elternsegen –?"

"Bevor ich hier beim Bauern mit deinem Segen zugrundegehe, will ich es lieber ohne Segen in der Fremde versuchen."

Dafür bekam ich von Mutter zwei kräftige Ohrfeigen. Ich erinnere mich noch sehr gut an sie, denn es waren die letzten, die Mutter mir gab. – Sie nahm mir den Brief fort und schrieb dazu: *'Theo bleibt hier. Seine Seele muß und werde ich retten. Wenn Du ihm das Reisegeld schickst oder ihn in die Fremde lockst, dann bist Du nicht wert, daß ich Dich geboren habe.'*

Die Antwort meines Bruders durfte ich lesen. Er schrieb: *'Lange genug hat Theo zu Hause gefaulenzt und von meinem schwer verdienten Geld gelebt. Schick ihn zum Bauern. Er muß jetzt schon so viel verdienen können, daß auch für Dich etwas abfällt. Ich habe vier Jahre einen sinnlosen Krieg mitgemacht, war zweimal verwundet und*

habe einmal, ich weiß nicht wie lange, im Ozean geschwommen, ehe sie mich halbtot herausfischten. Jetzt muß ich schwer arbeiten und dabei noch hungern, denn den Siegern gefällt es so. Ich kann Dir nur noch ab und zu ein paar Mark schicken. Schaff Dir alle unnützen Fresser vom Hals. Theo hat noch nichts erlebt, laß ihn ruhig beim Bauern arbeiten.'

Mutter sagte etwas, aber ich hörte nur die Worte: *'Theo hat noch nichts erlebt ... Theo hat ...'* Zorn und Verzweiflung packten mich. Fort von hier, nur fort, ganz gleich wohin. Da sagte Mutter: "Von Erwin hast du keine Hilfe zu erwarten und von mir schon ganz und gar nicht. Füg dich, geh zum Bauern. Und bete Tag und Nacht." "Pschakreff, nein!" sagte ich und lief davon. – Erst irgendwo im Wald vermochte ich klar zu denken und begriff, daß ich allein und hilflos dastand. Nein, doch nicht ganz allein: Drei Menschen gab es, die ich um Hilfe bitten konnte – Suse, ihren Mann und meinen Bruder Josef. Seine Abschiedsworte fielen mir ein, und ich beschloß, nach Ostrowo zu laufen.

An der Grenze waren meine Kräfte zu Ende. Ich saß in einer Erdhöhle, umringt von vielen polnischen Soldaten, die teilnahmsvoll nach meinem Kummer fragten. Einer wollte wissen, ob ich Hunger hätte. Ich nickte stumm, und schon füllten sich meine Taschen mit Brot. Schließlich zwangen sie mich, ein halbes Wasserglas voll Schnaps zu trinken. Ich verschluckte mich und hustete, wollte nicht mehr. Aber sie hielten mir das Glas an die Lippen und redeten mir gut zu: "Trink, Junge, trink, Schnaps ist das Beste, was es auf Gottes Erde gibt. Er hilft bei Hunger und Durst, bei Kummer, Schmerzen und Schwäche."

Ich trank; in meiner Brust brannte es wie Feuer, meine Augen füllten sich mit Tränen, aber ich trank. –

Wenig später stolperte ich über die Schwellen des Schienenstranges nach Ostrowo. Die Schienen liefen einmal zusammen und dann wieder auseinander. Schließlich drehten sie sich um mich herum. Ich lag auf den Schwellen, und der ganze Bahndamm schwebte mit mir in die Höhe. Plötzlich drang mir ein schriller Pfiff in die Ohren – noch einer – und noch einer. Das wird wohl der Tod sein, dachte ich, öffnete ein wenig die Augen und erschrak. Ein schwarzes Ungeheuer schob sich auf mich zu, wurde immer größer. Da packte mich die Angst. Ich kroch auf allen vieren zur Seite und rollte den Bahndamm hinunter. Als ich aufblickte, fuhr die Lokomotive gerade langsam vorüber. Der Lokführer drohte mit der Faust und schimpfte. Jetzt erst begriff ich, was geschehen war. Schwankend lief ich nun neben dem Bahndamm weiter. Hohe, mächtige Tannen rauschten über meinem Kopf, hin und wieder traf mich ein Sonnenstrahl. Mir wurde fröhlich ums Herz, und ich begann zu singen, genauso wie damals, als ich mit Suse im Wagen durch den nächtlichen Wald fuhr: *"Im Wald und auf ..."*

Ein neuer Gedanke ließ mich verstummen. Ich bin betrunken, stellte ich fest. Dabei war mir froh und lustig zumute. Warum war aber der Vater immer so böse und wild, wenn er betrunken war? Darüber zerbrach ich mir lange den Kopf und glaubte es schließlich zu wissen. Er hat eben einen anderen Schnaps getrunken, daher. Hätte ich bloß die Soldaten nach der Sorte gefragt, dachte ich bekümmert. Man könnte, wenn man Geld hat, öfters davon trinken. Es war doch schön, betrunken zu sein.

Als ich nach Garki kam, war es bei Säckels schon dunkel. Ich klopfte an die Scheibe. Säckel ließ mich herein, brummte aber ärgerlich: "Gerade war ich eingeschlafen. Immerzu kommt jemand angekleckert."

Am Abend des nächsten Tages war ich in Ostrowo. Der Posten vor der Kaserne kannte meinen Bruder nicht, schickte mich in die Wachstube und sagte: "Frag mal meine Kameraden, vielleicht kennt ihn einer." Ja, sie kannten Josef, ließen aber sofort die Köpfe hängen, als sie erfuhren, daß ich sein Bruder war. Ein Soldat nahm mich beiseite und begann umständlich: "Ist 'ne taurige Geschichte, Junge, mußt aber nicht gleich losheulen. – Der Josef ist ein feiner Kerl. Aber wenn die Leute den Bauch voll Schnaps haben, werden sie kindisch, und Kinder machen Dummheiten, siehst du. Und die letzte Dummheit hat ihn ins Kittchen gebracht, siehst du." Und er erzählte mir alles.

Einige Grenzposten waren nach der Ablösung in die Kaserne zurückgekehrt. Unter ihnen war auch Josefs Freund, der mit zwei Kameraden kurz zuvor einen Goldschmuggler erwischt hatte. Der Schmuggler aber hatte sie bestochen, damit sie ihn laufen ließen. In der Kleiderkammer hatten sie sich dann mit Josef sinnlos betrunken, eine Fensterscheibe zertrümmert und in ihrem Übermut einen großen Teil der Bekleidungsstücke auf die Straße geworfen, wo sie von den Passanten eilig fortgeschleppt wurden. – Schon am frühen Morgen saßen alle hinter Gittern. Josef war aber kurz danach erkrankt und lag nun in der Revierstube. Nach den damals geltenden Militärgesetzen drohte ihm die Todesstrafe.⁸ Denn er wurde als Haupttäter angesehen. Er war es, der die Scheibe eingeschlagen und sich dabei eine tiefe Schnittwunde an der Hand zugezogen hatte. Um die Vorgesetzten irrezuführen, war er in die Kaffeeküche gegangen und hatte die Wunde an der glühenden Herdplatte ausgebrannt. Aber alles Leugnen half ihm nichts, denn der Stabsarzt erkannte sofort, daß es eine Schnittwunde war.

⁸ wegen Bestechlichkeit an der Grenze (Hinweis bei Serke: *'Zu Hause im Exil'*, München 1998, S. 56).

Ich durfte die Nacht über in der Wachstube bleiben. Am Morgen ließ mich ein Offizier von einem Soldaten zu meinem Bruder bringen. In einem Gebäude mitten auf dem Kasernenhof stand ein Posten mit umgehängtem Karabiner vor einem Zimmer. Mein Begleiter meldete: "Befehl vom Oberleutnant, der Junge darf seinen Bruder besuchen." Dann öffnete er die Tür und schob mich hinein: "He, Josef, du kriegst Besuch."

Josef warf mich ein paarmal in die Höhe und schrie begeistert: "Der Theo! Eher hätte ich den Kaiser von China erwartet!" Dann wurde er ernst und flüstert: "Hör zu. Ich muß hier raus, tot oder lebendig; aber besser wär's schon lebendig. Meine Flucht habe ich schon vorbereitet, mir fehlen nur noch Zivilsachen: Rock, Hose und, wenn möglich, eine Mütze. Wie lange brauchst du, um mir die Sachen zu verschaffen?" Ich zuckte mit den Schultern. "Mensch, Theo, in spätestens drei Tagen mußt du mit den Sachen hier sein, sonst ist es zu spät. Hier hast du ein paar Groschen, reichen für die Hin- und Rückfahrt bis zur Grenze. Mutter muß die Sachen beschaffen, und wenn ihr sie stehlen solltet. – Also paß gut auf. Heute abend bist du zu Hause. Bis morgen mittag habt ihr Zeit. Um drei Uhr nachmittags geht der Zug von der Grenze, mit dem mußt du fahren. – Wenn es dunkel wird, stellst du dich an die Straßenecke bei der Kaserne und gehst von da genau fünfunddreißig Schritte an der Außenmauer entlang. Dort bleibst du mäuschenstill liegen, bis ich komme oder bis es wieder hell wird. – So, nun raus. Vergiß es nicht und sag's auch der Mutter: Es geht um mein Leben."

303

Ratlos stand ich auf der Straße. Zurück zur Mutter? "Unmöglich, unmöglich", wiederholte ich immer wieder und ging schon zum Bahnhof.

"Ich war bei Josef", begrüßte ich die Mutter und erzählte ihr alles. Sie zitterte am ganzen Körper und jammerte: "Wenn ich dich hinschicke, verlier ich euch womöglich beide. Nein, das tu ich nicht, nein, das kann ich nicht." – Dann lief sie aus dem Haus, um die Sachen zu besorgen. Schon am frühen Morgen schob sie mich mit einem kleinen Päckchen aus der Tür, bespritzte mich mit Weihwasser und sagte zum Abschied: "Ich werde die ganze Nacht auf den Knien liegen und für euch beten." –

Das Päckchen unter dem Kopf, lag ich im Gras neben der Kasernenmauer und betrachtete klopfenden Herzens die Sterne am Himmel. Noch drang der Lärm aus der Stadt an meine Ohren. Aber nach und nach verlöschten die Lichter, und es wurde immer stiller. Nur ab und zu rollte ein Eisenbahnzug in weiter Ferne, und der Pfiff der Lok hörte sich an wie ein Klageschrei.

Zusammengerollt wie ein Igel, lauschte ich auf alle Geräusche jenseits der Mauer, aber nur die gleichmäßigen Schritte des Wachpostens waren von drüben zu hören.

Plötzlich fuhr ich zusammen. Eilige Schritte polterten über den Kasernenhof. Ein Schrei: "Stoi!" – Wieder Schritte. "Stoi!" – Jetzt polterte es dicht hinter der Mauer. Oben tauchte ein Schatten auf und wurde immer größer. Der dritte Ruf vermischte sich mit dem Knall eines Schusses, und gleichzeitig fiel der Schatten fünf Schritte von mir entfernt von der Mauer herab. Eine Sekunde verharrte er, dann flog er auf mich zu, riß mich hoch und zerrte mich eilig über Ackerfurchen und Gräben, warf mich über einen Bretterzaun, trug mich weiter, setzte mich wieder ab und keuchte: "Los, los, los!"

Ich stolperte, schlug lang hin. "Pschakreff," zischte er, "komm, lauf schon!" Plötzlich standen wir vor einem breiten Graben. Ich zögerte. Er schrie: "Los, durch, ist nicht tief!" Er stieß mich hinein, zerrte mich an der anderen Seite wieder heraus, hetzte mit mir weiter. Endlich streifte dichtes Buschwerk mein Gesicht. Noch ein paar Schritte, und er blieb stehen, umarmte mich und keuchte: "Gerettet!"

Weit hinter uns blitzten Scheinwerfer auf, und eine Sirene heulte. Ich warf mich erschöpft auf die Erde. Josef wechselte ohne Hast die Kleidung, probierte die Mütze, sagte: "paßt!" und fragte: "Kannst du weiter, oder willst du dich noch ein bißchen ausruhen?" Ich stand auf und ging langsam hinter ihm her.

Gegen Mittag erreichten wir an einer mir unbekanntem Stelle den Grenzwald. In einer dichten Schonung sagte Josef: "Fünfhundert Schritte weiter steht ein Posten. Geh hin und frage ihn, ob er Glapa heißt. Wenn nicht, ob und wann Glapa ihn ablöst. Sag einfach, Glapa sei ein guter Bekannter von dir. Auf keinen Fall mein Versteck verraten."

Ich erfuhr, daß Glapa zwischen zwei und vier Uhr Posten stehen würde. Schweigend warteten wir über eine Stunde, dann schickte Josef mich vor.

Glapa fragte: "Hat's geklappt?" – "Ja." – "Hol ihn."

Sie drückten sich die Hände, und Glapa gab Josef mehrere Geldscheine. Dabei sagte er: "Wenn du glücklich nach Frankreich kommst, grüß meinen Bruder."

Zuerst gingen wir nach Mittwaldau, wo Josef sich einen gebrauchten, aber gut erhaltenen Anzug kaufte. Er blieb zwei Tage zu Hause und erzählte von seiner Flucht aus der Kaserne. – Gute Freunde hatten unauffällig einen ausrangierten Pferdewagen an die Mauer geschoben. Die Aborte waren unweit davon auf dem Hof. Einen Tag vorher hatte er über Durchfall geklagt, und der Posten mußte ihn öfters zum Abort begleiten. Jedesmal, wenn er seine Zelle verlassen mußte, lief er schon mit abgeknöpften Hosen eilig auf den Hof. Da der Posten erst die Zelle abschließen mußte, bevor er ihm folgen konnte, hatte sich Josef immer einen Vorsprung gesichert. Nach und nach gewöhnte sich der Posten an Josefs eilige Ausflüge und ließ sich mit dem abschließen Zeit, zumal der Gefangene jedesmal brav in seine Zelle zurückgekehrt war. Bis der entscheidende Augenblick kam und Josef statt zum Abort auf den Wagen sprang und über die Mauer entwischte. Die

Schüsse hatte ein anderer Posten aus einiger Entfernung abgegeben. Josef wußte, daß ihm nur ein Zufallstreffer hätte gefährlich werden können.

Ich brachte meinen Bruder nach Mittwaldau zur Bahn. Beim Abschied sagte er weich: "Wenn du Sehnsucht nach mir hast, dann schau nach dem Mond, dort werden sich unsere Augen spiegeln. – Wenn ich viel Geld habe, komme ich euch besuchen, um mich für alles zu bedanken."

Wir sahen ihn nie wieder. Erst zehn Jahre später erfuhren wir, wie es ihm ergangen war. – Er war glücklich nach Frankreich gekommen und hatte in einer Erzgrube Arbeit gefunden. Durch einen Verrat erfuhren die französischen Behörden von seiner Straftat, und so war es nicht schwer, ihn in die Fremdenlegion zu pressen. Kurz vor seiner Entlassung aus der Legion verprügelte er einen Vorgesetzten und sollte weitere drei Jahre festgehalten werden. Nach einer abenteuerlichen Flucht aus Marokko saß er im weißen Expresß Paris – Berlin. Kurz vor Metz wollte ihn die französische Polizei festnehmen. Er sprang bei voller Fahrt aus dem Zug.

In die Fremde

Ich wurde Ochsenknecht bei dem Bauern Garbowski in Kenchen und bekam – nein, meine Mutter bekam für mich dreißig Taler, fünf Zentner Kartoffeln und zwei Sack Korn jährlich, und zwar in monatlichen Raten. Nach Vollendung meines sechzehnten Lebensjahres wollte mir der Bauer meinen Jahreslohn großzügig um zehn Taler erhöhen.

Diesmal schlief ich im Ochsenstall. Ratten waren auch da, aber alles wilde und freche Viecher, mit denen ich einen unermüdlichen Kampf führte. Fast jede Nacht beging ich einen Mord. Ich lag still im Stroh, und sie krochen wie Schakale um mich herum. Aber wenn ich blitzschnell zufaßte, verfehlte ich selten mein Ziel. Es nützte ihnen nichts, daß sie mich wütend in die Hand bissen. Für meine vernarbten Hände bedeutete das nicht viel mehr als ein Mückenstich. Eine Mistgabel ist zum Stechen da, und ein Knüppel zum Schlagen; das wissen nicht nur die Menschen, sondern auch die Tiere und erst recht die Ratten. Aber eine bloße Hand erscheint ihnen ungefährlich.

Ich mußte um fünf Uhr raus und durfte mich erst um elf Uhr abends wieder ins Stroh legen. Am Tag war ich ein willenloser Automat, karrte Mist, schleppte Wasser und Futter, verfluchte die Ochsen, schlug und stieß sie mit der Faust und wurde vom Bauern verflucht, gestoßen und geschlagen. Er war ein guter Mensch und machte einen Unterschied zwischen Menschen und Ochsen: Die Ochsen bearbeitete er mit Mistgabeln und Knüppeln, mich aber nur mit der Faust, so wie ich die Ochsen. – Ich wußte längst, daß den Tieren meine Faustschläge nichts ausmachten, sie zuckten nicht einmal mit dem Fell und blieben träge vor dem Pflug liegen. Aber ich konnte mich nicht entschließen, zum Knüppel zu greifen, wie es der Bauer tat und wie er es auch von mir verlangte, deshalb bekam ich seine Fäuste zu spüren.

Einmal, es war schon im September, schrie er mich an: "Du bist noch dümmer und fauler als die Ochsen!" Da begriff ich plötzlich, wie recht er hatte. Aber es ärgerte mich, und ich wollte ihm auf der Stelle das Gegenteil beweisen. Bis Sonntag vormittag mußte ich freilich noch warten, denn mein Rock und meine Hosen bestanden nur noch aus ein paar Lappen, die mit Draht und Bindfaden zusammengehalten wurden. Aber sonntags mußte ich in die Kirche, und in die Kirche durfte man mit solchen Lumpen nicht hinein. Da nun mein Seelenheil auch dem Bauern nicht gleichgültig war, hatte er mir einen Anzug gekauft. Einen schönen Anzug und sogar ein Paar neue Schuhe. Genau dreieinhalb Stunden durfte ich die Sachen jeden Sonntag tragen; dann ruhten sie wieder wohlverschlossen beim Bauern im Schrank.

Am nächsten Sonntagvormittag wunderten sich drei Menschen im Dorf. Zuerst der Dorfschulze: "Donnerwetter, hast du einen schönen Anzug! Wo willst du denn hin?"

"Das wissen Sie nicht? War denn meine Mutter gestern abend nicht hier, um Ihnen Bescheid zu sagen?"

"Nein."

"Da wird sie es wohl vergessen haben, oder sie hatte keine Zeit. Ist auch kein Wunder, war ja soviel zu tun; sie mußte meine Sachen in Ordnung bringen. Ich fahre heute mit dem Elf-Uhr-Zug ab."

"Wohin denn, Junge? Du strahlst ja über das ganze Gesicht."

"Das wissen Sie auch nicht? Da, lesen Sie –" Ich gab ihm den letzten Briefumschlag von Erwin. Aber was er enthielt, hatte ich selber geschrieben: *'Liebe Mutter, ich schreibe in Eile. Schicke sofort Theo her, hab eine herrliche Stelle für ihn.'*

"Ja, aber was ist mit deinem Kontrakt?"

"Hat Mutter mit Garbowski schon längst erledigt. Machen Sie schnell, geben Sie mir den Abmeldeschein, sonst komme ich nicht zum Zug zurecht."

Ja, ich bekam ihn und freute mich sehr. Nur eine einzige, winzige Zahl darauf machte mir Kummer. *'Geboren 19. Dezember 1903'*. Es fehlten nicht ganz drei Monate. Man mußte mindestens auf den Tag genau sechzehn Jahre alt sein, um eine Arbeitskarte zu bekommen, und ohne Arbeitskarte durfte keine Kohlengrube jemand einstellen.

Wenn man jahrelang von der Fremde träumt, weiß man auch das. – Selbst wenn man es nur bis zum Ochsenknecht gebracht hat, lernt man, aus einer Drei eine Zwei zu machen und wird damit um ein Jahr älter.

In der Kirche reckte sich Mutter nach einem bestimmten Anzug vergeblich den Hals aus und wunderte sich ebenfalls. – Gegen Mittag wunderte sich der Bauer, daß der Anzug samt Ochsenknecht nicht wiederkam. – Um diese Zeit trug ich den Anzug irgendwo auf dem Weg nach Doruchow spazieren.

Wenn man einen guten Anzug auf dem Leibe hat und ohne Fahrkarte im Abteil dritter Klasse sitzt, kommt niemand auf den dummen Gedanken, daß man ein entlaufender Ochsenknecht ist. Einem gutangezogenen Jungen kann es auch mal passieren, daß er seinen Geldbeutel mit der Fahrkarte verliert. So ähnlich äußerten sich die besseren Leute in der dritten Klasse, als der Schaffner durchaus eine Fahrkarte von mir haben wollte. Ja, sie waren sogar empört, als der gute Mann mich nicht in Ruhe ließ, und sagten: "Aber lieber Herr Kontrolleur, Sie können doch den armen Jungen nicht auf der nächsten Station aus dem Zug werfen, das ist unerhört." Dem Schaffner war die Sache sehr peinlich; er murmelte etwas von "nur meine Pflicht tun" und hatte plötzlich einen guten Einfall: "Vielleicht würden die Damen zusammen ..."

"Aber selbstverständlich, das ist doch Christenpflicht." – Hinterher schämte ich mich doch, denn eine Dame flüsterte einer anderen zu: "Sehen Sie nur, wie er strahlt, hat vor lauter Freude vergessen, sich zu bedanken."

Abends war ich schon bei Suse und blieb dort acht Tage. Inzwischen fuhr Suse in die Stadt und kaufte mir einen Arbeitsanzug, Schuhe, eine Mütze und zwei Hemden.

"Aber die Hemden hab ich ja damals für dich geschenkt bekommen", protestierte ich. Sie lachte und fragte: "Kommst du mit fünfzig Złoty aus?"

"Dafür bekomme ich fünfundzwanzig Mark, und die Reise kostet ab Mittwaldau nur achtzehn Mark."

Mit Reiseproviant gut versorgt, fuhr ich weiter. Bisher war ich immer sorglos über die grüne Grenze gegangen, aber nun überfiel mich eine unbegreifliche Angst. Mein Karton mit den neuen Sachen war wohl die Ursache. Sie werden mich für einen Schmuggler halten und mir alles abnehmen oder mich den deutschen Behörden übergeben. Zu viel stand für mich auf dem Spiel. Ich stieg schon eine Station früher aus und ging über die Felder weiter. Eine halbe Stunde vor der Grenze versteckte ich mich im Wald und wartete, bis es dunkel wurde. Dann schlich ich klopfenden Herzens weiter. Hinter jedem Baum und jedem Strauch vermutete ich einen Grenzposten und starrte bewegungslos, bis mir die Augen schmerzten. Vorsichtig schlich ich im großen Bogen vorwärts, aber ein Knacken im Unterholz jagte mich wieder zurück. Keuchend hetzte ich durch einen hohen Tannenwald, hörte hinter mir deutliche Schritte. Weiter, weiter um Gottes willen nur weiter! Ich stolperte, schlug lang hin, der Karton fiel mir polternd aus der Hand. Aus!

Ich hatte nicht mehr die Kraft, mich aufzurichten, und wartete schon auf den Fußtritt. Jetzt – jetzt! – aber es geschah nichts. Das Echo meiner eigenen Schritte hatte mich verfolgt.

Als ich weitergehen wollte, wußte ich nicht mehr, wo die Grenze war, und hatte jede Orientierung verloren. Irgendwo bellten Hunde. Wird ein Dorf sein, dachte ich und lief weiter. Aber gleich darauf kam das Gebell aus einer anderen Richtung. Ich lief und lief. Schweißgebadet und völlig erschöpft hockte ich schließlich an einem Baum.

Pferdegetrappel scheuchte mich in eine dichte Schonung. Ein Bauernwagen fuhr vorüber, und auf Händen und Füßen kroch ich wieder aus meinem Versteck. "Brrr!" Der Wagen stand. "Junge! Habe ich mich erschrocken", sagte der Bauer.

"Komm ich hier geradeaus nach Mittwaldau?"

"Nein, mehr links. Geradeaus streifst du wieder die Grenze."

"Haben Sie deutsche Grenzposten gesehen?"

"Ja, am Waldrand."

"O Gott!" Mir zitterten die Knie.

Der Bauer schimpfte: "Solch ein Unverstand, Kinder auf Schmuggel zu schicken. Komm, setz dich auf den Wagen. Ich lade nur noch einen Meter Holz und fahre dann nach Schielunke zurück. Bist mein Sohn, hörst du?" Ich half ihm Holz aufladen und versteckte meinen Karton darunter.

Ich saß im Zug und schielte ängstlich aus dem Fenster. Wenn er doch nur abfahren wollte. Eine Pickelhaube ging über den Bahnsteig von Mittwaldau. Ich erschrak, rannte in den Abort und verriegelte die Tür. Endlich rollte der Zug. – Gerettet! Ich lief von einem Fenster zum anderen, ohne meinen Karton aus der Hand zu legen. Ein Herr fragte kopfschüttelnd: "Du fährst wohl zum ersten Mal mit der Bahn?" Ich zeigte ihm stolz meine Fahrkarte: "Da staunen Sie, was?"

"Und ob", sagte er lachend. –

Nun saß ich in einer Ecke und träumte, träumte wie schon so oft und konnte es nicht fassen, daß es diesmal kein Traum war. Als der Schaffner ins Abteil kam, streckte ich ihm als erster der Karte hin. Ich dachte, er wird sich wundern, wird sagen: *Donnerwetter! So weit fährst du? Und ganz allein. Wie alt bist du denn? – Bald sechzehn, nein, siebzehn! Hier, gucken Sie sich meinen Meldeschein an. November neunzehnhundertzwei steht darauf.* Ja, neunzehnhundertzwei geboren, nicht etwa drei!

Aber er warf nur einen kurzen Blick auf meine Fahrkarte, machte einen häßlichen Strich darauf und gab sie mir schweigend zurück. Ich war sehr böse auf ihn.

"Merseburg! – Merseburg!" – Ich fuhr erschrocken zusammen und blieb zuerst wie gelähmt sitzen. Dann sprang ich auf, vergaß mein Päckchen und lief – rannte wieder zurück, riß den Karton an mich und sprang aus dem Zug.

Dann stand ich ratlos auf dem nächtlichen Bahnsteig, starrte auf das lange Schild und buchstabierte: *MERSEBURG*. Plötzlich liefen mir die Tränen über die Wangen. Ein Mütterchen fragte besorgt: "Warum weinst du denn, Junge? Hast du deine Mutter verloren? Bist du hier fremd?"

"Ja, ich – ich bin in der Fremde."

Anhang:

Wie ich ein Schriftsteller wurde⁹

Ich stamme aus der ehemaligen Provinz Posen, dort hinter den schwarzen Wäldern, wo sich die Füchse gute Nacht sagen. Mein Vater war Holzfäller und Landarbeiter. 1903 kam ich als 5. unnützer Fresser auf die Welt. Deshalb legte er einen Teil seines kargen Lohnes in Schnaps an und verkaufte seine Kinder für zehn bis fünfzehn Taler jährlich an die Großbauern. Ich möchte betonen, daß es nicht nur mir so ergangen ist, sondern Tausend andern Arme-Leute-Kindern auch. Denn die Arme-Leute-Kinder waren sehr zahlreich und daher sehr billig. Die Großbauern zahlten für solch ein Arme-Leute-Kind meistens nur 10 Taler. Wir wurden bei diesem Handel abtaxiert, wie man Kälber abschätzt, die verkauft oder geschlachtet werden. Meine Muskeln waren mit 9 Jahren nur sehr schwach. Deshalb zahlte ihm der Großbauer nur 8 Taler jährlich, ließ mich 16 Stunden arbeiten und im Pferdestall schlafen. Nur eins hatten sich die Eltern ausbedungen: der Junge muß jeden Sonntag in die Kirche. Ich hätte mich lieber irgendwo verkrochen und mal richtig ausgeschlafen, aber der Bauer paßte gut auf, ich mußte in die Kirche, damit ich einmal in den Himmel käme. Außerdem mußte ich öfter zur Beichte, weil ich den Schweinen die Pellkartoffel aus dem Trog stahl. Dafür bekam ich vom Bauer Prügel. Aber der Pfarrer war ein guter Mensch. Er gab mir als Buße nur 10 oder 20 Vaterunser auf, ich mußte ihm versprechen, nie wieder Pellkartoffeln zu stehlen, sonst würde ich in die Hölle kommen. Aber ich stahl doch wieder den Schweinen Pellkartoffeln, weil der Hunger größer war als die Furcht vor der Hölle. Wen Gott liebt, dem schickt er das Kreuz, tröstete mich meine Mutter. Der liebe Gott muß mich damals sehr [2] lieb gehabt haben; denn das Kreuz, das er mir aufbürdete, wurde immer schwerer und unerträglicher. So war

311

⁹ Typoskript (durchschlag, einseitig beschrieben) in: Akademie der Künste Berlin, Archiv Theo Harych, Signatur 23/4. Eine veränderte version dieses autobiografischen berichts wurde veröffentlicht in: Tägliche Rundschau 241/17.10.1954 unter dem titel '*Meine Frau spitzte mir zehn Bleistifte an*'. Es existiert dazuhin eine tonaufnahme, in der der autor diesen text spricht, offenbar von einer rundfunksendung (AdK, signatur AVM 31.1409). Der titel für die vorliegende veröffentlichung wurde vom herausgeber gewählt. Einige schreibfehler wurden korrigiert. [...] markiert die originalen seitenbrüche.

es verständlich, daß ich mich einmal abends im bloßen Hemd in den hartgefrorenen Schnee legte, weil ich endlich in den Himmel kommen wollte. Aber ich starb nicht. Trotz schwerer Lungenentzündung lief ich bald wieder verlaust, zerlumpt und halb verhungert umher. Und sehnte mich nach dem Paradies auf Erden. Dieses Paradies waren die Kohlgruben in Senftenberg und Geiselthal¹⁰. Nach dorthin wollten alle Burschen, kaum, daß sie 16 Jahre alt wurden. Dort sollte es sich gut leben lassen und dort sollte man viel Geld verdienen. Und ich glaubte es, denn einer oder der andere kam mal zu Besuch, er hatte einen neuen Anzug an, einen billigen Anzug vielleicht, aber gemessen an den Lumpen, die wir Arme-Leute-Kinder trugen, diese Lappen mit Bindfaden, Draht und Drähten zusammengebunden, erschien mir dieser Anzug doch sehr teuer und vornehm. Daher konnte ich nicht erwarten, bis ich 16 Jahre alt wurde, sondern lief mit 15 ½ Jahren fort, und landete in Merseburg. Mein Bruder Erwin arbeitete schon in Geiselthal als Lockführer, ich hatte ihm geschrieben, er sollte mir Arbeit besorgen, sonst würde ich in der Heimat zu Grunde gehen. Aber er hatte der Mutter erwidert, laß Theo dort nur ruhig den Ochsenknecht spielen, denn hier in der Fremde verliert er seine Seele. Und Mutter sagte, es ist besser, die Läuse fressen dich auf, als daß du in der Fremde dein Seelenheil verlierst. Ja, sie hatten Angst nur um meine Seele und diese Angst war nicht einmal unbegründet. Denn als ich in Merseburg landete, saß mein Bruder Paul, zwei Jahre älter als ich, schon in Untersuchungshaft in Weimar. Was hatte ihn dorthin getrieben. Vielleicht das, was auch mich hingetrieben hätte, wenn ich nicht zufällig in gute Hände geraten wär. Auch ich merkte, genau wie mein Bruder Paul, daß wir der einen Hölle entronnen waren, aber in eine andere Hölle geraten sind. Die Teufel in Geiselthal waren zwar gebildeter und humaner als in unserer Heimat, aber um so [3] mehr brutaler und gemeiner. Die Enttäuschung war so groß, daß mein Bruder Paul nicht mehr den Mut fand, ein neues Leben in der Fremde anzufangen, sondern er holte sich mit Gewalt das, was er zum Leben brauchte und sagte: "Wenn es nicht mehr weitergeht, dann hänge ich mich auf!" Und er erhängte sich an seinen Hosenträgern mit 20 Jahren in Halle. Sein Freund, Helmut Rakott, war auch ein anständiger Kumpel gewesen. Aber die vielen Streiks und Aufstände hatten ihn mutlos gmacht, er glaubte nicht mehr an den Sieg der Arbeiter, beschaffte sich eine Pistole und machte Revolution auf eigene Faust. Er schoß einen Grubendirektor nieder, beraubte einige Händler und beging noch mehr Verbrechen. Dieser Weg mußte notgedrungen auf Schafott führen und er führte auf Schafott. Er wurde 1923 in Halle enthauptet.

¹⁰ Das Geiselthal ist eine Landschaft in Sachsen-Anhalt westlich von Merseburg. Früher "Geiselthal".

Ich ging einen anderen Weg. Nicht den Weg meines Bruders in einen sinnlosen Tod und nicht den Weg des Anarchisten Rakott, sondern den Weg des gemeinsamen Kampfes mit den Kumpels in Geiselthal. Dieser Weg war schwer und hart. Tausende Kumpels wurden erschossen, totgeprügelt, die Schädel wurden ihnen eingeschlagen. Viele landeten in Zuchthäusern, im Gefängnis, andere wurden irgendwo verscharrt. Auch ich kam ins Gefängnis. Nur, weil ich während des mitteldeutschen Aufstandes Speck und Brot an die halb verhungerten Kinder in Geiselthal verteilt habe. Diese Lebensmittel hatten wir allerdings gewaltsam aus einem Lebensmittelmagazin der Grubenverwaltung herausgeholt. Vier Lastwagen voll waren es. Ich stand oben auf dem Lastwagen, hatte ein altes Seitengewehr in der Hand, zerteilte die Brote in zwei Teile und die Speckseiten in mehrere Stücke und warf es den Frauen zu. Dabei wurden wir fotografiert. Vier Aufnahmen prangten später an den Zäunen und Litvassäulen als Steckbriefe. So stand ich vor solch einem Bild, erkannte mich darauf und las: "Tausend Mark Belohnung, wer diesen Verbrecher namhaft machen kann!"

Irgendwie empfand ich dabei ein stolzes Gefühl, denn ich dachte, in der Heimat haben sie bloß 8 Taler für dich bezahlt, heut wollen [4] sie schon Tausend Mark für dich ausgeben. Also, bin ich mächtig im Kurs gestiegen, dachte ich zufrieden. Als der mitteldeutsche Aufstand zusammenbrach, holten die Sipos die Kumpels mit Gewehrkolbenschlägen aus den Baracken. Später wurden sie humaner und führten die Kumpels nur gefesselt ab. Eines Tages kamen zwei Herren auf den Bagger, legten dem Baggerführer Handfesseln an und mich hielten sie nur am Arm fest. So kam ich ins Gefängnis nach Merseburg. Dort durfte ich mir überlegen, wo es sich besser leben ließ, in der Freiheit, oder im Gefängnis. Und ich kam zu dem Schluß, im Gefängnis war es doch etwas besser. Die Pritsche war zwar hart, dafür konnte ich aber ruhig schlafen, denn dort gab es keine Tapetenflundern wie in den Baracken. Das Essen war im Gefängnis sehr mager, aber auch nicht schlechter als in der Grubenkantine. Um halb sechs schrillte die Glocke. Wer nicht aufstand und Korridor fegte oder Holz hackte, der bekam mittags nichts zu essen. Um halb sechs Uhr dröhnten auch die Sirenen in den Gruben. Wer nicht aufstand und schuftete ging, der bekam auch nichts zu essen. Wo war da der Unterschied? Freiheit – in der Freiheit konnte man zum Beispiel ins Kino gehen, wenn man Geld hatte, aber ich hatte keins. Ich war froh, wenn mein Lohn für Brot und Margarine reichte. Ich wäre gern noch länger im Gefängnis geblieben, aber sie warfen mich nach 14 Tagen wieder hinaus und gaben mir den guten Rat, in einen Verein christlicher Männer einzutreten. Ich versprach, ins Kloster zu gehen. Dann stand ich auf der Straße und suchte Arbeit. Aber wenn ich irgendwo anfragte, dann hieß es: "Wo haben sie zuletzt mal gearbeitet? – in Mücheln?" Einen Augenblick, einen Telefonanruf und

dann kam der Bescheid. "Nein! solchen roten Hetzer können wir nicht gebrauchen!" Roter Hetzer, sagten sie. dabei wußte ich nicht, was sie damit meinten. Ich war in keiner Partei und kümmerte mich auch nicht um eine Partei. Die Partei waren für mich die Arbeiter, die armen Kumpels, die gleich mir schufteten und [5] verhungern mußten. Aber jetzt fing ich an, nachzudenken und wußte plötzlich, wer die roten Hetzer sein sollten. Was sollte man tun, wenn man auf der Straße lag und kein Dach über dem Kopf hatte? Betteln? Das war bei uns zuhause verpönt. Wer soweit herabgesunken ist, den hat Gott gestraft, hieß es. Aber wenn man zum Beispiel zwei Tage nichts gegessen hatte und zwei Nächte auf der Klosettbrille auf dem Bahnhof Merseburg zugebracht hatte, dann entschloß man sich doch, irgendwo an eine Tür anzuklopfen und um eine Tasse heißen Kaffee zu bitten. Und langsam verlor man die Scheu vor der Bettelei.

Und dann habe ich "gearbeitet". Vier Stunden lang "Klinken geputzt", dann eine viertel Stunde Pause, wie ich es in der Grube gewohnt war, und dann wieder vier Stunden von Tür zu Tür. So sammelte sich Pfennig um Pfennig in meine Tasche und ich mußte schließlich das Geld an einen Freund in Halle abschicken, denn wenn mich die Polizei mit mehr als einer Mark beim Betteln erwischt hätte, wäre ich wegen Bettelns ins Gefängnis gekommen. Eineinhalb Jahr ging das so, dann besuchte ich den Freund in Halle. Er sagte zu mir: "Soll das mit dir weiter so gehen, willst du dort landen wo dein Bruder gelandet ist?" Ich fragte ihn: "Hast du etwa Arbeit für mich?" Nein, er hatte keine. Aber er sagte: Ich hätte doch bei ihm viel Geld gespart und sollte auch Autofahren lernen und mich dann um eine Stelle als Schofför bemühen. Ich lernt in Halle an der Saale Autofahren, bestand die Prüfung aber niemand wollte mich haben. Denn zu dieser Zeit lagen schon Tausende von Arbeitern auf der Straße, bald wurden es hunderttausend. In meiner Verzweiflung beschloß ich, eine Dienerschule zu besuchen, weil ich hörte, der Dienerlehrer garantierte jedem Schüler eine Anstellung als Dienerschofför. Zwanzig junge Schofföre waren in der Dienerschule, sie saßen um eine Tafel und ein Schüler spielte dabei den Diener. Er hatte ein Tablett mit einigen Preßkohlen in Zeitungspapier eingewickelt, das etwa dem Gewicht eines gespickten Hasen besaß und balancierte damit um den Tisch herum, bis ihm das [6] Kreuz schmerzte. Dann spielte der Lehrer den Grafen oder den Baron, seine Frau die Gräfin oder Comtesse und wir Schüler mußten sie empfangen, bedienen und lernen, wie man die Damen die Treppen hinauf und herunter begleitet. Schließlich lernte ich alles, was ein hochherrschaftlicher Diener wissen muß, bestand die Prüfung mit gut und der Lehrer hielt Wort. Ich bekam Anstellung als Dienerschofför beim Freiherrn von Wintzigerode-Knorr-Hanstein auf Rittergut Besenhausen Kreis Heiligenstadt. Dreißig Mark zahlte mir der Herr Baron monatlich. Dafür durfte ich die

Herrschaften bedienen, die Stiefel putzen und das Auto waschen. Fahren tat der Herr Baron selbst. Aber ich hatte ja schließlich den Führerschein gemacht und wollte auch mal Autofahren. Deshalb habe ich, wenn der Herr Baron mal nicht da war, den Wagen aus der Garage geholt und einige Male um den Misthaufen gefahren. Fünf Monate ging das so. Dann kamen Wahlen. Da ließ der Herr Baron in der Gesindelstube anschreiben: "Wessen Brot ich esse, dessen Lied ich singe, mein Dienst-Personal wählt deutsch-national." Das fiel mir auf. Dein Brot esse ich, dachte ich, bei dreißig Mark im Monat. Ich glaube du bist mir noch was schuldig, lieber Herr Baron. Und dein Lied soll ich singen, was ist das für ein Lied? Dein Lied? Dann kann es nicht mein Lied sein. Ich sang ein anderes Lied, ein Lied von der Freiheit und Gerechtigkeit. Aber dieses Lied kannte der Herr Baron nicht. Ja, ich fürchtete sogar, daß dieses Lied auch die Leute im Dorfe nicht kannten. Deshalb ging ich abends zur Wahlversammlung ins Dorf. Dort hielt ich die erste Rede in meinem Leben. Ich erzählte von den harten Kämpfen der Bergarbeiter in Geiselthal, von der Not und dem Elend. Meine Rede hat den Leuten wohl sehr gefallen, denn sie klatschten sehr. Aber am nächsten Morgen, hätte es auch beinahe geklatscht: "Raus!" schrie der Baron. "Sie haben mir gerade noch gefehlt, mein Dienstpersonal aufputzen und die Leute im Dorf noch dazu, was? Scheren [7] sie sich zum Teufel, sonst lasse ich die Hunde los!"

315

Wieder stand ich auf der Straße. Voll Verzweiflung und Zorn auf die Grafen, Barone, Regierung, Polizeiamter und Herbergen. Ja, auch auf die Herbergen, denn, die hatte ich inzwischen hassen gelernt. Man mußte 40 oder 60 Pfennig bezahlen für eine Übernachtung, bevor man aber ins Bett durfte, las der Herbergsvater aus der Bibel vor und sein Kalvakter stand neben ihm und paßte gut auf. Wehe dem, der dabei nur das Gesicht verzog, der wurde unbarmherzig auf die Straße hinausgeworfen, ganz gleich, ob es Sommer oder Winter war. Ich habe nicht gegrinst, denn ich bin streng katholisch erzogen worden, achtete damals und achte auch heute jeden Glauben. Jeder soll nach seiner Facon selig werden. Dennoch mußte ich ein sehr dummes Gesicht gemacht haben bei diesen Bibelvorlesungen, denn ich wurde öfter hinausgeworfen. Jetzt begann sozusagen meine literarische Tätigkeit. Jeden Zettel, den ich fand, beschrieb ich. Brandbriefe waren es, an die Regierung, Polizei, Bürgermeisterei usw. Aber ich schickte diese Zettel nicht weg, weil ich das Porto dazu nicht hatte, sondern piekte sie irgendwo an einen Zaun oder an einen Strauch auf und wanderte weiter. Einer oder der andere wird sie schon lesen, dachte ich.

So kam ich nach Neuruppin. Im Park schrieb ich mein erstes Gedicht. 15 Strophen "Mensch ohne Arbeit", war die Überschrift. Darin habe ich versucht, das ganze Arbeitslosenelend auf der Straße zu schildern. Es war ein sehr ernstes Gedicht in

den schwärzesten Farben gemalt. Ich schickte es einem Verlag nach Berlin und wartete auf Antwort. Inzwischen schlief ich zwischen den Sträuchern am Bahndamm in Neuruppin, bettelte und suchte Arbeit. Die Frau am Zeitungskiosk gab mir die Berliner Zeitung kostenlos zum Durchsehen und um jede freie Stelle, die angekündigt wurde, bewarb ich mich. – Zeugnisabschriften, Lebenslauf. Wochen, Monate ging das so, nie bekam ich Antwort, das Briefpapier und Porto mußte ich mir [8] erbetteln. Und es war nicht leicht, diese Pfennige zusammenzubringen, denn das Arbeitslosenheer war mittlerweile schon auf 4 Millionen gestiegen. Endlich kam ein Brief. Mein Gedicht kam zurück, dazu ein Begleitschreiben. Ihr Gedicht ist für uns im Verlag nicht geeignet, wenden Sie sich doch bitte an ein Witzblatt, hieß es darin. Mit diesem Brief in der Hand saß ich im Neuruppiner Park und weinte wie ein Kind, denn ich konnte nicht begreifen, was an diesem Gedicht witzig sein sollte. Da kam ein Arbeiter aus den Minimax-Werken vorbei und fragte, "was weinst du denn, wer hat dir etwas getan?" Ich gab ihm den Brief und das Gedicht und sagte: "Lesen sie sich das mal durch! Witzig soll das sein? Sind die Leute denn wahnsinnig geworden, haben sie denn kein Herz und kein Verstand mehr?" Der Arbeiter las den Brief und auch das Gedicht und antwortete: "Das Gedicht ist gar nicht so schlecht, manches sogar sehr gut und doch muß man lachen, wenn man es liest, weil du die meisten Wörter so komisch schreibst. Brot schreibst du mit zwei t, also Brott, Proleten schreibst du Proletten usw." Ich schämte mich sehr, denn ich dachte an die vielen Zettel, die ich geschrieben habe und ich hatte Fantasie genug, mir auszumalen, was aus diesen Zetteln geworden ist. Mancher Vater hat vielleicht so ein Ding heimgebracht und zu den Kindern gesagt: "Hier scheint ein armer Irrer durchgekommen zu sein, hört, was er aufgeschrieben hat!" Ja, ich schämte mich und wußte, du mußt Schreiben lernen, denn ich habe kaum die Schule besucht und konnte, als ich aus der Schule entlassen wurde, kaum meinen Namen richtig schreiben. Im Sommer, da hatte der Bauer dem Lehrer ein paar Eier oder ein halbes Pfund Butter gebracht und das Arme-Leute-Kind wurde für die Arbeit reklamiert. Aber jetzt mußte ich schreiben, richtig schreiben, denn ich hatte so viel auf dem Herzen. Deshalb schaffte ich mir ein Schreibheft an, fragte die Zeitungsfrau, wie das Alphabet langgeht und trug dann die Buchstaben auf jeder Seite ein. Jedes Wort, das ich nicht konnte, suchte ich [9] in den Zeitungen bis ich es fand und trug es in mein Büchlein ein. So füllte sich langsam mein Büchlein und meine Schreibweise wurde langsam besser. Eines Tages las ich in der BZ am Mittag wieder eine freie Stelle. Junger Schofför wird für Berlin sofort verlangt. Da packte mich die Wut, denn ich hatte schon so viele Bewerbungen abgeschickt und niemals Antwort bekommen. Auf irgendeinen Zettel schrieb ich auf: "Ich bin jung, kann gut fahren, aber schlecht schreiben, wenn sie mich gebrauchen können, dann schicken sie mir das Fahrgeld nach Neuruppin

Postlager oder warten sie, bis ich zu Fuß nach Berlin komme!" Diesen Zettel steckte ich in einen Umschlag und warf ihn unfrankiert in den Briefkasten. Und darauf bekam ich Antwort. Der Direktor der Firma Windhoff aus Berlin-Schöneberg schrieb mir ebenso kurz: "Wir können sie gebrauchen und warten so lange." Dann bin ich 77 km gelaufen, aber es machte mir damals mehr Spaß, als heute mit dem D-Zug. In Berlin angekommen, sagte der Direktor: "Wir haben hunderte Bewerbungen bekommen, ausgerechnet sie haben wir herausgesucht. Wissen Sie warum?" – "Nein", sagte ich. Da meinte er: "Wir brauchen nämlich gar keinen Schofför in Berlin, sondern der Chef, Herr Windhoff. Aber Herr Windhoff lebt auf seinem Rittergut Scharfenbrück bei Luckenwalde. Und da sie ja Dienerschöfför und bereits auf einem Rittergut gearbeitet haben, haben wir ihre Bewerbung bevorzugt. Aber aus ihren Zeugnissen geht hervor, daß sie nur auf dem Lande gefahren sind. Herr Windhoff braucht aber einen Schofför, der auch in der Großstadt fahren kann. Deshalb müssen sie vorläufig in Berlin bleiben und erst in der Großstadt fahren lernen. In dieser Zeit bekommen sie wöchentlich 35,- DM." Die erste Woche verging, ich bekam 35,- DM ausgezahlt, aber es waren schon 65,- DM Polizeistrafe fällig wegen verkehrswidrigen Fahrens. Damals konnte ich noch nicht begreifen, weshalb man in bestimmten Straßen in der einen Seite hineinfahren [10] durfte, von der andern aber nicht. Auch das Herumfahren um einige große Plätze kam mir unsinnig vor und ich fuhr geradeaus, um dabei Benzin zu sparen. Das alles aber hatten mir die Polizisten krummgenommen. In der zweiten Woche ging es schon besser. Da brauchte ich nur noch 40,- DM Strafe zahlen. Schließlich kam doch der Sonnabend, also der Zahltag, an dem ich meinen Lohn bekam, aber keine Polizeistrafe mehr eingelaufen war. Da sagte der Direktor: "Sehen sie, der beste Beweis, daß sie in Berlin fahren können." Also, ab zu Herrn Windhoff nach Scharfenbrück.

Herr Windhoff, ein kleines rundliches Männchen mit einem sehr sympathischen Gesicht empfing mich sehr freundlich und fragte: "Mein neuer Schofför?" – "Jawohl, Herr Windhoff", brüllte ich, so wie ich es in der Dienerschule gelernt hatte und nahm straffe Haltung an. Da sagte Windhoff: "Sie bekommen 50,- DM Lohn die Woche, und todarbeiten brauchen sie sich nicht bei mir." Ich machte eine tiefe Verbeugung und erwiderte: "Ich danke sehr, Herr Windhoff." Mein neuer Brotherr aber, sagte mit ernstem Gesicht: "Wenn sie mir nur mit einem Wort widersprechen, dann sind sie fristlos entlassen, verstanden?" – "Jawohl", brüllte ich und dachte, bei 50,- DM in der Woche, da kannst du quasseln, so lange du Lust hast, mein Lieber, ich werde den Mund halten. Nachmittag, kam das Mädchen aus dem Schloß und fragte: "Unser neuer Schofför?" Ich bejahte. Da fragte sie weiter: "Wie lange wollen sie denn hier aushalten?" Ich, bei 50,- DM in der Woche?

"Fräulein, ich werde mich langsam nach einem Mädchen umgucken und mich hier seßhaft machen." Da sagte sie: "Ich bin schon zwei Jahre hier im Schloß, Stubenmädchen. In dieser Zeit sind sie, glaube ich, schon der achte Schofför. Und vorgestern ist der 21. Inspektor auf's Gut gekommen." Da wurde mir Angst. Was muß das für ein Mensch sein, dieser Windhoff, dachte ich. Und beschloß abzuwarten. Drei Tage später ging es nach Berlin. Herr Windhoff [11] setzte sich hinten in seinen großen Mercedes und vorn, am Steuerrad saß ich.¹¹ Zwischen uns waren Glasscheiben. Wenn Herr Windhoff hinten etwas sagte, kam es vorn dreifach verstärkt wieder heraus. Herr Windhoff besaß in Berlin eine Motorradfabrik, dort wurden Windhoff-Motorräder gebaut. Es waren wassergekühlte Maschinen, 750 und 100 cbcm stark. Wir nannten sie Ozeanendampfer. Diese Maschinen wollte kein Mensch kaufen und darüber ärgerte sich Herr Windhoff sehr. Also, fuhren wir nach Berlin, die Straßen waren damals noch sehr schlecht, es gab viele Schlaglöcher. Wir waren kaum aus der ersten Kurve heraus, da holperte schon der Wagen und im Schalltrichter hörte ich: "Passen sie doch auf, sie Idiot!" Das tat sehr weh. Das hätte sich einer wagen sollen, in Geiseltal zu den Kumpels zu sagen, dem hätten wir ganz schön auf die Gusche geklopft. Aber dort in Geiseltal war ich ja nicht alleine, dort hatten wir zusammengehalten, aber hier war ich wieder allein. Natürlich konnte ich auch was sagen, aber, wenn sie mir widersprechen ... und ich hatte kein ganzes Hemd mehr auf dem Leib. Steckte die Idioten und die Dummköpfe, die mir Herr Windhoff an den Kopf schleuderte, wortlos ein und fraß den Ärger darüber in mich hinein. Aber jede Woche brachte ich meinen Lohn auf die Sparkasse, denn außer Wäsche bekam ich die ganze Dienstkleidung geliefert. Ein halbes Jahr ging das so. Langsam hatte ich mich an die Beleidigungen und Schmähungen gewöhnt, dann gab es in Swinemünde ein Motorradrennen. Die beiden Windhoff-Maschinen sollten dort die Bewährungsprobe ablegen, möglichst mit dem ersten Preis davonkommen. Herr Windhoff bestieg den Mercedes und rief: "Swinemünde!" Ich war auf diese Reise nicht vorbereitet und blickte mich fragend um. Da sagte Herr Windhoff böse: "Fahren sie doch schon, sie Idiot! Wenn sie nicht um 2 Uhr in Swinemünde sind, fliegen sie raus, ver- [12] standen?" Ich überlegte schnell. Swinemünde, 2 Uhr, Mercedes, du wirst dich wundern, Dickerchen, dachte ich, wir werden noch früher da sein. Nein, ich hab mich gewundert. Fuhr ich schnell und der Wagen holperte, dann schrie Herr Windhoff: "Können sie nicht ausweichen, sie Idiot, passen sie doch auf, sie Idiot!" Fuhr ich langsam, rief Herr Windhoff: "Fahren sie doch zu, sie Dummkopf, sonst kommen wir nicht hin!" Nach 17 Idioten und 6 Dummköpfen war ich in Swinemünde. 5 Minuten vor 2, schweißgebadet am Steuer. 10 Minuten

¹¹ Die letzten beiden wörter fehlen im typoskript.

nach Rennbeginn kam die Nachricht, die 750 cbcm Windhoffmaschine ist ausgefallen wegen Motorschaden. Da lief der kleine Windhoff an wie ein roter Auerhahn. Jetzt betete ich um den Sieg seiner zweiten Maschine. Wenn die kaputtgeht, dachte ich, dann gibt's eine Katastrophe. 20 Minuten später stürzte Windhoff in den Wagen und rief Kilometerstein 63, ich blickte mich um, denn da war die Rennstrecke nach Ahlbeck zu und die durfte während des Rennens nicht befahren werden. Da schrie schon Herr Windhoff: "Fahren sie doch zu, sie Idiot." Da bin ich eben gefahren. An Kilometerstein 63 lag der Rennfahrer Batusch blutüberströmt und besinnungslos im Graben, die Windhoff-Maschine einige Schritte weiter im Acker verwühlt. Windhoff stieg aus, ging zu der Maschine, versetzte dem silberglänzenden Tank einen Tritt, blickte dann zu Batusch hinüber und knurrte: "Sie Schwein, sie." Da wurde es mir heiß. Ich glaube, wenn ich etwas in der Hand gehabt hätte, dann hätte ich in diesem Augenblick zugeschlagen. Dann fuhren wir zurück nach Swinemünde. Unterwegs begegnete uns der Krankenwagen, der den verletzten Rennfahrer abholte. Dann ging es nach Berlin. Was sich da getan hatte, möchte ich mir heute ersparen. Nur, etwa 50 Kilometer vor Berlin, fing ich schon an zu spinnen. Die vielen Beleidigungen und Schmähungen hatten mich völlig mutlos gemacht. Was hat das für einen Zweck, dachte ich, so weiter zu leben. Man muß sich beschimpfen und beleidigen lassen, darf sich [13] nicht wehren, sonst liegt man gleich wieder auf der Straße. Bei diesen Überlegungen drückte ich unbewußt auf die Pedale und der Wagen fuhr immer schneller – 90, 100, 110 km – so, jetzt einen dicken Baum ausgesucht und dagegen geprallt und schon ist alles zu Ende. Was kann schon passieren? Ein Haufen verbogenes Blech, Eisen und zwei Fleischklumpen. Der eine wird mager sein, und der andere fett, man wird sie schon auseinanderbekommen. Da hörte ich plötzlich eine Stimme, ja, ich hörte sie wirklich. Es war die Stimme des Betriebsrates Promera aus dem Geiseltal: "So nicht, Theo, was hat das schon für einen Sinn, wenn du diesen Menschen umbringst? An seine Stelle kommt ein anderer und der wird womöglich noch schlechter sein. So können wir nicht kämpfen! So kommen wir nicht weiter. Denke an deinen Bruder Paul! Denke an Helmut Rakott! Auch er hat seinen Peiniger, den Grubendirektor, erschossen und der nächste Direktor, der war ein noch größerer Arbeiterschinder als der erste." Mahnend und eindringlich kam die Stimme. Und langsam verringerte sich wieder die Geschwindigkeit des Wagens. In Berlin Kaiserstraße stiegen noch Frau Windhoff und ihre beiden kleinen Kinder zu und dann ging es weiter nach Scharfenbrück. Elf Kilometer vor Luckenwalde, es war etwa 2 Uhr nachts, ich war müde, ausgepumpt, verärgert, seelisch und körperlich fertig, da kam ein tiefes Schlagloch, ich habe nicht aufgepaßt, bemerkte es zu spät, die Vorderräder hauten rein, die Hinterräder hauten rein, dann gab es einen Krach, aber ich konnte den

Wagen noch in meiner Gewalt behalten. Da schrie Herr Windhoff: "Ochse!" Das war ganz neu, diesen Ausdruck habe ich zum ersten Mal von Herrn Windhoff gehört. Vielleicht deshalb habe ich automatisch auf die hydraulischen Bremsen mit aller Gewalt gedrückt, die Bremsen quitschten, der Wagen krümmte sich, stand. Ich stieg aus und Herr Windhoff fragte böse: "Was ist denn los, warum fahren sie nicht weiter?" – "Ich suche die Ochsen, Herr Windhoff." – "Sie sind fristlos entlassen! Sie bringen den Wagen sofort in die [14] Garage und lassen sich morgen im Büro die Papiere geben." Aber ich lachte ihn aus und sagte: "Ich denke nicht daran, Herr Windhoff, ich bin eben erst fristlos entlassen worden." Da bat mich seine Frau: "Herr Harych, bitte, fahren sie doch weiter, die Kinder müssen ins Bett!" Sonst pflegte Frau Windhoff nur zu sagen: "Schofför", jetzt sagte sie schon Herr und bitte. Ich mußte zu ihr Gnädige Frau sagen, jetzt sagte ich Frau Windhoff. "Es tut mir leid, schon den Kindern zuliebe würde ich weiterfahren, aber so lang noch Ochsen auf der Straße herumrennen, ist mir das zu gefährlich." "Aber ich bitte sie," meinte Frau Windhoff, "es sind gar keine Ochsen da." Ich antwortete aber: "Das sagen sie so. Herr Windhoff hat welche gesehen." Und es blieb dem kleinen Windhoff nichts anderes übrig, als schließlich zu sagen, "bitte Herr Harych, fahren sie doch weiter, ich sehe doch gar keine Ochsen." Schon wollte ich vorn einsteigen, aber ich weiß nicht wie es kam, ich öffnete plötzlich die hintere Tür und sagte: "Stimmt, Herr Windhoff, draußen sind keine Ochsen, aber drin sitzt noch einer, und mit solchem Ochsen fahre ich nicht mehr! Schluß! Feierabend!" Dabei knallte ich die Tür zu und lief elf Kilometer zur nächsten Bahnstation. Dabei sang ich trotz strömenden Regens "Im Wald und auf der Heide", denn mir war plötzlich so froh ums Herz, so leicht. Die ganze Last, die ich monatelang getragen hatte, war plötzlich verschwunden. Ich fühlte mich glücklich und fuhr nach Berlin. Dort kaufte ich mir von meinem gesparten Geld schöne Sachen und bekam bald wieder Stellung als Schofför. Ich fuhr Grafen, Barone, Bankdirektoren, Hochstabler, Heiratsschwindler, alles was sich mir bot.

Doch in der Großstadt fühlte ich mich einsam. Sehnte mich nach ein bißchen Liebe. Vielleicht deshalb, weil dieses Verlangen in mir noch nie gestillt wurde. Ich habe nie gesehen, daß sich meine Eltern geküßt hatten, niemals bekam ich von meinen Eltern einen Kuß und doch sah ich es bei anderen und das tat mir weh. [15] Küssen nannte meine Mutter Albernheit. Aber ich wußte es besser und schaffte mir ein Berliner Mädchen an. Aber ich wurde mit ihr nicht fertig. Immer wurde ich belehrt, so mußt du das machen, so mußt du dich benehmen und ich kam mir vor, wie ein

Mullekindoof.¹² Ich ließ sie laufen und versuchte es mit einer anderen. Aber die andere hielt mich für unerfahren und ungebildet und gab mir schließlich den Laufpaß. Da setzte ich mich in den D-Zug und fuhr in meine Heimat. In dem Dorf, wo meine Mutter lebte, suchte ich eine Familie auf, mit elf Kindern, die älteste davon, Maria, nahm ich mir gleich mit nach Berlin. Wir sparten zusammen und heirateten nach 2 Jahren. Anderthalb Jahre nach der Hochzeit kam unser Horst, er lernte gut und heute ist er schon Doktor. Nicht für mein Geld konnte er studieren, denn ich war viereinhalb Jahr arbeitslos in Berlin. Aber er bekam 240.- DM Stipendium und durfte auf der Humboldt-Universität in Berlin kostenlos studieren.

Nach meiner Arbeitslosigkeit kamen die Nazis, durchsuchten meine Wohnung, verhafteten mich, mußten mich aber doch wieder freilassen. Aber ich wurde in einen Rüstungsbetrieb gepreßt, wo Panzerketten fabriziert wurden. Das gefiel mir nicht und es gelang mir nach langen Kämpfen freizukommen. Dann kaufte ich mir für 240.- DM einen Tempo-Dreiradwagen und fuhr damit Gemüse von der Zentralmarkthalle. Dann kam der Krieg, ich wurde zurückgestellt, weil ich ein kleines Gehörleiden habe. Aber 1944 im Herbst wurde ich doch eingezogen und im Tiborlager ausgebildet. Aber ich stellte mich dort so dumm an, daß man mich vier Wochen vor Kriegsschluß wegen Untauglichkeit entließ. Es gelang mir, mich und meine Familie solange zu verbergen, bis die sowjetische Armee Berlin befreite. Dann hörte ich verhältnismäßig wieder gut und fuhr im Auftrage der Fahrbereitschaft Gemüse. Inzwischen schrieb ich Erzählungen, Kurzgeschichten, ja sogar einen kleinen Roman habe ich angefangen, aber ich gab nichts fort, weil ich fürchtete, ausgelacht zu werden, und versteckte alles in einer [16] Schublade. Ich schrieb nur nach Feierabend, nachts, oder Sonntag, denn sonst mußte ich schwer arbeiten. Mein Sohn hatte eines Tages die Schublade entdeckt, und bat: "Laß das, Vater. Du kannst noch nicht einmal richtig Deutsch schreiben, quälst dich den ganzen Tag, schleppst Kisten und Säcke und des nachts grübelst du und schreibst. Das führt doch zu nichts, du machst dich noch kaputt." Und meine Frau sagte: "Horst hat recht, er studiert ja schließlich und muß wissen, ob dein Geschreibsel etwas taugt oder nichts." Aber ich hörte nicht auf sie und schrieb weiter. Meine Frau und mein Sohn hielten mich für schreibbesessen, redeten sogar zu, einen Nervenarzt aufzusuchen und beschworen mich, das Schreiben endlich aufzugeben. Trotzdem schrieb ich weiter, weil ich eben das Schreiben nicht mehr lassen konnte und weil ich zuviel auf dem Herzen und zuviel zu sagen hatte.

¹² Ein kindergedicht der 1944 geborenen DDR-atorin christiane grosz hat den titel *Mullekin Doof* (in: *Mein Wasserschwein Siglinde*; berlin 1986). Was ursprünglich damit gemeint war, konnte bisher nicht herausgefunden werden.

Im Herbst 1949 stand in der BZ am Abend ein Artikel mit der Überschrift: "Schreib's auf, Kumpel!" Darin wurde gesagt, "habt keine Angst vor weißem Papier, wir können uns gut vorstellen, daß es viele Menschen gibt, Kellner, Schofföre, oder Landarbeiter, die viel erlebt haben. Diese Leute sollen einfach ihre Erlebnisse aufschreiben und einschicken, denn wir hätten jetzt gute Lektoren, welche die Arbeiten durchsehen können und manches davon könnte gedruckt werden." Da sagte mein Sohn: "Schick' doch was ein, Vater. Was kann dir schon passieren?" Ich aber dachte an das Gedicht von Neuruppin und zögerte zunächst. Dann schickte ich aber doch zwei Kurzgeschichten ein. 10 Tage später kam ein Telegramm vom Verlag Volk und Welt. Fünf oder sechs Herren empfangen mich und nahmen mir meinen schäbigen Mantel ab und drückten mich in einen weichen Polstersessel. Es waren Schriftsteller, Lektoren und der Leiter des Verlages. Der blätterte in meiner Mappe und fragt: "Haben sie das geschrieben, Herr Harych?" Ich nickte. Daraufhin fragte mich der Verlagsleiter: [17] "Wer hat ihnen dabei geholfen?" – "Niemand, ich mußte alles heimlich schreiben, denn mein Sohn besucht die Oberschule und er glaubt schon, seinen Vater habe das Geschreibsel um den Verstand gebracht." – "Also, haben sie noch mehr geschrieben", meinte der Leiter. "Ja, einen ganzen Schubladen voll." – "Wollen sie nicht mal diesen Schubladen herbringen?" Ich schüttelte den Kopf. "Nein, nachher lachen sie mich womöglich noch aus!" Aber er sagte ernst: "Niemand lacht sie aus, Herr Harych." Da brachte ich eben die Schublade zum Verlag und fragte später, ob mein Geschreibsel was taugt. "Nein," sagt der Verlagsleiter, "denn sie bringen alles durcheinander. Niemand wird daraus klug. Aber in ihrer Arbeit steckt etwas. Man könnte sagen, ein großes Talent. Aber sie müßten erst lernen, dieses Talent richtig zu gebrauchen. Haben sie schon fortschrittliche Bücher gelesen?" – "Ja", sagte ich. "Courths-Maler habe ich schon gelesen und ...", da winkte der Leiter schon ab und fragte: "Haben sie schon etwas von Anna Seghers, Hans Marchwitza, Puschkin oder Maxim Gorki gehört?" – "Ja, von Maxim Gorki habe ich schon etwas gehört, aber noch nichts gelesen. Ich möchte alles lesen, kann mir aber keine Bücher anschaffen." Mit einem Stoß Bücher von deutschen und sowjetischen Autoren kam ich heim. Zuerst las ich in Maxim Gorki und da merkte ich, daß dieser Mann als Kind genauso geprügelt wurde wie ich. Und doch ist er ein großer Schriftsteller geworden. Jetzt tauchte die Frage auf: "Wie hat der Mann das gemacht?" Jetzt habe ich nicht mehr gelesen, sondern studiert, Zeile um Zeile, Wort um Wort, jedes Kommachen mir wichtig, und eines Tages glaubte ich es zu wissen. Einfach hinausschreiben, was man auf dem Herzen hat, hinausbrüllen und das Hinausgeschriebene zu Papier bringen. Weiter nichts. Als ich das dem Verlag erzählte, sagte der Leiter: "Sehr richtig, hinausschreien, was man auf dem Herzen hat und dann aufschreiben. Wollen Sie nicht auch einen Roman schreiben in ihrem Leben?" – "Ja, gern", sagte [18] ich,

"aber ich kann nur sonntags schreiben, denn in der Woche muß ich Gemüse fahren." – "Gut, fangen sie an, lassen sie sich aber sehr viel Zeit, bringen sie uns die ersten 20 Seiten, dann wollen wir weitersehen." Als ich heimkam und meinem Sohn erzählte, daß ich den Auftrag bekommen habe, einen Roman zu schreiben, da meinte er: "Ich habe es kommen sehen." Ich ließ mich aber nicht stören, und schrieb in vier Tagen 50 Seiten. Damit wollte ich zum Verlag laufen, aber meine Frau sagte: "Sei nicht so dumm, Theo, warte einige Wochen, sonst denken sie, du hast dich dabei gar nicht angestrengt, und zahlen dir womöglich zu wenig." Da wartete ich zehn Tage, und konnte es nicht länger aushalten. Stolz legte ich die 50 Seiten dem Verlag auf den Tisch, aber der Leiter schüttelte traurig den Kopf. "Was, 50 Seiten in zehn Tagen, nein mein lieber Freund, dabei kann nichts vernünftiges zustande gekommen sein." Er wollte mich wieder fortschicken, aber ich bat: "Lesen sie sich das bitte doch wenigstens einmal durch." Er blätterte ein wenig in meinem Manuskript und sagte dann "gut, wir werden sie zu unserem besten Lektor schicken. Lesen sie ihm ihre Arbeit vor, der Mann ist sehr kurz in seiner Beurteilung. Er wird vielleicht sagen gut, sehr gut, oder unbrauchbar. Wenn er unbrauchbar sagt, dann können sie mit ihrer Arbeit wieder heimfahren. Trotzdem würde ich ihnen raten, weiterzulernen und den Roman neu anzufangen." Ich fuhr gleich heim, und sagte zu meinem Sohn: "Horst, du hast doch die Oberschule besucht, kannst besser lesen als ich, komm mit und lies dem Lektor die 50 Seiten vor." Mit klopfendem Herzen stand ich bald vor dem Lektor. Aber er sagte: "Nein, der Autor muß selbst lesen." Da stotterte ich etwa 20 Seiten zusammen und konnte dann vor Aufregung nicht mehr weiter. "Dann lassen sie ihren Sohn weiterlesen", sagte der Lektor. Nun las mein Sohn, aber ich hörte nicht viel davon, denn das Blut hämmerte in meinem Ohr. Endlich war der Junge fertig, der Lektor hob den Kopf [19] holte tief Luft und sagte laut: "Sehr gut!" Jetzt flogen meine Hände vor Aufregung, und mein Sohn sagte: "Sei doch ruhig, Vater, hast du nicht gehört?" Der Lektor aber sagte: "Meine Zeit ist knapp, lassen sie ihre Arbeit hier, fahren sie heim und schreiben sie weiter. Und wann bekomme ich die nächsten 20 oder 50 Seiten?" – "Ich habe wenig Zeit, ich muß jeden Tag Gemüse fahren." – "Was müssen sie, Gemüse fahren?" – "Ja" – "So, so. Trotzdem sollten sie jetzt lieber schreiben. Na, in vier Tagen ist der erste, dann hören sie von uns."

Am ersten kam ein Brief vom Förderungsausschuß der Deutschen Demokratischen Republik. Umringt von meiner Familie las ich: "Sie bekommen jeden Monat 200,- DM Beihilfe, ein ganzes Jahr lang. Das Geld brauchen sie nicht zurückzuzahlen, auch dann nicht, wenn aus ihrem Roman nichts werden sollte. Wir stellen nur eine Bedingung, schreiben sie. Und wenn sie Sorgen haben, wenn ihnen oder ihrer Familie etwas fehlt, dann teilen sie uns das bitte mit, wir werden ihnen

helfen, damit sie sorgenfrei arbeiten können." Diese Worte wühlten mich auf und gaben mir die Kraft und Mut. Ich ging in meine Kammer, verhängte den Spiegel und das Fenster. Meine Frau spitzte mir zehn Bleistifte an, stellte mir eine Kanne Kaffee und einen Teller mit Brot hin und ließ mich allein. Und ich schrieb, schrieb mir die ganze Last meiner Kindheit vom Hals, schrieb 36 Stunden hintereinander. Als meine Finger wundgescheuert waren, wickelte meine Frau Leukoplast um die wunden Stellen, damit ich weiterschreiben konnte, und ich konnte weiterschreiben, weil jetzt hinter mir nicht irgend ein Freund stand, auf den man sich nicht verlassen kann, sondern unsere Regierung. Vier Monate später war mein erstes Werk "Hinter den schwarzen Wäldern" fertig. Dann setzte auch die geistige Hilfe des Verlages und des Schriftstellerverbandes ein. In Bad Sarow durfte ich 12 Wochen lang mit Kollegen diskutieren und lernen. Dann schrieb ich mein 2. Werk, "Im Geiseltal". Dann ein Kinderbuch, Erzählungen, Kurzgeschichten, Reportagen und [20] anderes. Bald kommt ein neuer Roman heraus, und ich hoffe, daß er noch besser wird, denn ich habe inzwischen viel gelernt. Der Weg vom Hütejungen zum Schriftsteller war lang und schwer, war ein Traum, den ich mit den Kumpel in Geiseltal geträumt habe. Dieser Traum ist in Erfüllung gegangen.



Nachwort (2015)

"Alle Menschen können doch nicht Lumpen und Verbrecher sein?"
*Theo Harych*¹³

Wir mögen nicht wissen, was der Mensch und was die rechte Gestaltung der menschlichen Dinge sei, aber was er nicht sein soll und welche Gestaltung der menschlichen Dinge falsch sei, das wissen wir, und einzig in diesem bestimmten und konkreten Wissen ist uns das Andere, Positive offen.
*Theodor W. Adorno*¹⁴

Theo harych (1903–1958) wurde in doruchów geboren, einem dorf in der damaligen preußischen provinz posen; heute gehört die region zu polen. Muttersprache der eltern war polnisch. Sein vater war landarbeiter, die familie hatte neun kinder. Theo war hütejunge und knecht, nur zeitweilig besuchte er die dorfschule. Seine kindheit war geprägt von gewalt und lieblosigkeit, von hunger und vernachlässigung. 1919 floh er zu einem älteren bruder nach mitteldeutschland, arbeitete in einer zuckerfabrik und im braunkohlebergwerk. Theo harych tritt der bergarbeitergewerkschaft bei und ist 1921 beteiligt am Mitteldeutschen Aufstand. Später ist er wanderbursche, diener, kraftfahrer. Er macht wahlpropaganda für die KPD, arbeitet als hilfsschlosser, macht sich selbständig mit einem dreirad-lieferwagen. Schon zu dieser zeit schreibt er erfahrungen und empfindungen auf zettel und in schulhefte. Wegen seiner mangelhaften rechtschreibung erntet er dafür zunächst nur ablehnung. In berlin (kaulsdorf) erwirbt er ein grundstück und baut sich mit eigenen händen ein haus. Aufgrund eines ohrenleidens wird theo harych erst 1944 zur Wehrmacht einberufen und bald wieder entlassen. Nach 1945 macht er wieder lohnfahren mit dem eigenen lieferwagen. Nachts und am sonntag versucht er noch immer, sich die last seiner vergangenheit, all die fragen ans leben, den hilflosen protest von der seele zu schreiben – nur für die schublade. 1949 macht ihm ein aufruf in der zeitung mut: "Schreib's auf, Kumpel!" Einen text schickt er ein. Kulturpolitische SED-funktionäre werden aufmerksam; theo harych wird ein schriftsteller der jungen DDR. Der hier erstmalig wiederveröffentlichte autobiografisch begründete roman HINTER DEN SCHWARZEN WÄLDERN entsteht; 1951 erscheint er im Verlag Volk und Welt.¹⁵

326

¹³ IM GEISELTAL (5. auflage berlin 1958, seite 32)

¹⁴ *'Individuum und Organisation'* (Soziologische Schriften I; GS 8, seite 456)

¹⁵ Ab 1967 im Mitteldeutschen Verlag Halle–Leipzig. Siehe auch harychs hier zuvor dokumentierten autobiografischen bericht *'Wie ich ein Schriftsteller wurde'*. Weitere einzelheiten zu harychs lebensgeschichte finden sich bei jürgen serke: *'Zu Hause im Exil. Dichter, die eigenmächtig blieben in der DDR'* (münchen 1998, seite 47–67); aus diesem buch stammen auch die beiden hier



HINTER DEN SCHWARZEN WÄLDERN ist eine noch heute sozialgeschichtlich bedeutsame Quelle. Der romanhaft erzählte Bericht orientiert sich weitgehend an Theo Harychs bitterer Kindheit. Zweifellos wollte der Autor in unterschiedlichen, repräsentativen und zugleich unterhaltsamen Facetten erzählen von Alltag und Befindlichkeiten der (armen) Bevölkerung solcher ländlicher Gebiete – und von Gewalt oder Verführung durch mächtige Instanzen, denen sie hilflos ausgesetzt waren.¹⁶ Dazu verdichtet er exemplarische Situationen und malt sie aus. Einzelne Momente wirken etwas überzogen, konstruiert oder klischeehaft; andererseits vermittelt Harych nuancierteste Abstufungen und Mischungen ideologischer Versatzstücke bei einzelnen Personen. Daß er dennoch sich selbst nicht heroisch-überlegen darstellt, vielmehr überdeutlich die naiven und hilflosen Fehleinschätzungen des kindlichen Theo dokumentiert, macht seinen Bericht nur glaubwürdiger.

Theo Harychs Sohn Horst erinnert sich: "Er konnte wunderbar erzählen. Wenn er mit meinen Mitschülern ins Gespräch kam, waren alle fasziniert. Er konnte über Pellkartoffeln genauso spannend erzählen wie über Tutenchamun. Gott weiß woher er alles zusammengelesen hatte. Im engen Kreis waren mehr Familiengeschichten up to date. Es waren Geschichten aus einer anderen Welt, dem tiefsten Polen, und mittendrin standen die Großmutter, der Großvater und zuletzt die Onkel und Tanten, die zum Teil in Deutschland lebten."¹⁷

Die schrecklichen, von Härte, Abgestumpftheit und selbst- und menschenverachtung bestimmten Rationalisierungen einzelner Dörfler schildert der Autor aus deren Blickwinkel; wodurch er das Ansatzweise Nachfühlen solcher seelischen Zerstörungen erleichtert. Aber warum sind sie so? Weil ihre Lebensverhältnisse ihnen extrem schwer machen, mitmenschliche Sensibilität zu entfalten. Wenn Generation für Generation die konsistente Botschaft der umfassenderen gesellschaftlichen Situation lautet: *"Auf dich als einzelnen kommt es nicht an, sieh zu, daß du überlebst!"*, wird sich oft nur

wiedergegebenen Fotografien (Quelle Jugendbild: Horst Harych, Theo Harych als Erwachsener: Bundesarchiv Koblenz). Einige biografische Daten sind der Online-Version des Nachschlagewerks *'Wer war wer in der DDR?'* (Berlin 2010: Ch. Links Verlag) entnommen. –

Diese erste Neuausgabe des Buches enthält den vollständigen Text. Zwischentitel wurden vom Herausgeber eingefügt; auf das ursprüngliche Nachwort von Martin Reso wurde verzichtet. Theo Harychs Sohn, Dr. Dr. Horst Harych, danke ich herzlich für seine Kooperation, Jürgen Serke für Solidarität und guten Rat!

¹⁶ Dieses Anliegen wird sehr deutlich auch in Harych späteren Büchern *IM GEISELTAL* (Berlin 1952) und *IM NAMEN DES VOLKES?* (Berlin 1958). Siehe hierzu in der Folge.

¹⁷ Horst Harych: *'Das gefühlte Ich in blühenden Landschaften'* (Berlin 2012, Seite 21)

selbsthaß, verachtung von noch armseligeren menschen (einschließlich der eigenen kinder) oder resignation, mißtrauen und zynismus entwickeln.

Eine schlechte ernte, eine gestorbene kuh oder arbeitsunfähigkeit aufgrund einer verletzung bedeutete für häuslerfamilien oft, hungern zu müssen. (Dennoch galt kinderreichtum als beweis für ein gottgerechtes leben.) Pacht und staatliche abgaben konnten nicht mehr bezahlt werden, der steuereintreiber pfändete die letzte kuh, der eigentümer kündigte das pachtverhältnis. Mangel und leid steigerten sich noch mit beginn des Ersten Weltkriegs. –

Deutlich wird, wie verhärtungen und egoistische, letztlich asoziale reflexe im laufe des lebens sich verselbständigen können, wenn menschenfreundlichere soziale regungen immer neu korrumpiert, zerstört, enttäuscht werden. Der autor prangert menschenverachtende momente des damaligen sozialen konsens an, indem er einfach erzählt, wie es (aus seiner sicht) war, manchmal mit bitterer ironie, aber ohne politisch-ideologische interpretationen. Dafür nuanciert genug, um dem leser zu ermöglichen, psychologische und gesellschaftliche zusammenhänge nachzuvollziehen. Selbst einige dramaturgisch konstruiert wirkende situationen dürften das grundlegende empfinden und erleben von zeitzeugen wiedergeben.¹⁸

Fast eintönig aneinandergereihte szenen fügen sich zu einem endlosen überlebenskampf, um tag für tag die jeweils aktuelle schlimme situation bestmöglich zu überstehen. Theos elterliche familie hatte sehr viel pech, auch muß peter harych, der vater, in besonderer weise seelisch belastet gewesen sein¹⁹, die borniert kirchengläubige mutter wiederum durch den gewalttätigen, verantwortungslosen mann. (Zweifellos ähnlich schreckliche lebensumstände anderer kinder und familien werden manchmal angedeutet.) Nur beim sehr genauen lesen ahnen wir, daß es in theos elternhaus auch gute momente gegeben haben dürfte, meist verbunden mit der hoffnung, es ginge jetzt vielleicht eine zeitlang aufwärts – und wenn die kinder einmal allein zuhause sind.

¹⁸ Mit einer ausnahme: Auf einschneidende, mutmaßlich traumatische situationen (häusliche brandkatastrophe, brutale gewalt des vaters gegen sein kleines kind, vergewaltigungsversuch des pfarrers an der tochter, u.a.) gehen die betroffenen kinder nach harychs bericht wenig beeindruckt zur tagesordnung über. Solche darstellungen haben möglicherweise mit traumatischen abspaltungen zu tun. Auch die ambivalente haltung der jüngeren schwestern, nachdem die mutter über tage und wochen verschwunden bleibt, deutet auf solche dissoziationen hin, – in einem chronisch traumatisierenden elternhaus durchaus plausibel.

¹⁹ Peter war das elfte kind seiner eltern und der älteste sohn. Zumindest spekulieren läßt sich, ob diese dominanz des weiblichen elements zu seiner unfähigkeit beitrug, als erwachsener auch nur minimale verunsicherungen seiner "männlichen" souveränität hinzunehmen. Auch die affektive beziehungslosigkeit seiner frau und den kindern gegenüber würde hierzu passen. Insgesamt deuten seine reaktionsweisen hin auf eine narzißtische persönlichkeitsstörung in verbindung mit massiver störung der impulskontrolle. Dazu kam die mutmaßliche alkoholabhängigkeit (als kompensationsversuch).

Im ersten drittel des buches wird zunächst der deprimierende und gewalttätige alltag der eltern mit den vier älteren geschwistern entfaltet; dann tritt der kleine theo selbst auf. Seine allererste erinnerung – so schreibt er – ist ein zerstörungsanfall des vaters, dem die gesamte wohnungseinrichtung zum opfer fällt; da ist er fünf jahre alt. Sein sohn horst zum entstehen des vorliegenden buches: "Er schrieb Tag und Nacht, er schrieb wie besessen, er schrieb bis ihm die Finger wund wurden und er, mit Pflaster beklebt, sein Bekenntnis zum Leben in drei Monaten abgelegt hatte. Wir waren damals alle fassungslos, wie ein Schaffensprozeß so eskalieren konnte. Heute ist mir alles klar. Das Rezept für die Bewältigung der Vergangenheit war das Aufschreiben der durchlebten Konflikte. Danach würde das Leben neu beginnen."²⁰

Zweifellos war die kindheit für theo eine unablässige folge psychischer traumatisierungen, keineswegs nur im elternhaus. Kompensatorische, heilsame ressourcen sind kaum zu erkennen. Freundschaften mit gleichaltrigen dürften die häufigen umzüge nicht überstanden haben. Wenigstens situativ fanden die kinder wohl aneinander etwas halt und bestätigung, – sofern nicht der durch den vom vater vorgelebten und von der mutter eher halbherzig besänftigten kampf um jeden kleinsten persönlichen vorteil solche solidarität zunichte machte. Für die söhne war der vater zweifellos auch jenseits seines familiären terrors ein deprimierendes, wohl lebenslang beschämendes vorbild.²¹ Andererseits sucht theo die schuld für den terror der vaters gelegentlich eher in seinem eigenen verhalten und demjenigen der geschwister.²²

329

Zugleich berichtet der autor von phantasien, den vater umzubringen. Unter den obwaltenden umständen sind sie natürliche notwehrimpulse; zweifellos haben sie in dem jungen unlösbare innere konflikte und schuldgefühle hervorgerufen. Wie schwer es offenbar noch dem erwachsenen autor fiel, öffentlich zu seiner solidarität mit solcherart notwehrverhalten zu stehen, wird deutlich, wenn er sein kindliches alter ego in diesem zusammenhang als "trotzig" und altklug" bezeichnet. Der bericht über die

²⁰ Horst harych (a.a.o., seite 22)

²¹ "*Ich bete jeden Abend um meinen Tod*", sagt der 15jährige theo im vorliegenden buch. Zwei von theos brüder (josef und paul) endeten mit suizid, übrigens beide in der konfrontation mit einer übermächtigen staatsgewalt. Der älteste (erwin) kehrte als erwachsener zurück in die nunmehr polnische heimatregion. – Theo harychs lebenslanges tätiges bemühen, zu fortschritt und menschenfreundlichkeit beizutragen, kann eigentlich nur als heldenhaft bezeichnet werden. Aber auch er hat sich, mit 55 jahren, das leben genommen.

²² Selbst einen mordversuch des vaters an der ganzen familie will theo auf sich nehmen, um sich nicht "*die letzten Sympathien beim Vater zu verscherzen*". Dieser entwicklungspsychologisch begründbare impuls findet sich regelhaft bei kindern aus dysfunktionalen familien (auch wenn es um incest geht). Später stellt er oft das größte hindernis zur heilung traumatischer kindheitserfahrungen dar. (Zum thema dysfunktionale elternhäuser siehe literaturangaben bei D+T: <http://www.dissoziation-und-trauma.de/literatur/schwarze-paedagogik-disfunktionales-elternhaus-liste>)

ereignisse rund um die "vatermörderin" suse könnte teil eines notwendigen klärungs- und aufarbeitungsprozesses beim autor gewesen sein.²³

Als theo sich nach dem zehnten lebensjahr überlebensmöglichkeiten außerhalb des elternhauses suchen muß, trifft er (bei weiterhin leidvollen erfahrungen) gelegentlich auf menschen, die es gut mit ihm meinen – oder ihn zumindest als mitmenschen ernstnehmen.

Daß selbst winzige momente von unterstützung und zuwendung (sei es selbst mit einem rehkitz) in solcher höllenhaften kindheit entscheidend zum aufbau innerer ressourcen beitragen, zu vertrauen, beharrlichkeit und lebenswillen, wird beim lesen nachvollziehbar. Auch harychs aktiver und weitestmöglich selbstbestimmter lebensweg als erwachsener wäre ohne solche ressourcen undenkbar gewesen. – Andererseits sind auch manche der wenigen zugewandten bezugspersonen in theos kindheit unablösbar verbunden mit schrecklichen lektionen über die erwachsenenwelt.²⁴

In der achtsamen beschreibung auch der bösen und zutiefst deprimierenden erfahrungen liegt klage und trauer, die theo harych im erzählen und aufschreiben wohl immerhin teilweise zulassen konnte. Und anklage – die sich jedoch weniger gegen einzelne personen richtet, sondern eher gegen grundlegende machtzusammenhänge. Am konkretesten wird die anklage, wo es um menschenfeindliche, verdinglichte dogmen der katholischen kirche geht und deren auswirkung auf die bevölkerung, keineswegs nur auf die bitterarmen landarbeiter.

Übermächtige, strukturelle unterdrückungsmechanismen begünstigen bei uns allen destruktive selbstschutz- und widerstandsformen. Männer wie frauen werden böse und falsch oder flüchten sich in ideologien – damals, heute und überall auf der welt, in jeweils unterschiedlichen ausformungen. Bei uns nur besser kaschiert durch individuelle ersatzbefriedigung, *normalpathologischen* konsens²⁵, sozialadministrative maßnahmen und medienrhetorische umkonnotierung. Und genauso wie damals verkriechen sich auch bei uns heutzutage solche von mitmenschen und äußeren umständen langfristig zu boden geknüppelte personen; gerade sie können sich unterstützung von außen nicht mehr vorstellen, eigene aktivität gleich garnicht. Sie zerfleischen sich gegenseitig oder richten sich ein in den schlimmsten lebensbedingungen, buchstäblich bis in den tod.

²³ Ein kind, das seinen wie auch immer sadistisch-mörderischen vater umbringt, hätte wohl auch 1951 kein verständnis gefunden in der gesellschaftlichen normalität – im osten wie im westen deutschlands. Zumal wenn es ein mädchen wäre.

²⁴ Dazuhin führte die eigene beteiligung am schlimmen schicksal des kriegsgefangenen iwan und des alten lubin bei dem kind theo mit großer wahrscheinlichkeit zu traumatischen, möglicherweise noch im erwachsenenalter abgespaltenen schuldgefühlen.

²⁵ Vgl. arno gruen: *'Der Wahnsinn der Normalität'* (münchen 1987) sowie hans kilian: *'Das enteignete Bewußtsein'* (neuwied 1971).



Unterdrückte wut über menschenunwürdige lebensumstände, meist in verbindung mit unangemessenen sozialisationsbedingungen in der kindheit, wird von männern wie peter harych, dem vater, oftmals in alkohol ertränkt und in unkontrollierten ausbrüchen ausagiert, die wiederum durch alkohol begünstigt werden. Mangelhafte seelische strukturiertheit, lebenslang fehlende bestätigung ihres selbstwertgefühls, überforderung und hilflosigkeit wird kaschiert und kompensiert mit trotz, grobheit, brutalität, alkoholmißbrauch und (nicht zuletzt) frauenfeindlichem verhalten. Die selbstverachtung wird fast beliebig auf jeden mitmenschen projiziert; durch die rhetorische bestätigung von saufkumpanen werden solche reaktionsweisen munitioniert; nicht selten wird die ehefrau für den alkoholismus ihres mannes verantwortlich gemacht. Auch periodische, konsequenzlose reue-impulse gehören zur typischen psychodynamik unreifer, narzißtisch verwundeter männer, die eigentlich orientierung suchen und eine mutter. Bis in die wortwahl hinein finden sich die berichteten aggressiven verhaltensweisen auch heutzutage, auch bei uns. Jede mitarbeiterin eines frauenhauses kann es bezeugen. Natürlich auch die opfer und überlebenden von terroristischer häuslicher gewalt – die allerdings die erlittene realität oft selbst ämtern und sozialarbeitern gegenüber verharmlosen, sogar noch in retrospektiven autobiografischen veröffentlichungen: weil sie sich schämen, weil sie verdrängen wollen und weil sie davon ausgehen, daß ihnen die wahrheit eh nicht geglaubt würde.

331

Wie sollten diese häusler und landarbeiter in posen vor dem Ersten Weltkrieg unter den obwaltenden sozialen (gesellschaftlichen) umständen, gedemütigt und immer am rand des verhungerns, der ihrem "männlichen" selbstverständnis entsprechenden versorger- und beschützerrolle gerechtwerden?²⁶ Die dazu komplementäre frauenrolle – verstehen, verzeihen, besänftigen, sexuell bereit und mutter sein – funktioniert demgegenüber durchaus, ja: sie kompensiert zusätzlich die selbst(wert)zerstörung des mannes. Häufig trug ein traditionelles kirchliches ideologem gerade bei frauen dazu bei, jedes aufbegehren zu unterbinden: *"Wen Gott liebt, dem schickt er das Kreuz."*²⁷

²⁶ Die relevanz von geschlechtsrollen wird besonders deutlich, als peters ältester sohn erwin sich gegen den vater stellt – jedoch nur soweit, daß er selbst eine alpha-funktion übernehmen kann. Offenbar erstmalig im leben kann der vater jetzt loslassen: er unterwirft sich erwins autorität, vor allem gegenüber den eigenen jähzornigen überreaktionen. – In einem zitierten brief erwins über den bruder theo, der *"zu Hause faulenzt und von meinem schwer verdienten Geld"* lebe, sowie in theo harychs zweitem buch IM GEISELTAL wird deutlich, daß erwin mit dieser väterlichen rolle zugleich jähzorn und verächtliche abwertung anderer verinnerlicht hat.

²⁷ So theos mutter. Spätestens wenn die prozedur der weihnachtlichen *Rosenkranz*-gebete geschildert wird, erinnern wir uns unweigerlich an karl marx mit seinem diktum, die religion sei das opium des

Auch einer Ehescheidung steht die Moral der katholischen Kirche entgegen. Zugleich ist in diesen Schichten die normative Unterordnung der Frauen unter den Mann und ihre Rolle als Gebärende und Mutter noch völlig selbstverständlich. Frauen wie Theos Mutter projizieren die daraus folgende Selbstverachtung – meist auf katholisch definierte "Sünden" anderer Leute; geht es um Frauen, wird dazu in der Regel soziale "Schande" perhorresziert. Die Binnenerzählung der Magd Suse, die zusammen mit ihren Geschwistern den sadistischen Alkoholiker-Vater umgebracht hat, bekräftigt diese Erfahrung: Kinder, arme und Frauen haben sich zu fügen, Männer und Institutionen setzen ihre Werte und Interessen durch.

Das Verhältnis zwischen den Eltern läßt sich in Harychs Darstellung interpretieren als Verklammerung zweier zueinander komplementärer Selbststörungen. Signifikant ist die bei Theos Mutter nach dem Tod des Ehemannes sich entfaltende unempathische Selbstgerechtigkeit, durch die sie mitverantwortlich wird für den Suizid des Verlobten ihrer Tochter sowie fast noch einer Nachbarin mit deren zwei Kindern. Daß sie irgendwann eigene Schuld empfunden hätte, wird im gesamten Buch nicht erwähnt; alles geschah ja nur, weil Gott es so wollte, und sie selbst empfand sich offenbar durchgängig als dessen unfehlbares Sprachrohr, unermüdlich anderen Menschen deren angebliche Schuld vorhaltend und ebenso reflexhaft ihre konditionierte Bemutterungsattitüde zelebrierend (so auch an der durch sie selbst ins Unheil gestürzten Nachbarin).

Derlei psycho(patho)logische Zusammenhänge nachzuvollziehen, kann böses, menschenverachtendes Verhalten niemals entschuldigen, aber gerade die Geschichte dieser Familie erinnert daran, wie dünn die Schicht von Menschlichkeit oder Humanität ist und daß sie der Pflege bedarf, soll nicht *barbarei* wieder hervorbrechen: eine nach wie vor gültige Lektion der *Erziehung nach Auschwitz*.²⁸

volkes. Jedoch ist nicht Spiritualität (Religio) an sich pathologisch, vielmehr kann die durch organisierte Religionsgemeinschaften bewirkte ideologische Indoktrinierung (*Mind Control*) Suchtstruktur haben bzw. wahnhaft werden.

²⁸ Max Horkheimer und Theodor W. Adorno versuchten in ihrem Werk, Antworten zu geben auf die Frage, "warum die Menschheit, anstatt in einen wahrhaft menschlichen Zustand einzutreten, in eine neue Art von Barbarei versinkt" (Vorrede zu *'Dialektik der Aufklärung'*; Adorno GS 3, Seite 11). Adornos Vortrag *'Erziehung nach Auschwitz'* wurde 1966 im Rundfunk gesendet; er steht in GS 10.2 (Seite 674–690). – In einem strukturell und psychologisch ähnlichen Teufelskreis stecken auch in der "reichen" BRD zigtausende Menschen: zwischen Arbeits- und Perspektivlosigkeit, Überschuldung (oft durch kompensatorischen Konsum) und Flucht in Alkohol. Familiäre und fremdenfeindliche Gewalt sind die nächsten Stationen der Spirale der (selbst-)Zerstörung, bei uns wie *hinter den schwarzen Wäldern*.

Nicht wenige im buch geschilderte szenen erinnern kaum zufällig unweigerlich an die haltlose, sadistische brutalität von NS-tätern. Neben peter harych tun sich ein anderer vater sowie lehrer, pfarrer, ein f örster und ein gutsbesitzer²⁹ in dieser weise hervor. Solche normalität bildete zweifellos einen grundstock für den terror vieler nazi-täter – ursprünglich auch ganz *normale männer*.³⁰

Daß die menschenverachtende und mörderisch indolente mentalität der KZ-schergen nicht 1933 entstanden ist, daß sie längst vorher teil der gesellschaftlichen normalität war, wurde mir gerade durch theo harychs zeitzeugenbericht HINTER DEN SCHWARZEN WÄLDERN zur unabweisbaren gewißheit.

Derartiges umkippen individueller seelischer zerstörung in irrationale, sadistische gewaltausübung gehört wohl leider zu den grundformen menschlicher selbststabilisierung. Es findet sich zu allen zeiten, in allen schichten, und vorrangig bei männern.

Der bereits erwähnte gewohnheitsmäßige und sozial akzeptierte alkoholmißbrauch unter männern ist ein zentrales thema des buches. "Trunksucht" wurde zwar bereits 1778 und 1849 ("Alcoholicus chronicus") als krankheit beschrieben³¹, im öffentlichen bewußtsein galten alkoholranke jedoch bis in unsere zeit als willensschwach, asozial oder als s ünder. – In den staatlich gegängelten medien der DDR wurde das problem alkoholismus weitgehend vertuscht.³² Erst in den 80er jahren erschienen dort einige wenige, bis heute sehr lesenswerte autobiografisch begründete veröffentlichungen zu diesem thema.³³ Theo harychs HINTER DEN SCHWARZEN WÄLDERN war wohl das erste.

333

Noch anfang des 20. jahrhunderts ist für diese dörfler, bürger des *Deutschen Kaiserreichs*, das leben vorrangig ein schlachtfeld zwischen gott und dem teufel, – und mittendrin die menschen, deren "*ewiges Leben*" auf den spiel steht und deren normative, moralische orientierung fast ausschließlich in den vorgaben der katholischen kirche besteht! "*Gott*" ist in diesem weltbild kaum mehr als der gegenpol

²⁹ "Wazeck schoß grundsätzlich allen Tieren in den Bauch. Darüber hätte man sich wundern können, doch später erfuhr man den Grund. Der Wazeck hatte seinem Leibdiener erzählt, daß die Tiere so schön brüllen, wenn sie eine Bleiladung im Bauch haben."

³⁰ Christopher r. browning: '*Ganz normale Männer. Das Reserve-Polizeibataillon 101 und die 'Endlösung' in Polen*' (reinbek 1996); paul kohl: '*Der Krieg der deutschen Wehrmacht und der Polizei 1941–1944*' (frankfurt/m. 1995).

³¹ Vgl. lothar schmidt: '*Alkoholkrankheit und Alkoholmissbrauch*' (stuttgart 1997, seite 27).

³² Zum besonderen sozialen problem wurde alkoholabusus dort wohl vorrangig wegen dieser tabuisierung; erheblich mehr als z.b. in der BRD wurde in der DDR offenbar nicht getrunken (vgl. thomas hochan: '*Blauler Würger – So trank die DDR*', berlin 2011).

³³ Reinhardt o. hahn: '*Das letzte erste Glas*' (halle/leipzig 1986); hans-ulrich strack (hrsg.): '*Rosa Nacht und schwarzes Licht*' (berlin 1989); hildegard rauchfuß: '*Schlußstrich*' (halle/leipzig 1986); ingrid johannis: '*Das siebente Brennesselhemd*' (berlin 1986); sibylle hentschel: '*Umklammerung*' (berlin 1990); sonja anders: '*Zwischen Himmel und Hölle*' (berlin 1990); johanna stein: '*Bedenkzeit*' (berlin 1990).

zu einem *"Teufel"*, auf den alles unangenehme projiziert werden kann, zumal böses meist viel prägnanter vorstellbar und benennbar ist als gutes. Aus dieser dichotomie werden beliebige interessengeleitete interpretationen und schuldzuschreibungen abgeleitet. *"Betteln? Das war bei uns zuhause verpönt. Wer soweit herabgesunken ist, den hat Gott gestraft, hieß es."* So schreibt theo harych in seinem im anhang dokumentierten autobiografischen bericht. Meist passen definitionen und gewichtungen von *"sünden"* nahtlos zu den interessen des staates, seiner funktionäre, der pfarrer und der reichen leute.³⁴

In der darstellung von theos fanatisch kirchengläubiger mutter wird nachvollziehbar, wie die phantasmagorie der "macht gottes" gerade gesellschaftlich machtlosen frauen dazu dienen konnte, eigene überzeugungen durchzusetzen, gelegentlich mit tödlicher wirkung.³⁵ Die rolle der katholischen indoktrinierung für das zutiefst gestörte selbstwertgefühl der menschen wird auch im vielfach gebrochenen verhältnis zumindest der bettelarmen, halb analphabetischen häusler zu *"Sünde"* und *"Schande"* deutlich. Bei theos mutter wechseln katholisch-dogmatische, völlig empathielose impulse und fast ebenso reflexhaft erscheinende mütterliche sorge manchmal satz für satz.³⁶ Affektiv unberechenbare vorbilder wie theos eltern mußten kinder fast unausweichlich zu lüge und scheinheiligkeit erziehen. Nachträgliche *"Beichte"* und auferlegte *"Buße"* werden mechanisch absolviert, gelegentlich vorab eingeplant³⁷ – oder aber der junge mensch lernt, aggressive impulse mit der autorität eines *falschen selbst* zu legitimieren.

Durchgängig zeigt sich in harychs beschreibungen eine grundlegende entfremdung des christlichen glaubens innerhalb der etablierten kirchen (wohl vorrangig der katholischen).³⁸ So argwöhnt theos mutter angesichts seiner schlecht verheilenden augenverletzung: *"Die Frau hat einen bösen Blick, sie hat dein Auge verhext"* – und braut eine *"Hexensalbe"* dagegen. Derlei rituale galten in diesem katholischen umfeld offenbar nicht als sündhaft. An die scheinheilig-moralistische psychodynamik von

³⁴ Daß katholisches christentum keineswegs gleichzusetzen ist mit solchen verdinglichten deformationen, wird deutlich bei menschen wie dem katholischen widerstandskämpfer michael brink, dessen hauptwerke ebenfalls bei A+C wiederveröffentlicht wurden: *'Don Quichotte. Bild und Wirklichkeit'* (berlin 1942/heidelberg 1946; berlin 2013) und *'Revolutio humana'* (heidelberg 1946; berlin 2013).

³⁵ In vergleichbarer ideologischer abhängigkeit denunzierten während der NS-zeit menschen ihre nachbarn, weil sie "juden" bei sich versteckt hielten. – Und wie ist es heute?

³⁶ Deren schwester bezeichnet eine überwältigend große menge von goldstücken, die vor ihr auf dem tisch liegt, im einen satz als *"sündhaftes Geld"*, im übernächsten satz als *"schönes Geld"*. Später werden die goldstücke in papiergeld gewechselt, um den (gewissermaßen magischen) zusammenhang zur vorgeschichte zu unterbrechen.

³⁷ *"Ich wollte mir damals den Ablass verdienen, weil ich mit der Singbert-Marie was hatte."*

³⁸ Siehe thematisch auch von konrad telmann: *'Unter den Dolomiten'* (dresden 1898). Dieser roman erregte in den jahren nach seiner veröffentlichung heftige öffentliche diskussion und ist noch heute lesenswert.

"hexen"-prozessen³⁹ erinnert die treibjagd auf eine frau, die ein uneheliches kind nach der geburt (mutmaßlich) getötet hat, um der "*Schande*" zu entgehen.

Besonders schrecklich wird es, wenn menschen seit der kindheit als "*vom Teufel besessen*" gelten – sie können machen, was sie wollen. So bezeichnet nach harychs darstellung selbst die oberin einer erziehungsanstalt der "*Barmherzigen Schwestern*" ein mädchen als "*odmiana*" (teufelsbrut). Die magd josepha, ebenfalls als "*odmiana*" gebrandmarkt (und auch opfer eines gewalttätigen alkoholikervaters), wird von den töchtern des hauses ausgepeitscht, nachdem sie sich "*unzüchtig*" verhalten hat. Diese töchter bereiten sich zur selben zeit auf den schritt ins kloster vor.⁴⁰

Alles nur vergangenheit? Zumindest teufels- und hexenglaube sind noch immer (auch in europa) weiter verbreitet, als wir glauben möchten. Jede internetrecherche auf grundlage des stichworts *exorzismus* fördert eine fülle überraschender und befremdlicher tatsachen zutage. So werden exorzistische rituale noch heutzutage von einzelnen katholischen würdenträgern (bis in den vatikan hinein) legitimiert. Umso plausibler ist auf dieser grundlage die existenz von satanistisch orientierter ritueller gewalt – die aber vom öffentlichen mainstream nach wie vor bezweifelt wird.

Alles geht drunter und drüber im gesellschaftlichen verständnis der geschilderten landbevölkerung in poses, – bürgerliche rechtsnormen, naiv-christliche überzeugungen, kirchliche ideologeme, regionale überlieferungen, vorurteile und irrationale ängste. Ethische reflexion als moment eigener bewußtseinsentwicklung fehlt zur gänze, moralische beurteilungen orientieren sich fast ausschließlich an unreflektiert reproduzierten, dazuhin oft widersprüchlichen⁴¹ dogmen der katholischen kirche (die durch regelmäßige beichten aufgefrischt werden), vermischt mit anklängen an mittelalterliche "gottesurteile" – und weit weg in berlin sitzt ein fast mythischer kaiser, der (bis 1918) entweder als garant der regionalen mächte oder als säkularer heiliger beschworen wird.⁴² "*Blut schreit nach Blut, dies haben unsere Urväter schon gelehrt*" und meineid ist den bauern ein kirchlich-abergläubisches, kein juristisches delikt. Rechtsstaatliche kriterien und möglichkeiten – soweit es sie gab – blieben dieser landbevölkerung weitgehend verschlossen, zumal sie für anwälte kaum geld übrig

³⁹ Vgl. hierzu das sehr lesenswerte buch von michael kunze: '*Straße ins Feuer*' (münchen 1982), entstanden nach kunzes dissertation '*Der Prozeß Pappenheimer*' (ebelsbach 1981).

⁴⁰ Gerade im bericht über diese förstersfamilie wird die korrelation zwischen bigottem katholizismus und sadistisch-menschenfeindlichem terror offensichtlich. Mentalitätsgeschichtlich gesehen, liegt auch hier eine der keimzellen des nazismus. Sadismus unter der fassade von sittenstremem christentum mußten bekanntlich bis in unsere jahre "zöglinge" kirchlich geführter kinderheime erdulden. – Das scheinheilig-brutale szenarium der auspeitschung von josepha findet sich wieder in aktuellen zeugnissen von menschen, die gewalttätige elternhäuser oder rituelle gewalt überlebt haben.

⁴¹ Einzelne von harych dargestellte konstellationen im institutionellen umkreis zeigen *doublebind*-botschaften, wie sie typisch sind auch für dysfunktionale elternhäuser.

⁴² Die zwei generationen früher spielenden erzählungen von adelheid reinbold (1800–1839): '*Russische Scenen & Irrwisch-Fritze*' (neuausgabe leipzig 2010: A+C) vermitteln die historische kontinuierlichkeit solcher sozialpsychologischer umstände.

hatten. Der tägliche kampf ums überleben steht an erster stelle; individuelle bedürfnisse und intentionen werden vorrangig durch rhetorische tricks und winkelzüge auf grundlage dieser gemengelage von normen durchgesetzt. Für viele männer scheint pure gewalt einziges erfolgversprechendes mittel, um konflikte zu lösen; in lebenslang unterdrückter ohnmächtiger wut über ihre lebensumstände prügeln die männer gelegentlich aufeinander ein, natürlich auch auf frauen und kinder.⁴³ – Politisches bewußtsein entsteht auf diese weise kaum. Später, als fabrikarbeiter in senftenberg, sind für theos eltern die bergarbeiter im organisierten kampf um die achtstundenwoche faulenzler, narren und gotteslästerer.⁴⁴

Schon als ethnografisch lesenswerter zeitzeugenbericht wäre HINTER DEN SCHWARZEN WÄLDERN wert, wiederveröffentlicht zu werden. Es ist aber zugleich eine exemplarische fallstudie über grundlegende soziale und psychologische hintergründe und zusammenhänge von dysfunktionalen sozialisationsbedingungen und familiärer gewalt – auch bei uns, trotz aller hinzugekommenen administrativen unterstützungsmöglichkeiten. Theo harychs buch steht für viele tausende ungeschriebene leidensgeschichten. Außer manchen sozialarbeitern, mitarbeiterinnen von frauenhäusern und gelegentlich der regenbogenpresse interessiert sich auch bei uns kaum jemand für diese tagtägliche realität hinter manchen wohnungstüren.

HINTER DEN SCHWARZEN WÄLDERN ist zugleich ein mahnmal – zur erinnerung an diese familie und an hunderttausende, millionen menschen damals und zu allen zeiten, im Deutschen Reich und überall auf der welt, – menschen, die am rand des verhungerns vegetieren müssen, in täglichem überlebenskampf jedes gegen jeden, irregeführt und gedemütigt von der gesellschaft, zu der sie gehören, sich selbst mißachtend. Menschen wie wir, mit den gleichen bedürfnissen nach anerkennung und nähe, nach liebe und lachen, nach frieden.



⁴³ "Dresche" war bekanntlich bis in jüngste zeit vorherrschendes erziehungsprinzip, zumindest für jungen. Auch für meinen vater (geboren 1921) gehörte dieser begriff zum ichsyntonen normenschatz; im kindertagebuch zitierte ich einmal: "Er sprach von erziehungsanstalt, wo ich 'jeden tag verdroschen' werde." (*'Außenseiter-Allüren'*, leipzig 2009; eintragung vom 30.8.68)

⁴⁴ Siehe hierzu auch den roman *'Was ist Wahrheit?'* (dresden/leipzig 1903) des bereits erwähnten, leider fast vergessenen naturalistischen schriftstellers konrad telmann.

Theo harychs erstes buch paßte zu den literaturpolitischen intentionen der jungen DDR: einer ganz von unten berichtet von seinem harten schicksal, im täglichen kampf ums überleben, drangsaliert von "ostelbischen junkern" und preußischen "pickelhauben". Nach erscheinen besuchte der autor lehrgänge des Schriftsteller-Verbandes, er reiste zu lesungen, ließ sich von verlagsfunktionären "helfen" bei der arbeit an seinem zweiten buch. –

IM GEISELTAL erschien 1952. Es knüpft direkt an das ende des hier vorliegenden an. Harych wollte darin von seiner zeit als bergbaukumpel in mitteldeutschland berichten, von der begegnung mit max hoelz, dem revolutionären (jedoch KPD-unabhängigen) arbeiterführer während des Mitteldeutschen Aufstands. Roter faden der handlung sind arbeiter, die aus verschiedenen blickwinkeln gerechtigkeit (oder einfach nur menschenwürdiges leben) suchen. Etliche kämpfen mit der waffe, mit sabotage, andere hoffen auf gewerkschaftliche verhandlungen, auf streik, wieder andere sehen den einzigen weg in der anpassung an die übermacht der kapitaleigner. Die meisten arbeiter trauen sich kein eigenes urteil zu über recht und unrecht, über ausbeuter und politische parteien. Deutlich zeigt sich eine kontinuierität der darstellung aus HINTER DEN SCHWARZEN WÄLDERN. Eingelagert in diesen zeitzeugenbericht sind biografische passagen über die drei hauptfiguren, theo und seine beiden brüder erwin und paul, die ebenfalls an harychs erstes buch anknüpfen. Erwin, der älteste sohn, hat des vaters jähzorn, auch seine neigung zu autoritär-verächtlicher abwertung verinnerlicht. Auf seine weise möchte er den kleinen bruder theo beschützen; letztlich aber hat er resigniert. Zunächst versucht er, sich an den kleinbürgerlichen aufsteigern zu orientieren, später geht er zurück nach polen, in die schrecklich-vertraute idylle des dorfes. Paul verrennt sich in der orientierung an einem terroristischen einzelkämpfer und nimmt sich in der haft das leben. (In diesem mit sympathie und ablehnung zugleich geschilderten revolutionären einzelkämpfer verbirgt sich möglicherweise harychs auseinandersetzung mit max hoelz.) –

Die aus harychs manuskript entstandene buchausgabe ist allerdings durchsetzt mit didaktischen agitprop-passagen rund um die "machtvolle" arbeiterklasse, auch für unbefangene leser deutlich als fremdkörper zu erkennen.⁴⁵ Gleichwohl läßt sich die authentizität der damaligen arbeiterbewegung noch deutlich nachempfinden.

⁴⁵ Im manuskript einer letzten umarbeitung durch einen lektor (Harych-Bestand im Archiv der Akademie der Künste Berlin, Signatur 5) wurde beispielsweise aus der anrede "*Kumpels, Arbeiter der [zeche] Charlotte, meine Kollegen und Freunde!*" ein martialisches "*Genossen!*". Mehrere nachträglich dazugeklebte, offenbar frei erfundene szenen illustrieren die offizielle geschichtsschreibung vom kampf der kommunistischen arbeiter. Nuanciert geänderte einzelne begriffe profilieren eine durchgängige frontstellung zwischen gewerkschaftsführern und sozialdemokratischen versus kommunistischen arbeitern, die in harychs ursprünglichem manuskript fehlte.

Letztlich überwiegt in der Konzeption des zweiten wie des ersten Buches Ratlosigkeit: Auf welche Weise kann die Not des Proletariats verringert werden? Durch pure Gewalt, durch revolutionäre Parteidisziplin oder durch Parlamentarismus und Verhandlungen? – Als der Bruder Erwin sich vom Kommunismus abkehrt, läßt der Autor ihn das begründen: *"Weil ich keiner Partei mehr traue. Ich habe keine Lust, mich noch einmal hereinlegen zu lassen. Die wollen auch bloß an die Macht kommen, um sich die Taschen vollzustopfen. Geld ist Macht, und alle sind käuflich."* Theo Harych ist dann zu keiner Zeit in die SED eingetreten und hat dies (wie der Sohn Horst berichtet) durchaus auch bei Lesungen offen bekundet. Demgegenüber formuliert er in einer fast intimen Passage Gedanken zur eigenen Lebensperspektive: *"Jedes gute Wort, jede Liebeshandlung kommt zu dem Gebenden mit Zinsen zurück. Das unvernünftige Tier bleibt niemand etwas schuldig; die Maschine, das Werkzeug, die Drehbank erst recht nicht. Nur der Mensch macht manchmal eine Ausnahme. Aber nur, weil er dumm ist, weil er das Gesetz der Liebe nicht kennt. Ihn darüber zu belehren hilft wenig, nur Taten überzeugen."⁴⁶*

Der manipulative Druck durch funktionäre und parteilinientreue LeserInnen⁴⁷ hatte ihn dennoch nicht gleichgültig gelassen, denn Theo Harych wollte beitragen zu einer anderen, gerechteren Gesellschaft. – 1952 begann er mit der Arbeit an einem Roman zum Aufbau der Stalinallee (heute Karl-Marx-Allee), einem Schwerpunktthema des "Nationalen Aufbauwerks" (NAW) der DDR. Im Nachlaß findet sich von ihm gesammeltes Material dazu, außerdem mehrere halbfertige Manuskripte und Exposés. In einem Einschreibebrief an den Verlag setzt Harych dieses Projekt 1953 aus; er begründet seine Entscheidung mit schwerwiegenden gesundheitlichen Problemen.⁴⁸

Beim Lesen in diesem Manuskript, auch bei der Lektüre etlicher Kurzgeschichten, die in diesen Jahren für DDR-Zeitungen geschrieben und dort auch veröffentlicht wurden, hatte ich zwiespältige Empfindungen. Zwar lassen auch alle diese DDR-thematischen Arbeiten Harychs redliches Bemühen um *das Gute in den Menschen* spüren – aber nichts davon reißt mich mit, wie es seinen drei Hauptwerken gelang. Allzu deutlich wird, daß er sich an die agitatorisch-propagandistischen Vorgaben der SED-"Kulturpolitik" orientiert. Harychs gesundheitliche Probleme waren sicherlich nicht zuletzt auch seelische..

⁴⁶ IM GEISELTAL (Berlin 1958, Seite 299)

⁴⁷ Er wird belegt durch die im Archiv der AdK verwahrte Verlags-, Funktionärs- und Leserkorrespondenz. So heißt es im Brief einer Oberschule in Pirna, 1952: "Aus der Diskussion ging weiter hervor, daß Sie bisher in Ihren Werken eine realistische Gestaltung und Darstellung des Kampfes der Unterdrückten gegen ihre Unterdrücker vermissen liessen. Wir wurden uns schliesslich auch darüber einig, dass in Ihrem ersten Roman der optimistisch frohe Blick in die Zukunft fehlte." (AdK, Signatur 29-3)

⁴⁸ AdK, Signatur 19; die Manuskripte und Exposés sind unter der Signatur 7-12 zu finden.

Aber er gibt nicht auf. Noch ein drittes großes buch schreibt theo harych. Thema von IM NAMEN DES VOLKES? ist der justizmord an dem polnischen landarbeiter josef jakubowski, ein exemplarischer skandal der Weimarer Republik. Der autor recherchiert dazu umfassend in originalen akten und anderen quellen, nimmt kontakt auf zu zeitzeugen.⁴⁹ In vier hauptsträngen nimmt dieses buch die grundlegende thematik von HINTER DEN SCHWARZEN WÄLDERN wieder auf. "Schlecht, verdorben, gemein, gewissenlos"⁵⁰ werden menschen, die dauerhaft ausgenutzt, gedemütigt und unterdrückt werden von den herrschenden kräften – das ist die erste ebene. Alkohol, neben aggressivität die einzige gesellschaftskonforme kompensations- und fluchtmöglichkeit unterdrückter männer – das ist die zweite ebene. Kinder sind kaum mehr als verfügungsmasse, sind ballast, wenn eltern bettelarm sind. Nutztiere sind überlebenswichtig für häusler und landarbeiter, kinder nicht. Unter solchen umständen ist kinderliebe luxus, nicht etwa, weil die menschen genuin böse wären. Der vierte blickwinkel richtet sich auf korrupte bürokraten und politiker (denen es jedoch weniger um geld geht als vielmehr um macht, einfluß, um seilschaften).

Der unterschied zum *stalinallee*-manuskript könnte kaum krasser sein. Hier geht es wieder um menschen, themen, situationen, konflikte, um leid und um kampf, wie er theo harych in die seele gebrannt war! Parteiideologische verfälschungen gab es bei diesem buch offenbar kaum; harych war als sozialistisch-proletarischer vorzeigeschriftsteller wohl nicht mehr interessant.⁵¹

Empfindungen der handelnden personen werden in diesem buch differenzierter als in den früheren büchern dargestellt; möglicherweise konnte der autor empathie für das leid von menschen nach der teilweisen verarbeitung der eigenen traumatisierungen in stärkerem maße in sich zulassen. In seiner gesellschaftskritischen grundaussage ist es von bleibender aktualität – obwohl menschenverachtung und machtmißbrauch heutzutage und hierzulande juristisch ungleich besser verklausuliert werden können. IM NAMEN DES VOLKES? erschien 1958; am 22. februar desselben jahres nahm theo harych sich das leben.

Mondrian graf v. lüttichau

⁴⁹ AdK, signatur 16–19.

⁵⁰ IM NAMEN DES VOLKES? (berlin 1958, seite 40)

⁵¹ Die manuskripte der drei bücher liegen im archiv der Akademie der Künste Berlin. Nach IM NAMEN DES VOLKES? entstand 1962 in der DDR ein spielfilm: *Mord ohne Sühne* (Regie carl balhaus). Schon zuvor hatte der bedeutende regisseur falk harnack, der die DDR bereits 1952 verlassen hatte, über eine verfilmung nachgedacht (brief an harych 16.10.57; AdK signatur 30–3).

**Auf einige romane und erzählungen möchte ich
im zusammenhang mit theo harychs themen hinweisen:**

Adam scharrer: *'Maulwürfe. Ein deutscher Bauernroman'*
(prag 1934; berlin 1945)

Hans marchwitza: *'Meine Jugend'* (berlin 1951)

Maxim gorki: *'Meine Kindheit'* (1913; wien 1947 und andere ausgaben)

Maxim gorki: *'Meine Universitäten'* (berlin 1946 und andere ausgaben)

Johannes bobrowski: *'Levins Mühle'* (berlin 1964)

Christine lavant: *'Das Wechselbälgchen'* (salzburg/wien 1998)

Heinrich hauser: *'Kampf'* (jena 1934; neuausgabe berlin 2014:
www.autonomie-und-chaos.berlin)

Edith grenen (i. e. maria lazar): *'Die Eingeborenen von Maria Blut'*
(rudolstadt 1958)
(neuausgabe bei www.autonomie-und-chaos.de vorgesehen)

Konrad telmann *'Unter den Dolomiten'* (dresden 1898)

Albert lamm: *'Betrogene Jugend. Aus einem Erwerbslosenheim'*
(berlin 1932;
neuauflage berlin 2012: www.autonomie-und-chaos.berlin)

Lena christ: *'Erinnerungen einer Überflüssigen'* (münchen 1912)

Maria wimmer *'Die Kindheit auf dem Lande'* (reinbek 1978)

Johannes freumbichler *'Philomena Ellenhub'* (berlin 1937)

Karl emil franzos: *'Judith Trachtenberg'* (stuttgart 1917)

Charles dickens: *'Oliver Twist'* (london 1837/39)

Adelheid reinbold: *'Russische Scenen & Irrwisch-Fritze'*
(leipzig 1842; neuausgabe leipzig 2010: www.autonomie-und-chaos.de)

Friedrich wolf: *'Cyankali'* (berlin 1929)

michel kunze: *'Straße ins Feuer'* (münchen 1982)

Heinrich mann: *'Der Untertan'* (leipzig 1918)